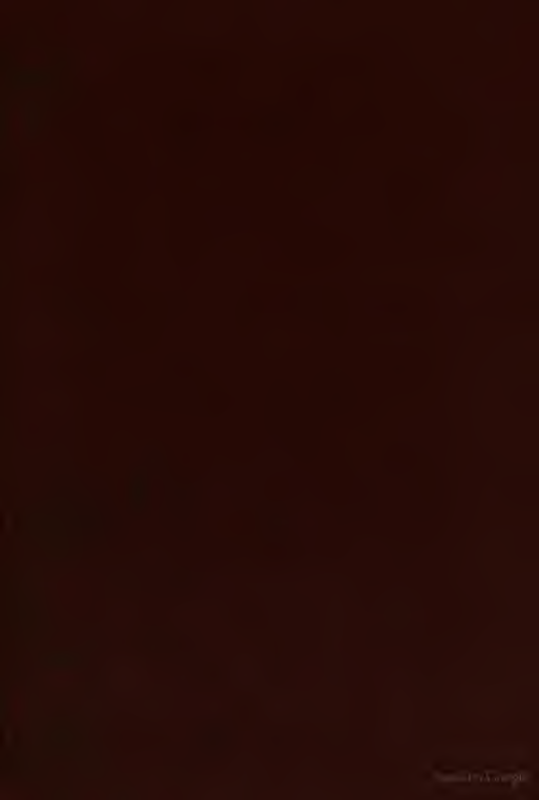



IN LUMINE TUO VIDEBIMUS LUMEN
SIGILLUM · COLLEGII · COLUMBIAE · NOVI · EBORACI



Aus dem Leben

Theodor von Bernhardis.

Sechster Theil:

Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897.

Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes.

Tagebuchblätter
aus den Jahren 1864—1866.

Von

Theodor von Bernhardi.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897.



Vorwort.

Der vorliegende sechste Band der Bernhardischen Aufzeichnungen führt den Leser aus der Mitte der schleswig-holsteinischen Verwirrung an die Schwelle des Krieges, der dieser und zugleich der halbhundertjährigen deutschen Verwirrung ein Ende machte.

In doppelter Rücksicht darf dieser Beitrag zur Zeitgeschichte auf Beachtung Anspruch erheben: wegen der Schärfe mit welcher die Unhaltbarkeit der Zustände nachgewiesen wird, in welche Deutschland und Europa seit dem Jahre 1859 gerathen waren, und wegen der Sicherheit, mit welcher der Verfasser die Symptome der rettenden Wendung erkennt, die uns durch den Krieg von 1866 gebracht werden sollte.

Zwischen den Zeilen der in London geführten Tagebücher, die den ersten Abschnitt des vorliegenden Bandes bilden, steht außerdem geschrieben, was der Mehrheit der Zeitgenossen erst erheblich später aufgegangen ist: daß die britische Rathlosigkeit der Jahre 1864/1865 der bis dahin allseitig anerkannten europäischen Stellung des Inselreiches einen Stoß ertheilt habe, von welchem dasselbe sich nicht wieder zu erholen vermochte.

Fast unmittelbar nach der Rückkehr aus England zieht der Verfasser mit gleicher Sicherheit ein anderes Facit: gegen die eigene Erwartung sieht er sich zu dem Eingeständniß bestimmt, daß Deutschland allein im preußischen Regierungs-Lager lebt, und daß alles Uebrige „eitel Trümmer" darstellt. Er sieht die Rettung von einer Seite kommen, die er als gegnerische zu betrachten gewohnt gewesen

war, und er erkennt die Ueberlegenheit eines Staatsmannes, dessen Politik er bisher mißbilligt hatte.

An dieser Wendung in den Anschauungen Bernhardi's haben die Unbestechlichkeit seines Urtheils und die Wärme seiner patriotischen Empfindung gleich starken Antheil gehabt. Schritt für Schritt läßt sich in Bernhardi's Aufzeichnungen verfolgen, daß er Nebensächliches und Vorübergehendes von Wesentlichem auseinander zu halten und die Fäden der Bismarck'schen Politik zu ergreifen weiß, sobald die erste der um diese Politik gelegten Hüllen gefallen ist. Ein Mal über die Ziele beruhigt, läßt er sich durch Irrungen und Mißgriffe, die mit unterlaufen und die seinem scharfen Blick nicht entgehen, keinen Augenblick beirren. Er wägt das Einzelne nicht nur nach seinem specifischen Gehalt, sondern nach der Bedeutung ab, die dasselbe für das Ganze hat. Die Fähigkeit den Blick unverwandt auf dieses Ganze zu richten aber hat er der Sicherheit seines politischen Tacts, der Festigkeit seiner vaterländischen Gesinnung zu danken. Was es während der Jahre 1864 und 1865 mit dem Verständniß der Zeitläufe auf sich gehabt, welche in den Krieg von 1866 ausmündeten, erfährt der Leser in noch nicht dagewesenem Umfange. Von den zahlreichen durch Stellung und Einsicht hervorragenden Männern, mit denen Bernhardi damals verkehrte, hält die Mehrheit an Anschauungen fest, die aus der sogenannten Conflictszeit herübergenommen sind und die den seinigen diametral gegenüberstehen. Immer wieder treten Zwischenfälle ein, die die Verständigung auch mit den besten der ehemaligen Gesinnungsgenossen erschweren, und über die der Tagebuchschreiber selbst nur mit Anstrengung hinwegkommt. Es bedarf der ganzen Unbestechlichkeit seines Urtheils, damit er unbeirrt auf dem Wege weitergeht, den sein patriotischer Instinct ihm gewiesen und auf welchem der befreundeten Gefährten immer weniger werden, je näher man an den Scheidepunkt kommt. Dafür wird dem selbstlosen, durch eine lange Schule der Entsagung gegangenen Mann im entscheidenden Augenblick die Befriedigung, mit Hand anlegen zu dürfen

an den Kriegspflug, in dessen Furchen die Saat der besseren Zukunft gestreut werden sollte.

Ueber die Geschichte des Jahres 1864 bis 1866 liegen zahlreiche, nach den verschiedensten Gesichtspunkten geschriebene Berichte vor, darunter solche die einzelne Verhältnisse mit einer aktenmäßigen Genauigkeit beleuchten, wie sie von den Aufzeichnungen eines Privatmannes nicht erwartet und nicht verlangt werden kann. Dafür tragen die Bernhardi'schen Denkwürdigkeiten, weil sie ohne jede Tendenz und Voreingenommenheit — ja ohne den Gedanken an Veröffentlichung und lediglich als Anhalt für die eigene Erinnerung niedergeschrieben sind — den untrüglichen Stempel einer Objectivität, die auch von aktenmäßigen Darstellungen nur selten erreicht wird und ihnen den Werth einer historischen Quelle ersten Ranges verleiht: ja sie dürfen einen entscheidenden und in seiner Art einzigen Vorzug in Anspruch nehmen, — denjenigen nämlich: von einem Manne verfaßt worden zu sein, der die große Wandlung aus der Conflicts- zur Einigungszeit so zu sagen am eigenen Leibe durchgemacht hat, ohne daß er mit seiner Vergangenheit zu brechen und eine Parteilichkeit gegen die andere auszutauschen nöthig gehabt hätte. Der Leser der „Tagebücher" empfängt dieselbe Belehrung, die dem Schreiber selbst zu Theil geworden war: die Belehrung durch die Thatsachen. Ipsissimis verbis läßt der Verfasser die betheiligten Parteien ihre Sache durch den Mund hervorragender Männer führen, bis ins Einzelne weist er in jedem Falle die Motive nach, die für seine Entschließungen maßgebend gewesen sind. Ganz besonders gilt das von den Thatsachen, die Bernhardi zur Abwendung von der Sache des Herzogs von Augustenburg bestimmten und an denen Herr Karl Sammer*) zu einem gehässigen Angriff gegen den Mann Veranlassung genommen hat, der die Untrennbarkeit des schleswig-holstein'schen Interesses von dem preußischen seit dem ersten Tage seiner Beziehungen zu dem von

*) Vgl. die No. 20 u. 21 der Wochenschrift „die Nation" (Febr. 1896).

Sammwer, dem Vater, wenig glücklich berathenen Fürsten betont hatte.*) Doch das nur beiläufig. Auf Beifall und Zustimmung des beschränkten und rechthaberischen Philisteriums haben Männer von sittlichem und intellectuellem Ernst zu allen Zeiten Verzicht leisten müssen, zumal wenn sie wie Bernhardi die Beschäftigung mit öffentlichen Dingen weder als Metier noch als Unterhaltung, sondern als Beruf trieben.

Daß dieser Beruf nicht der einzige war, der dem Verfasser der Tagebücher zugefallen, wissen die Leser aus Bernhardis historischen Schriften und erfahren sie durch den Umstand, daß der größte Feldherr der Neuzeit diesen nicht dem Soldatenstande angehörigen Historiker während des Krieges von 1866 mit der Vertretung der militärischen und politischen Interessen Preußens im italienischen Hauptquartier betraute.

*) In dem dickleibigen, mit augenfälliger Tendenz geschriebenen Buche „Schleswig Holsteins Befreiung" ist Herr S. auf diesen Angriff nur ein Mal, und zwar in einer versteckt gehaltenen hämischen Note (S. 283) zurückgekommen, zu welcher nur zu bemerken ist, daß das Urtheil von Leuten, wie Sammwer, Lorenzen und Genossen für die historische und persönliche Würdigung eines Mannes wie Theodor von Bernhardi vollständig irrelevant ist: die Insinuation, daß Bernhardi sich durch Indiscretionen beim Prinzen Friedrich Carl zu empfehlen gesucht, hat der Verf. nicht zu wiederholen gewagt, vielleicht weil auch ihm bekannt geworden, daß der Verdächtigte diesem Prinzen und dessen „Kreisen" alle Zeit gleich fern geblieben war.

Inhaltsverzeichniß.

Mission in England

Frühjahr 1864.

Nachrichten aus der Heimat und englische Stimmungen.

Im Winter 1863/64 war Bernhardi im Auftrage des Herzogs von Augustenburg nach London gegangen, um dessen Interessen so weit möglich zu vertreten.

Von der Ansicht ausgehend, daß angesichts der europäischen Lage und der Auffassung des Königs eine Annexion der Herzogthümer durch Preußen nicht durchführbar, daß mithin Schleswig-Holstein für Deutschland, der maßgebende Einfluß in den Herzogthümern für Preußen nur dann gesichert werden könne, wenn es gelänge den Herzog Friedrich zum regierenden Fürsten dieser altdeutschen Lande zu machen, hatte er seine wissenschaftlichen Studien verlassen und seine ganze Kraft daran gesetzt die Politik des Herzogs in die Bahnen zu leiten, die allein zum Erfolge führen konnten. Dieses Bestreben blieb erfolglos und in London mußte Bernhardi alsbald einsehen, daß sich angesichts des Deutschenhasses und der allseitigen dänischen Sympathien nur wenig im Sinne seiner Absichten wirken lasse.

Die ersten Siege der Preußen und Oesterreicher gegen das dänische Heer hatten in England allerdings eine weitgehende Wirkung gehabt und den Eifer zahlreicher Kreise, zu Gunsten Dänemarks einzuschreiten, wesentlich gedämpft; die Stimmung blieb jedoch besonders gegen Preußen eine desto gereiztere, wie sich das in den entsprechenden Tagebuchblättern deutlich wiederspiegelt, und scharf tritt überall der Wunsch der englischen Regierung hervor mit ihrem ganzen politischen Gewicht Dänemark gegen die deutschen Bestrebungen zu decken.

Zwar ließ sich Bernhardi über die politische Tragweite der englischen Mißgunst nicht täuschen, immerhin mußte mit derselben um so

mehr gerechnet werden, als die Politik des Herzogs eine durchaus verfehlte blieb — und auch die Absichten der preußischen Regierung sich nicht klar übersehen ließen, wenn auch die nationale Tendenz allmälig schärfer als zu Anfang der schleswig-holsteinschen Verwickelung hervortrat.

20. Februar. Max Duncker schreibt: „Berlin 18. Febr. Sie werden mit Recht darüber befremdet gewesen sein, seit so langer Zeit keine Zeile von mir empfangen zu haben. Der Kronprinz hatte mich indeß nach Schleswig mitgenommen, von wo ich erst vor einigen Tagen zurückgekehrt bin. Der Gang der Dinge hat dort eine eigenthümliche Wendung genommen. Man hatte den Preußen den schwersten, aber auch, wie es schien, den dankbarsten Theil der Aufgabe zugewiesen und die Oesterreicher fanden fast allein Gelegenheit sich auszuzeichnen. Die Bemerkungen, welche sich mir über unsere und die kaiserlichen Truppen dort aufgedrängt haben, theile ich Ihnen ein anderes Mal mit; heute nur so viel, daß mir unser Material niemals besser erschienen ist, als in dieser ernsteren Probe, daß mir ganz besonders unsere Artillerie auch in ihren Mannschaften den allerbesten Eindruck gemacht hat. Die Infanterie marschirt viel besser als ich irgend erwartete.

Die politische Situation hat sich hier in der letzten Zeit nicht wesentlich verändert. Der englische Waffenstillstands-Vorschlag ist ohne Weiteres abgewiesen worden. Die Antwort, welche die Kieler Professoren erhalten haben, ist entschieden antidänisch, hält aber die Erbfolgefrage offen. Man ist nicht mit dem ersten Kanonenschusse vom Protocoll zurückgetreten; man fährt fort, die Frage offen zu halten, und verweist die letzte Entscheidung auf eine europäische Conferenz. Hierdurch muß der Glaube erweckt werden, daß man in Berlin keinen entschiedenen Willen in dieser Sache habe, oder aber, daß Hintergedanken vorhanden seien, die man nur noch nicht aussprechen wolle, während mir wenigstens rasche und ausgiebige militärische Erfolge, die rasche Herstellung eines fait accompli in den Herzogthümern, als die Bedingungen eines guten Ausgangs erscheinen.

Eine europäische Gefahr ist im Augenblick in keiner Weise vorhanden. — Der Gegensatz gegen England dauert in Paris fort, ja er scheint sich zu steigern. Die europäische Gefahr liegt aber ent-

schieden in der Vereinigung Frankreichs und Englands für Dänemark und nur in dieser. Selbst diese wäre nicht bedenklich, wenn Oesterreich und Preußen mit dem übrigen Deutschland zusammenständen.

Gerade dies ist nun nicht der Fall. Die Spannung gegen die Mittelstaaten hat sich vielmehr gesteigert durch die Forderung der Etappenstraße durch Holstein, welche nur gestellt sein kann, um die Hand auf Holstein zu legen und dem Bunde auch die Verfügung über Holstein zu entziehen.

Auch dieser Schritt ist gegen Herzog Friedrich, gegen einen etwaigen Anerkennungsbeschluß des Bundes, gerichtet. Die in unserem auswärtigen Amte herrschenden Intentionen scheinen mir sehr entschieden antidänisch, aber auch sehr entschieden gegen Herzog Friedrich. Jede andere Combination würde erwünschter sein als diese. Ich fürchte deshalb wenig für die Herzogthümer, desto mehr für Herzog Friedrich.

Die Gründe dieser starken Antipathie kann ich nur errathen. Zum Theil liegen sie in den Verzichtverhandlungen von 1851, zum größten Theil aber wohl in der Verbindung Herzog Friedrichs mit Gotha und mit dem National-Verein. Man kennt den Antheil, welchen Gotha an der Veröffentlichung des Briefwechsels zweier hober Personen" (NB. König und Kronprinz) „im vergangenen Sommer genommen, die Ermunterungen, welche der hiesigen Fortschrittspartei von dort aus zugekommen sind nach dem Schlusse des Landtags Ende Mai v. J. ‚um gefälligst Revolution zu machen', und man will zeigen, daß Nichts in Preußen Chancen hat, was mit Gotha und dem National-Verein zusammenhängt. Die Ernennung von Zedlitz und die Ausweisung Tempeltey's sind hinreichende Beweise für diese Stimmung.

Wo liegen die Gegengewichte und die Gegenmittel? Was haben die Mittelstaaten bisher geleistet? — Sie werden am 29. d. M. beschließen, daß das Londoner Protocoll nicht den Bund binde, was Niemand behauptet hat. Sachsen beantragt Verstärkung der Bundestruppen in Holstein; Preußen läßt hiergegen und gegen einen etwaigen Anerkennungsbeschluß das 6. Armeecorps mobil machen. Die Mittelstaaten sind nun in Würzburg beisammen, was werden sie beschließen? — Das Einzige, was dem Herzog helfen könnte, wäre zunächst Be-

rufung der Stände in Holstein durch die Bundes-Commissare, der Bundesbeschluß, daß Christian nicht berechtigt sei und die Anerkennung Herzog Friedrichs. Man würde dies Seitens der Großmächte freilich durch den stärksten Druck zu hindern suchen, aber man hätte auf diesem Wege immer noch mehr Chancen als wenn man eine Truppen-Aufstellung in Holstein beschlösse, die zu gar Nichts führte.

Bleibt die nationale Bewegung übrig; aber diese hat sich völlig machtlos gezeigt. Was will es sagen, daß 200,000 Thlr. oder weniger an freiwilligen Beiträgen aufgebracht sind, und etwa 2000 Menschen sich bereit erklärt haben, in die Armee Herzog Friedrichs einzutreten?

So stehen die Dinge, wie mir scheint, im Augenblick so schlimm als möglich für den Herzog. Was aber noch schlimmer ist, ich sehe keine Mittel, diese üble Stellung in eine bessere zu verwandeln.

Halten Sie sich gut und lassen Sie mich bald Ihre Meinung über diese Situation wissen. Denken Sie noch längere Zeit in London zu bleiben?"

Geffckens Brief: „Berlin, 18. Februar. Ihren letzten interessanten Brief an Duncker habe ich gelesen. Sie werden inzwischen wohl von ihm gehört haben, daß er dem Kronprinzen in's Hauptquartier gefolgt war, aber sofort ein Befehl des Königs hinterher kam, ihn zurückzusenden. Ich gebe Ihnen nun einige Nachricht über die hiesige Situation. — Die rasche Einnahme des Dannewirke war den Leuten hier, und namentlich Bismarck, vollständig unerwartet. Hiernach aber war das Gefühl namentlich beim König und bei Roon vorherrschend, die preußischen Waffen seien doch von den österreichischen in Schatten gestellt, dazu der wenig glückliche Tagesbefehl des Prinzen Friedrich Karl, über den Wrangel einen lebhaften Wortwechsel mit S. K. H. hatte — genug man fühlte, so könne man nicht aufhören, und dies war der Grund, daß der englische Vorschlag eines Waffenstillstands sofort und ohne weitere Discussion abgewiesen ward. Glücklicher Weise hat nun auch in Kopenhagen die Kriegspartei ganz Oberhand bekommen, der bisher noch hier gebliebene Legationssekretär Baron Güldenkrone ist abberufen und hat eine Depesche von Quaade verlesen, man werde nicht eher unterhandeln, als bis Schleswig

geräumt sei; ebenso gehen die Dänen zur See scharf vor, was auch uns weiter führen muß. Düppel zu nehmen, wird ein saures Stück Arbeit sein, aber es muß geschehen. — Jemehr die Opfer steigen, um so schwerer wird es hernach, die Herzogthümer wieder an Dänemark auszuliefern. Bismarck fühlt das, und, wenn er für die Personal-Union plädirt oder auf die eventuellen Erbprätendenten für Holstein aufmerksam macht, so fühlt man durch, daß er an diese Argumente selbst nicht glaubt; andererseits ist ihm unstreitig der Augustenburger die unangenehmste Eventualität, indeß er würde sich auch damit befreunden, wenn es nicht anders ginge, und er hat seinen Ton gegen den Herzog bereits erheblich geändert. Hierzu haben zwei sehr verständig gewählte Deputationen unstreitig beigetragen, die eine von der Universität Kiel, die andere aus Schleswig, zu welcher weislich die conservativen Grundbesitzer von altem Namen ausgewählt waren. Beide haben Bismarck über die eigentlichen Fragen, die auf Kenntniß des Landes beruhen, wesentlich aufgeklärt, und ihm den Glauben beigebracht, daß Dänemark sowohl als die Herzogthümer auf die Personal-Unions-Pläne niemals eingehen können, beide haben dagegen eingeräumt, daß man die nördliche Hälfte Schleswigs den Dänen überlassen müsse und dafür Lauenburg als Aequivalent nehmen. Den beiden Professoren hat Bismarck noch den Vorschlag gemacht, da bei Aufgabe der Integrität Rußlands Rechte aus dem Warschauer Protocoll wieder auflebten, den Großherzog von Oldenburg zu nehmen, der ja ein vortrefflicher Fürst sei. Andererseits lebten die Rechte der Sonderburgischen Linie an Delmenhorst und Oldenburg auf, welche der Herzog Friedrich bekommen würde. Die Herren erwiederten, auf solchen Tausch könne man sich nicht einlassen; die Herzogthümer hielten nun eben Friedrich VIII. und keinen Anderen für legitim. Von dieser Substitutions-Idee hat er nun heute gegen Baudissin und Ahlefeldt, die Vertreter der Schleswig'schen Deputation, Nichts erwähnt — er hat nur die Schwierigkeit der europäischen Lage betont, allein die Allianz mit Oesterreich halte England noch von Intervention ab, und Oesterreich wolle von Nationalitätsfragen Nichts wissen. Wenn man eine dynastische Trennung wolle, müsse man sich mit Holstein und Lauenburg begnügen, dann aber sei Schleswig auf immer für Deutschland verloren. ‚Der König, meine Herren, hat die

lebhaftesten Sympathien für den Herzog' (es ist das erste Mal, daß er ihn so nennt), ‚aber die Schwierigkeit der europäischen Lage verhindert ihn, derselben offen Ausdruck zu geben.' Er sprach dann sehr eingehend und freundlich über den Herzog und beklagte nur, daß derselbe nicht besser umgeben sei. — Bei dieser günstigen Wandlung ist Folgendes wohl nicht ganz ohne Einfluß gewesen: den Professoren hatte Bismarck gesagt, es sei nicht im Interesse Preußens, einen neuen Mittelstaat zu schaffen, worauf diese im Allgemeinen andeuteten, daß ein selbständiges Schleswig-Holstein unter die preußische Machtsphäre falle und diesem die Flanke decke. Ich bewog sie nun gleich darauf, an Bismarck einen Brief zu schreiben und zu entwickeln, welche Concessionen ein solcher Staat Preußen machen könne: Militär-Convention, Eintritt in den Zollverein, Kieler Hafen unter preußischer Militärhoheit u. s. w. Der Eindruck war magisch; umgehend kam ein Billet, der König werde die Audienz gewähren (was bis da ungewiß war), und er (Bismarck) ersuche sie um eine nochmalige Unterredung, in der er dann ziemlich unter den Fuß gab, der Herzog möge nur mit solchen Propositionen herauskommen, das sei eine ganz andere Sache. — Bis jetzt aber arbeite ich seit fast 2 Monaten vergeblich an Samwer, dies zu thun, und Jemanden damit herzusenden; er hat an sich Nichts gegen die Concessionen, behauptet aber, wenn man sie machte, würde Bismarck dies sogleich den Mittelstaaten verrathen und so verliere man auch die, welche doch das Votum am Bunde zu Stande bringen sollten. Ich antworte, erstens thut Bismarck das nicht und zweitens kommt auf die Mittelstaaten verzweifelt wenig an; die meisten haben sich so engagirt, daß sie ihre Stimme doch für den Herzog abgeben müssen, und daß sie weiter Nichts thun können und werden, hat die Erfahrung gelehrt; Samwer aber bleibt bis jetzt bei seiner Illusion, denkt, der Bund wird den Herzog einsetzen, und hat sogar die Würzburger Conferenz durch einen Vertrauensmann beschicken wollen; die Leute wollen nicht einsehen, daß im Guten und Bösen Berlin der Mittelpunkt bleibt, von dem Alles abhängt. —

Das ist nun wirklich recht schlimm; aber da Samwer nicht zu beseitigen ist, so muß man sehen, wie man weiter kommt. —

Schließlich noch eine erfreuliche Nachricht: ich habe vorgestern hier

einen wichtigen Vertrag abgeschlossen, durch den Oldenburg an der Jahde eine neue erhebliche Gebietsabtretung an Preußen macht, die letzterem erst erlaubt, den Kriegshafen zu befestigen; außerdem gestattet Oldenburg, daß drei detachirte Forts auf seinem Territorium gebaut werden. — Der König von Hannover wird ein schönes Gesicht machen, wenn er dies erfährt." —

21. Februar. Erst gegen 6 Uhr aus, zur Gräfin Bernstorff; theile ihr und ihrem Gemahl den wesentlichen Inhalt meiner Briefe mit, Bismarcks Unterhandlungen mit den holsteinischen Deputationen, und Sammers ablehnende Haltung. Allgemeines Erstaunen über Sammers unerklärliches Verhalten. Bernstorff hat in seinen Depeschen nach Berlin wiederholt geltend gemacht, daß die Elbherzogthümer den Dänen unmöglich wieder zurückgegeben werden können. Indem er mir das versichert, giebt er aber auch zu erkennen, daß er der Candidatur Oldenburgs nicht abgeneigt wäre, und daß er Lauenburg gern für Preußen gewinnen möchte.

22. Februar. Diner, von Lawrence Oliphant eingeladen, als Gast der geographischen Gesellschaft.

Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich. — Sir Roderic Murchison präsidirte, und wie das jetzt allgemein Sitte ist, an der einen langen Seite des Tisches; neben ihm nahm der Herzog von Wellington als der Vornehmste Platz (zur Rechten), und neben dem Herzog, mit dem mich Sir Roderic bekannt machte, wurde mir mein Platz angewiesen.

Dieser Herzog sieht seinem berühmten Vater ungemein ähnlich, nur daß er klein von Wuchs und sehr unbedeutend ist. — Wir sprachen von dem Stand der Parteien in Preußen — von England, davon, in welcher Weise sich die gegenwärtigen Zustände aus den früheren entwickelt haben, und wie diese früheren Zustände beschaffen waren.

Zuletzt lud mich der Herzog zu einem Diner ein „to meet the Duke of Cambridge".

Mein Nachbar auf der anderen Seite war der Admiral Hall, mit dem ich schon neulich im Athenäum zusammen gespeist hatte. Der erzählte mir von dem Krieg in der Ostsee — (während des

Krimkrieges) — von seinen wiederholten Landungen auf Dagöe, und seinem Verkehr mit dem Eigenthümer, Baron (Ewald) Ungern-Sternberg.

Sir Roderic brachte einen Toast aus auf Mr. Gifford Palgrave — der anwesend war — und kündigte an, daß dieser ausgezeichnete gentleman heute Abend Auskunft geben werde über seine mehrjährigen interessanten Reisen in Arabien.

Uebrigens verlauteten über diesen Palgrave eigenthümliche Gerüchte; er ist ein Sohn des bekannten Historikers seines Namens — ist zum katholischen Glauben übergetreten und soll, wie man sagt, Geistlicher und ehrwürdiger Pater — Jesuit geworden sein. Davon spricht er natürlich hier in England nicht, wo es seinem Werk und seinem Ruf schaden könnte. — Jedenfalls muß ihm von seinen Oberen die Erlaubniß ertheilt worden sein, während seines Aufenthalts in der Heimat die Ordenstracht abzulegen.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die Gesellschaft in corpore nach Burlington-House, wo wir von einem zahlreichen Auditorium erwartet wurden — und nach den herkömmlichen Formalitäten begann Palgrave seinen Vortrag, der wirklich ausgezeichnet und schön war — schon des Inhalts wegen sehr interessant, und in der Form mit Glück — vorwiegend humoristisch, zuweilen aber von rednerischem Schwung — sodaß er im Ganzen sehr gerechter Weise Beifall erntete.

Er schilderte, wie er als arabischer Arzt und Wunderthäter von Gaza in Syrien aus durch die arabische Halbinsel gewandert ist, namentlich durch das Reich der Wechabiten. Da wurde er einst in die Ställe des Sultans gerufen, um einem kranken Pferde zu helfen, und fand Gelegenheit die schönsten Pferde Arabiens zu sehen. Bei der Beschreibung dieser edlen Thiere wurde er wirklich poetisch. Er behauptete, noch nie sei ein arabisches Pferd von dieser edelsten, von der Ned-jed-Race nach Europa gekommen, es sei geradezu unmöglich eines auszuführen. Was man an arabischen Pferden in Europa gesehen habe, komme aus dem nördlichen Theil des Landes und aus Syrien. — Zuletzt erzählte dann Palgrave, wie er von dem Sultan von Oman, der von Europäern „Imam von Maskat" genannt wird, im schönsten Theil des Landes gastlich aufgenommen worden sei.

23. Februar. Frühstück bei Sir John Acton. Ich lernte bei der Gelegenheit, daß es in England Sitte ist zu der wirklich ersten Mahlzeit des Tages einzuladen. — Zum zweiten Frühstück dagegen, zum luncheon, werden niemals Gäste gebeten. — Heute war dieses Frühstück ein ganz entschieden politisches; Sir John hatte nur Minister dazu eingeladen: seinen Stiefvater Lord Granville, den Herzog von Argyll (Lord privy Seal) und den Finanz-Minister Mr. Gladstone — der Letztere entschuldigte sich und kam nicht. Das war mir leid, denn ich glaube, daß er von den gegenwärtigen Ministern der bedeutendste ist, vielleicht der einzige in der ganzen Gesellschaft, der ein Staatsmann genannt zu werden verdient, — und jedenfalls bedeutender als die beiden Herren, die erschienen. Denn Lord Granville ist ein sehr gutmüthiger, aber ohne alle Frage auch gar sehr unbedeutender President of the Council — und der kleine rothhaarige Herzog von Argyll ist zwar als ein echter Celte sehr viel leidenschaftlicher und beweglicher, aber durchaus nicht bedeutender als sein friedliebender College.

Dieser kleine Mann fing sofort an, von dem deutsch-dänischen Streit zu sprechen — aber im Geist einer so leidenschaftlich verbissenen Feindseligkeit gegen Deutschland, zumal gegen Preußen, daß unmöglich etwas weiter daraus werden konnte, wenn ich mich auf die Erörterung einließ, als ein heftiger Streit ohne Ergebniß.

Sir John sagte mir dann, daß Layard sehr eifrig bemüht gewesen, und daß es ihm auch gelungen ist mir zu schaden. Layard hat mich nämlich den Ministern gegenüber als „Professor" bezeichnet, und zwar weil hier in England durchaus die Vorstellung herrschend ist, daß die ganze deutsch Bewegung in den Elbherzogthümern — der jede Realität fehle — und das Streben Deutschlands nach dem Besitz dieser Lande — das keinen gerechtfertigten Grund habe — lediglich durch eine Anzahl deutscher Professoren, verschrobene Ideologen — und durch deren thörichte Wühlereien veranlaßt sei. — Als einen aus dieser Schaar, als einen Thoren, den anzuhören nicht der Mühe lohnt, hat mich nun Layard spottend bezeichnet.

25. Februar. John Eyre Crowe bei mir. Der sprach von den verschiedenen Wegen, die man in England einschlagen könne, um

eine Anstellung von Seiten der Regierung zu erhalten, und meint: das beste Mittel sei, sich einen Sitz im Unterhause zu verschaffen, da der Regierung so viel wie irgend möglich beschwerlich zu fallen und auf diese Weise die Minister dahin zu bringen, daß sie Einem eine gute Anstellung geben, um sich Ruhe zu verschaffen. So habe es namentlich Layard gemacht. Der hatte ein Vermögen von nur 1500 L. St. — verwendete es ganz darauf, einen Sitz im Parlament zu gewinnen, und war dann überaus beschwerlich, bis man ihm eine Stellung gab, die ihn für den Rest seines Lebens sicher stellte.

Gespräch mit Lord Hougthon. Er sagt mir: Es herrscht hier in England bei weitem weniger Sympathie für Dänemark, als Haß gegen Deutschland. Man glaubt hier in England, daß nur die „land-owners" — worunter man sich lediglich die Großgrundbesitzer vorstellt, da man von der Existenz eines zahlreichen Bauernstandes in den Herzogthümern keine Ahnung hat — für den Augustenburger seien, daß dagegen das eigentliche Volk durchaus dänische Sympathien habe. Die Sache wäre viel populärer in England, wenn sich das Volk selbst in Waffen erhoben hätte. Die von Frankreich drohende Gefahr sieht auch Hougthon; vor kurzem hat General Fleury, Napoleons Vertrauter, zu einem Freunde Hougthons gesagt: „Nous aurons le Rhin si bon marché, comme jamais on ne l'aurait cru." Aber diese Gefahr erschreckt in England Niemand mehr. Die Gallophobia ist hier vollständig ausgestorben.

27. Februar. Zwischen 5 und 6 Uhr zu dem Prinzen von Noër sen. Langes Gespräch mit ihm. Er hört sehr aufmerksam zu und stimmt mir auch bei. Er wird seinem Neffen, dem Augustenburger, dringend schreiben, daß es für ihn unerläßlich ist, sich mit Preußen zu verständigen, und ihn auffordern, auf Bismarcks Eröffnungen einzugehen. Gelingt es ihm, Das zu erreichen, dann habe ich etwas Wirkliches geleistet, indem ich ihn dazu veranlasse!

Abend bei Lady William Russell. Sie sagte mir nun auch, daß Layard mir in gesellschaftlicher Hinsicht gar sehr geschadet hat — vor Allem aber seien Lord Palmerston und Lord Russell empört darüber, daß ich in Osborne gewesen bin, und, wie sie

meinen, versucht habe, Einfluß auf die Königin zu üben. — Die Engländer haben in dieser Beziehung gar eigenthümliche Ansichten. Jeder Engländer gehört zu einer politischen Partei, und nimmt den lebhaftesten Antheil an den öffentlichen Dingen, das versteht sich von selbst; er hat das unbestrittene Recht dazu, wenn es nicht gar als seine Pflicht betrachtet wird. Er hat das Recht auf die öffentlichen Angelegenheiten im Sinn seiner Partei und nach eigenem Ermessen einzuwirken, so weit seine Kräfte irgend reichen. Nur ein einziges Individuum in ganz England macht darin eine Ausnahme: das ist der jeweilig regierende König von England; von dem wird verlangt und vorausgesetzt, daß er gar keine eigene Meinung in Beziehung auf die öffentlichen Angelegenheiten habe — daß er durchaus gar keinen Einfluß darauf zu üben suche — daß er sich gar nicht darum kümmere. — Natürlich ist dem in der Wirklichkeit niemals ganz so, denn es heißt in der That etwas geradezu Unmögliches postuliren. Aber sobald es ruchbar werden will, daß sich die Dinge in der Wirklichkeit nicht ganz genau so verhalten, daß die Königin sich irgendwie um öffentliche Angelegenheiten bekümmert, geräth ganz England in namenlose Aufregung über dergleichen unbefugtes Treiben und der Vollblut-John Bull hat Anfälle von Wuth.

29. Februar. Archer Crowe (der Sohn John Eyre C.s, Consul in Leipzig) schreibt seinem Vater, daß der Herzog von Coburg wieder einmal einen argen politischen Fehler gemacht hat. Wir sind der Königin sehr vielen Dank schuldig; sie trägt sehr viel dazu bei, daß es nicht zum Bruch kommt, und mehr als das. — Damit sie aber auch in diesem Sinne wirken kann, muß der Antheil, den sie persönlich fernerhin und im Widerspruch mit Lord Palmerston an den öffentlichen Dingen nimmt, der Aufmerksamkeit des Publicums entzogen bleiben. Wird es bekannt, daß sie zu Deutschlands Gunsten den Frieden erhält, so ist ganz England laut und lebhaft in der Forderung, daß solchem Unfug ein Ende gemacht werde; die öffentliche Meinung stellt sich alsdann gegen die Königin auf Seiten Palmerstons, und mit ihrer Wirksamkeit für Deutschland ist es zu Ende. Es gehört nur eine mäßige Kenntniß der hiesigen Zustände und ein nur mäßiger Scharfsinn dazu sich das Alles zu sagen. Der Herzog von Coburg aber hat es unter

diesen Umständen für zweckmäßig gehalten, die Königin zu compromittiren. — Er hat in einem Briefe an sie nachgewiesen, daß die Gefahr eines neuen Rheinbundes droht, wenn Englands Politik in den gegenwärtigen Bahnen bleibt — und nebenher hat er es für angezeigt gehalten, der „Scandinavischen Union" als eines wünschenswerthen Auswegs zu gedenken, ohne zu erwägen, daß Christian IX., der zu dem Zweck beseitigt werden müßte, der Schwiegervater des Prinzen von Wales ist, und dann: daß man von solchen Dingen überhaupt nicht sprechen muß, wenn sie gelingen sollen.

Außer allem Andern liegt dann darin, daß gerade Er einen solchen Brief au die Königin von England schreibt, wohl ein vollkommenes Verkennen seines persönlichen Verhältnisses zu ihr. Die Königin hat diesen Brief, ohne ihn zu beantworten, dem Minister Lord Russell zugesendet, was sie gewiß nicht gethan hätte, wenn er etwa von dem König Leopold von Belgien kam. Daß sie es gethan, beweist die Absicht, wie mir scheint, dem Schreiber ihre Mißbilligung zu erkennen zu geben; er hat denn auch von Lord Russell eine sehr scharfe Antwort erhalten. — „England has her own diplomatic agents", und bedürfe keiner Auskunft von Seiten anderer Individuen, auch von Seiten des Herzogs nicht „no information wanted from that quarter". — Der Herzog wird belehrt, „French interference" sei „not to be apprehended etc." — Wie ihm das wohl gefallen mag? —

Erst spät aus; Besuch bei der Gräfin Bernstorff. Lege ihr noch einmal alle die Gefahren nahe, die aus der Candidatur des Oldenburgers hervorgehen müssen, wenn sie von unserer Regierung unterstützt würde.

Sie liest mir einen Brief aus Berlin vor; von einer Dame des kronprinzlichen Hofes. Es geht daraus hervor, daß man in Berlin sehr trübe sieht; die Besorgniß vor Frankreich steigt dort mit jedem Tage. — Meine Ueberzeugung ist, daß wir von dorther gar Nichts zu fürchten haben, wenn wir nicht selbst durch eine auch sonst verkehrte Politik Gefahren herbeiführen.

Abend bei Lady William. Das allgemeine Gespräch sind jetzt hier Mr. Stansfield, Mitglied des Unterhauses, und

Mazzini. Im Pariser Moniteur wird nämlich offiziell ausgesprochen, daß das „Greco-plot“, die Verschwörung Greco's und seiner Genossen, von Mazzini angestiftet, und daß Stansfield der Banquier sei, der in Mazzini's Correspondenz mit dem falschen Namen Flores bezeichnet wird, und die ausgesendeten Mörder mit Geld versorgt hat.

Da Stansfield zur ministeriellen Partei gehört, — und selbstredend nur deswegen — ist er in Folge dessen von Seiten der Tories im Unterhause heftig angegriffen worden, als Theilnehmer an Greco's Mordanschlag. Diese Beschuldigung hat nun Stansfield mit großer Indignation zurückgewiesen — dabei seine Verbindung mit Mazzini keineswegs geleugnet, sondern den Groß-Revolutionär Italiens vielmehr als einen vortrefflichen Mann und Patrioten auf das Höchste gerühmt.

Alle Whigs geben nun vor, zu glauben, diese ganze angebliche Verschwörung sei von der französischen Polizei selbst veranstaltet. — Die alte, abgenutzte Geschichte. — Und Mazzini könne sich gar nicht bei einem Mordanschlag betheiligt haben! Wenn der beschuldigt werde, so sei das schnöde Polizei-Verleumdung.

Das Alles muß so und darf nicht anders gespielt werden, denn die Nationalitäts-Bestrebungen Italiens sind in England populär; es ist eine ausgemachte Sache, daß sie berechtigt sind, und die der Deutschen in Schleswig nicht. Es darf kein Schatten auf sie fallen.

Diese Annahme gehört, bei den Gebildeten, in das weitschichtige Gebiet der conventionellen Ueberzeugungen. Die Masse, die nie Gründe annimmt — und wenn sie so häufig wären wie Brombeeren — die glaubt natürlich mit einer gewissen stupiden Redlichkeit, was sie eben eigensinnig glauben will.

Auch in diesem Kreise lehnte man es ab, an Mazzini's Mitschuld zu glauben. Ich sagte: ob er gerade an diesem Mordanschlag Theil genommen hat oder nicht, das kann ich nicht wissen, natürlich. Wenn aber behauptet werden will, er sei überhaupt nicht der Mann der an einem Mordanschlag Antheil nehmen könne, so bin ich anderer Meinung. Ich halte ihn dessen ganz wohl fähig. — Ich erzählte von den Briefen Mazzini's, welche die österreichische Regierung aufge-

fangen und den anderen Höfen mitgetheilt hatte — vor dreißig Jahren etwa — und die ich kennen lernte, weil ich sie für einen Freund und in seinem Namen übersetzte. — Die politischen Pläne, die sie enthielten, schienen mir sehr abgeschmackte, ganz unsinnige wild schemes — „such as an insane school-boy might be expected to put together“ — und von einem Gefühl für sittliche Würde, für Recht und Unrecht, zeigte sich darin keine Spur.

Wie aber Niemand an solchen conventionellen Ueberzeugungen sehr schwer trägt, ließ man auch das ohne Weiteres gelten.

Mazzini aus dem Lande zu weisen, wäre aber vollkommen unmöglich, wie ich wohl sehe. Die Minister könnten das gar nicht thun, selbst wenn sie wollten. Es würde sich in ganz England ein solcher Sturm des Unwillens erheben, daß das Ministerium darüber sicher zu Grunde ginge.

1. März. Aus Kiel eine Art von Nachweis, daß der Herzog von Augustenburg sein Recht auf die Herzogthümer keineswegs verkauft hat. Sehr schön; hilft aber hier zu gar Nichts. Die Preußen müssen Düppel und Alsen erobern, und der Herzog muß ein Abkommen mit Preußen treffen. Geschieht das, dann ist es sehr einerlei, was die Leute hier über jene Transaction sagen; geschieht das nicht, dann können alle Rechtsdarlegungen und Advokaten-Quisquilien Nichts helfen. Kein Mensch achtet darauf.

Mit Sir John Acton den Abend bei Lady William; wir finden Arthur Russell, Lord Llanover und Mrs. Herbert, die mir ihren Mann vorstellt. Sie erzählte mir viel von Wales, wo sie mich auf ihrem Landsitz zu sehen hofft. Sie giebt sich für eine Celtin, obgleich ihr Vater wohl sächsischer Abkunft ist, doch soll ihre Mutter wirklich von alter Waliser Familie sein. Außer schönen Gegenden verspricht die schöne Frau mir in Wales auch interessante Ruinen, interessante Erinnerungen und nationale Sitten.

Ich war verwundert zu hören, daß die Waliser Sprache auch in Süd-Wales noch gesprochen wird und daß auch dort das Interesse für celtische Sage und Poesie noch lebendig ist. — „O yes, we keep it up,“ sagte Mrs. Herbert, und so leise, daß es außer mir Niemand hören konnte, fügte sie hinzu: „and we hate the English!“

Die Worte „we keep it up“ verrathen aber, daß das Interesse an diesen Dingen ein gemachtes ist. Auch gesteht Mrs. Herbert, daß ihr Gemahl keine celtischen Interessen hat.

Da ich zufällig meine persönlichen Beziehungen zu Goethe erwähnte, mußte ich von ihm erzählen, was mit großem Interesse angehört wurde.

Ein Ereigniß scheint in diesem Augenblick ganz London in hohem Grade zu beschäftigen und allgemein besprochen zu werden: Lawrence Oliphant, der Partei für Deutschland gegen Dänemark nimmt — den die Minister deshalb scheel ansehen — der ist nach Windsor zur Königin eingeladen und verweilt dort.

London, „the metropolis of the world“, ist bei alle dem ein Klatschnest.

2. März. Gen.-Konsul Crowe meldet aus Leipzig: Sammer will sich aus der schleswig-holsteinischen Sache zurückziehen und nach Gotha zurückkehren. Sammer selbst hat darüber an Holtzendorff, wie es scheint, in ziemlich elegischer Weise geschrieben: wenn er, seine Person, das Hinderniß sei, das eine Verständigung zwischen dem Herzog und der preußischen Regierung unmöglich macht, wolle er nicht im Wege stehen, sich selbst zum Opfer bringen und zurücktreten.

5. März. Wichtigen Brief von Max Duncker vorgefunden. Er schreibt:

„Zuerst die allgemeine Lage. Ich sehe dieselbe weder für die Herzogthümer noch für den Herzog verzweifelt an. Bismarck kann auf seinem Wege, durch scheinbares Festhalten an den Verträgen Deckung gegen Europa zu suchen, mittelst der Verträge von den Verträgen frei kommen und zum Ziel der Lostrennung gelangen. Er ist seit Ausbruch des Krieges nicht mehr an die Verträge gebunden, aber erklärt sich bereit, wenn möglich, die Integrität Dänemarks nicht anzutasten. Er fordert die scharfe Personal-Union; sie wird nicht angenommen und er hat die Trennung erreicht. Mit der erreichten Trennung wird sich aber auch zeigen, daß der Herzog — von dem nach dem System des Auswärtigen gegenwärtig noch gar nicht die Rede sein darf — nicht wohl zu vermeiden sein dürfte. Inzwischen hätte man ihm für seine Verbindung mit Gotha, dem Nationalverein und dem Central-

Ausschuß eine gehörige Lection von Besorgniß eingeflößt. Nur muß der Herzog sich in Berlin zu stellen wissen. Er muß endlich direct und offen dem König schreiben, ausführen, wie wenig Dänemark und den Herzogthümern mit der Personal-Union gedient sein könne, wie Preußen keinerlei Vortheil bei dieser Lösung habe, und welche Vortheile seine Einsetzung Preußen an der Eider bieten würde. Statt dessen hofft man in Kiel ewig auf Anerkennung, und wenn man sich zu einem Schritt in Berlin entschließt, so fürchtet man die Mittelstaaten zu verletzen, und versucht einen halben, der mehr schadet als nützt. Es ist das sehr beklagenswerth.

Die Weigerung der Oesterreicher nach Jütland mitzugehen, hat volle vier Wochen Aufenthalt gebracht in eine Unternehmung, wo jeder Tag kostbar war. Jetzt ist diese Weigerung überwunden. Inzwischen hat man aber auch versäumt, was man hier konnte und mußte, nämlich unverantwortlich versäumt den Belagerungs-Park zu rüsten und rechtzeitig abzufertigen, mit welchem die Pause passend hätte ausgefüllt werden können. Dies fällt auf unsere militärischen Sommitäten.

Endlich hat man hier auch eingesehen, daß man die Allianz mit den Mittelstaaten haben müsse, für den Fall, daß Oesterreich sich weigere mitzugehen. Man hat deshalb Hannover veranlaßt, den Antrag auf Bundeskriegserklärung einzubringen, der durch die gemeinsame Action die Mittelstaaten wieder näher an Preußen heranbringen soll. Oesterreich widerstrebt demselben noch, wird sich aber fügen müssen. Damit stehen wir dann besser sowohl gegen die Mittelstaaten als gegen Oesterreich — welches uns die Führung derselben nicht überlassen wird und darum mitgehen muß — als auch gegen Frankreich, welches außer Stand kommt den Zwiespalt in Deutschland zu fördern und zu benutzen.

Die Reise nach Kiel können Sie nicht wohl umgehen. Ich würde direct von London dorthin gehen, ohne vorher Berlin zu berühren."

Ausflüge nach Serlby-Hall und Harrow.

Um auch das englische Landleben kennen zu lernen leistete Bernhardi einer Einladung des Lord Galway Folge, ihn auf seinem Landsitze zu besuchen.

6. März. Abfahrt um 8 Uhr früh von King's Cross Station. Die Route führt unter anderem in der Nähe von Huntingdon an dem Landsitz der Familie Cromwell vorbei, aus dem auch der große Oliver — von Geburt unzweifelhaft ein gentleman — hervorgegangen ist.

England ist ein hübsches Land, das ließ sich durch den dünnen Nebel wohl erkennen. Sanft wellenförmig mit geringen Erhebungen und Senkungen. Die Landschaft zeigt, wie die englische Landwirthschaft darauf angewiesen ist, die Bevölkerung vorzugsweise mit den Erzeugnissen der Viehzucht zu versorgen — Brod läßt sich von Weitem her beziehen. Viel Wiesen- und Futterkräuterbau, verhältnißmäßig wenig mit Halmfrüchten bestellte Aecker, die einzelnen Parcellen von lebendigen Hecken eingefaßt — überall auf Aeckern und Wiesen Bäume theils einzeln, theils in Gruppen und großer Anzahl — ein Beweis, daß der Landbau nicht mit der selbst die kleinsten Vortheile wahrnehmenden Sorgfalt betrieben wird, wie in Belgien, wo man Bäume gewiß nicht in Mitten der Saaten stehen ließe. — Dann führt die Bahn nicht selten am Saume wohlgepflegter Parks dahin, und hin und wieder sind die Gipfel einzelner Bodenwellen durch kleine Gehölze gekrönt.

So ist die Landschaft zwar grün, frisch, lachend zu nennen, aber sie ist auch einförmig, und kann auf die Länge die Aufmerksamkeit selbst des Fremden kaum fesseln, denn man sieht immer dasselbe Bild, und was besonders auffällt: die Flüsse sind schmal und selbst die bedeutenderen haben kein eigentliches Thal, sie gleiten über die Fläche oder zwischen unbedeutenden Bodenwellen dahin. Auch erscheint England bei einer Fahrt über Land garnicht so dicht be-

völkert als es wirklich ist. Es macht nicht in demselben Grade wie mancher Landstrich in Deutschland den Eindruck einer dicht bevölkerten Gegend, trotz der 8000 Menschen auf der Quadratmeile, die in England nachgewiesen werden. Das hat seinen Grund in der Vertheilung des Grundeigenthums, das wenige große Besitzungen und Meierhöfe von bedeutendem Umfang bildet. Infolgedessen beträgt die ackerbautreibende Bevölkerung nur wenig über ein Viertheil der Gesammtheit. Die großen Massen leben, auf einzelne Punkte zusammengedrängt, in großen Handels- und Fabrikstädten. —

Von der Station Bawtry aus zu Wagen nach Serlby-Hall. Am Eingang des Parkes wurde ich von Lord Houghton angerufen, der mit der dort versammelten Gesellschaft auf einem Spaziergang begriffen war. Ich stieg aus und wurde der Gesellschaft vorgestellt. Der Hausherr, ein rüstiger Vierziger, der sich nicht eben einer klassischen Bildung erfreut, nur sportsman; Lady Houghton, eine kleine, etwas unscheinbare Frau; ferner ein Mr. Foljambe, ein junger blonder Mann, von dem man mir sofort sagte, daß er 30,000 L.St. Einkünfte habe, was selbst in England für ein sehr bedeutendes Vermögen gilt, zumal, wenn es in liegenden Gründen besteht. Auch erzählte man mir, daß er von sehr alter Familie sei, einer der vier Ritter, die Thomas a Becket erschlugen, solle ein Foljambe gewesen sein. „Er ist gewiß aus einem edlen Haus," wäre man versucht zu sagen, „denn er sieht hübsch und unbedeutend aus." Außerdem waren ein Paar ältere Herren da — erfahrene Fuchsjäger — und ein Mr. Edward Thornton, der Gouverneur von Bombay gewesen ist, und dessen Umgang wenigstens die Art von Interesse hat, die sich aus dem außergewöhnlichen erfahrungsreichen Lebenslauf eines solchen Mannes ergiebt.

Lord Galway ist Pair von Irland und dennoch besitzt er, wie mir später Houghton erzählte, keine Handbreit Land dort. Es war nämlich früher üblich eine Familie, der man zwar Rang und Titel aber doch keine wirkliche Pairie gewähren wollte, dadurch auszuzeichnen, daß man ihr eine irländische Pairie gab. Wenn Lord Derby Premier-Minister wird, dann wird Lord Galway wohl englischer Pair.

Wie seltsam! Er ist vermöge des Ansehens, das ihm sein Grund-

besitz und sein Rang in der Umgegend verleihen, Mitglied des Unterhauses, kümmert sich aber sehr wenig um das, was vorgeht, kommt nur in Fällen, die das Ministerium für sehr dringend hält, gerufen in das Haus und stimmt dann unbesehens, ohne sich um den Inhalt der schwebenden Fragen weiter zu bekümmern, für die Regierung, gleichviel welcher Partei die jeweilige Regierung angehört. — Er stimmt jetzt für das Whig-Ministerium und wird seiner Zeit mit derselben nachhaltigen Treue für ein Tory-Ministerium stimmen und dieses Treiben führt dahin, daß er schließlich Pair von England wird! — Die Zustände in England sind in der Wirklichkeit doch etwas anders als in den Vorstellungen der Doctrinärs.

Ein englischer Park ist allerdings ein reizender Aufenthaltsort. Man darf sich darunter nicht denken, was wir auf dem Continent einen Park nennen: sogenannte „englische Anlagen" — eine geschniegelte Natur. Dergleichen bildet höchstens einen verschwindend kleinen Theil des Parks; das Uebrige, meist einige hundert Morgen, mit kleinen Hebungen und Senkungen, ist ziemlich dem Walten der Natur überlassen — saftig grüner Rasen mit Bäumen und Baumgruppen und wenigen einem wirklichen Bedürfniß entsprechenden Wegen. Was den Aufenthalt als Heim wirklich reizend macht, das ist die Landessitte, die jedes Mannes Wohnsitz heilig hält. Keinem Engländer fällt es ein, den Park eines Mannes zu betreten, der ihn nicht ausdrücklich eingeladen hat. Tiefe Stille herrscht in dem geräumigen Gebüsch; man ist da einsam, still für sich.

Wir gingen längere Zeit in dem Park umher, die alten Bäume, die Einsamkeit, das Zwitschern der Vögel, das mich so früh im Jahr wirklich überraschte — das Alles machte mir einen wohlthuenden Eindruck, obgleich die Luft feucht war und der Himmel grau über uns hing. Lord Houghton belehrte mich, daß ein solcher Park keineswegs etwa ein bloßer Luxus-Besitz ist, sondern als Wald und Wiese ausgenutzt etwa ein Pfund Sterling per acre einträgt. Dieser hier beträgt 400 acres, wäre also groß genug, um Wild darin zu halten, doch verliert man dadurch die Einkünfte, die ein Park als Wiese oder Schafweide gewährt.

Serlby-Hall liegt in dem Landstrich, den einst Sherwood forest

bedeckte, in dem Robin Hood hauste. Ein paar alte Eichen werden als Reste des berühmten Waldes verehrt. Da sie dem Absterben nahe sind, so hat man sie von Epheu umranken lassen, um ihnen den Schein des Lebens zu verleihen.

Der eigentliche Blumengarten ist eine gar wunderliche Anlage, wenigstens in den Augen eines Deutschen. Ziemlich fern vom Hause ein mächtiger von einer Mauer umgebener Raum, in dem Blumen ungefähr wie Kohl und Zwiebeln in einem Küchengarten gezogen werden, nicht zum Schmuck der Anlage, sondern damit man sie holen kann, wenn man sie braucht. Auch ein mäßig großes Blumen-Treibhaus befindet sich hier.

Das Haus, ein ziemlich schmuckloser Ziegelbau mit Kalkbewurf, ist nicht größer als das eines wohlhabenden Landedelmannes in Norddeutschland oder in den Ostseeprovinzen.

Doch hat es — gerade wie das königliche Schloß zu Osborne — einen Anbau mit niedrigeren Stockwerken und kleineren Fenstern, der die Küche und die Wohnungen der Dienerschaft enthält — nicht in die Architektur des Hauptgebäudes als Theil des Ganzen aufgenommen, und soviel als möglich durch Gebüsch und Bäume versteckt. Das scheint in England allgemeine Sitte.

Mir wurde im oberen Stockwerk ein sehr angenehmes Zimmer angewiesen und ich ruhte da ein paar Stunden, bis um 7 Uhr eine Glocke das Zeichen zum Ankleiden gab, und eine halbe Stunde später das Zeichen, sich im drawing-room zu versammeln. Da erschien denn natürlich die ganze Gesellschaft in vollem Anzug; die Herren in weißen Halstüchern, die Damen decolletirt und in kurzen Aermeln.

Mr. Foljambe nimmt es sehr gewissenhaft, daß er hier zur Fuchshetze eingeladen ist —: nicht allein Morgens trägt er den herkömmlichen scharlachrothen Jagdrock, sondern auch Abends im Salon erscheint er in rothem Frack, und da ich eine anerkennende Bemerkung über solche Folgerichtigkeit mache, antwortet er mit großer Selbstzufriedenheit: „yes! to support our noble host!“ — welche Verlegenheit, wenn er hätte erklären sollen, was er sich dabei eigentlich dachte!

Das Diner war von französischem Zuschnitt, wie jetzt wohl in

allen guten Häusern in England, wurde aber hier in altenglischer Weise servirt, was nicht mehr recht üblich ist. — Lord Galway presided, Lord Houghton faced him, vorlegen u. s. w. — Bei Tisch, wie überall Xerez und Champagner, und nachdem die Damen sich zurückgezogen, kamen die üblichen Weinsorten zum Vorschein.

Die Conversation ziemlich unbedeutend. Lord Houghton fragte, ob „the danish fever" noch anhält? — und meinte, die dänische Heirath des Prinzen von Wales sei ein Unglück für England, doch sprach er auch diese Ueberzeugung mit seiner gewöhnlichen Seelenruhe aus.

Daß hier im Hause Niemand leidenschaftlich dänisch gesinnt ist, war leicht zu übersehen. Sportsmen nehmen sich wohl überhaupt die Politik und die Schicksale der Menschheit nicht sonderlich zu Herzen.

4. März. Trotz starken Regens erschienen Lord Galway und Foljambe in ihren scharlachrothen Jagdröcken zum Frühstück, und um 10 Uhr machten sie sich auf „to cover". — „It must be done", bemerkte Houghton mit trockener Ironie.

Seltsam, wie die Engländer sind; ein jeder von ihnen thut eigentlich nur Ein Ding, das er sich als pursuit erwählt hat und das sein Leben ausfüllt.

Spaziergang im Park. Die Meierei der sogenannten home farm, des Landguts, das der Grundherr selbst bewirthschaften läßt, und das wohl bei keinem herrschaftlichen Sitz in England fehlt, ist hier nicht so stattlich wie bei Osborne; liegt, wie das allgemein üblich, am Saume des Parks.

Der stable-yard enthält, abgesehen von Wagenpferden u. dgl. 26 hunters, alle vorzüglich gehalten, meist in loose boxes, auf hinreichender sauberer Streu. Die Beine der Thiere werden ganz vorzüglich gepflegt und mit Erfolg, denn es war unter allen, auch unter den älteren Pferden, nicht eines das nicht „ganz reine Knochen" gehabt hätte; Fesseln, Sehnen und Muskeln wie Stahl. — Houghton erzählte mir, Galway's einziger Sohn, der in Oxford auf der Schule ist, habe dort auch drei hunter, „by way of education".

Als ich später arbeitend in meinem Zimmer saß, und dazwischen

auf die grünen Wiesen und alten Bäume hinaus sah, überkam mich das Gefühl ländlicher Ruhe in seiner höchsten Potenz, und ich empfand wie vollständig sich der Eigenthümer eines solchen Besitzes, gerade vermöge der eigenthümlichen landesüblichen Anlage des Ganzen, im Besitz einer Heimath fühlen muß, und ich mußte mir sagen, daß die Lebensverhältnisse eines wohlhabenden englischen Landedelmannes, besonders die eines Pairs, wirklich beneidenswerth sind. — Auch die hohe Achtung, die einer solchen Stellung im Lande gezollt wird, trägt nicht wenig dazu bei.

Die Herren blieben heute nach Tisch lange beim Wein im Speisezimmer, und ich mußte viele Fragen in Beziehung auf Schleswig-Holstein beantworten, was mir natürlich sehr lieb war. Man hörte mich mit großem Interesse an. Lord Galway fragte auch nach unseren inneren Händeln, und ich ließ mir angelegen sein, unsern König zu vertheidigen, indem ich nachwies, daß die Thorheit der liberalen Partei bei weitem mehr als die Regierung schuld ist an der unselig zerfahrenen Lage, in der wir uns allerdings befinden. Auch damit fand ich Anklang; denn der verstorbene Leopold v. Orlich, in diesem Kreise wohl gelitten und geachtet, hatte den Herren gesagt, König Wilhelm sei im Herzen ein Anhänger parlamentarischer Einrichtungen. Ich ließ mir die Gelegenheit nicht entgehen, die vortrefflichen persönlichen Eigenschaften unseres Königs gehörig herauszustreichen.

Lord Galway, der sich etwas derber Ansichten erfreut, tadelte, daß bei uns in Preußen die Prügelstrafe in der Armee und in den Schulen abgeschafft ist. Er hielt ihr eine humoristische Lobrede: sie verletze die Ehre keineswegs, im Gegentheil seien die posteriora „the very seat of honour!"

Meine Antwort: „Well, it is on that very account then that it never ought to be touched" fand Houghtons vollen Beifall. —

Ich fragte, wo kommen alle die Füchse her, deren sehr viele sein müssen, um dem unermeßlichen Fuchshetzen zu genügen, das Jahr aus Jahr ein so viele Monate hindurch an allen Ecken und Enden des Landes betrieben wird? — O die werden förmlich gezüchtet und gehegt, belehrte mich Thornton. — Aber thun sie denn nicht vielen Schaden an wirklichem Wild, Rebhühnern, jungen Hasen u. s. w.

und dann an dem Geflügel der Meierhöfe? — Gewiß! sehr großen Schaden! „but that's winked at“ — jedermann liebt den Sport, „the farmers like it“ — so läßt man sich den Schaden gefallen und Niemand beklagt sich.

Der pack of hounds, den Lord Galway regiert, jagt viermal in der Woche; heute war Ruhetag. — Viermal in der Woche ist aber für ein strebendes Genie wie Foljambe nicht genug. Er erschien auch heute in seinem scharlachrothen Jagdanzug beim Frühstück; sein Wagen stand schon vor der Thür, eilig ging es davon, mehrere Meilen weit, um heute mit einer anderen Meute in der entfernteren Nachbarschaft zu jagen.

Houghton sah ihm spöttisch nach und erzählte mir dann, daß sportmen dieses Wesen jedes Jahr sieben Monate lang treiben; vom ersten September bis Ende März. — Und was thun sie, was fangen sie mit sich selber an, wenn diese Zeit vorüber ist? — „Then they fall into a sort of torpor“ und dieser Zustand dauert bis die sporting season wieder beginnt.

Houghton sieht manche Dinge und Verhältnisse sehr richtig, aber ohne sich durch das anerkannt Bedenkliche in seiner phlegmatischen Seelenruhe irgend stören zu lassen und ohne sich die Frage vorzulegen, wie ihm wohl abzuhelfen sein möchte.

So sprach er jetzt sehr verständig davon, wie bedenklich es sei, daß das kleine Grundeigenthum in England immer mehr verschwindet und in der That bereits ganz verschwunden ist, daß alles Grundeigenthum sich mehr und mehr in sehr wenigen, in zu wenigen Händen concentrirt. *Schon ist der gesammte Grund und Boden Englands das Eigenthum von nicht mehr als 10,000 Grundherren.* Er schloß mit der Prophezeihung, dieser eigenthümliche Zustand werde wohl als letztes Ergebniß *zu der furchtbarsten aller Revolutionen führen.* — Er sprach auch diese finstere Prophezeihung mit seiner gewöhnlichen Seelenruhe aus, die sich in diesem Fall wirklich wunderbar ausnahm.

Uebrigens belehrte er mich, daß in der That nur reiche Leute Grund und Boden kaufen können. Grund und Boden wird, wie das wohl natürlich ist, wo er meist durch Fideicommiß-Bestimmungen ge-

bunden ist und mithin immer nur in sehr geringem Maß verkäuflich wird — zu unverhältnißmäßig hohen Preisen bezahlt — so daß Land zu kaufen jetzt in England die unvortheilhafteste Art geworden ist, sein Vermögen anzulegen. Land trägt nur zwei Prozent! — Er meinte sogar, Landbesitz sei in England geradezu ein Luxusbesitz geworden. „Land is as much a luxury now as a box at the opera.“ — (NB. Es kommt wenig Grund und Boden zum Verkauf und reiche vulgarians kaufen ihn zu hohen Preisen in der Hoffnung, durch Landbesitz gentlemen zu werden; oder große Herren kaufen ihn um sich mehr oder weniger zu arrondiren.) —

Nach London zurückgekehrt unternahm Bernhardi einen weiteren Ausflug nach Harrow, zu welchem er sich mit dem dort ansässigen Mr. E. Thornton verabredet hatte.

7. März. Nach einer halbstündigen Bahnfahrt im Wagen nach Harrow-on-the-hill. — Hier lebt E. Thornton, der offenbar nicht reich ist, der Erziehung seiner Söhne, in einem kleinen hübschen von einem Gärtchen umgebenen Hause.

Ein Engländer hat im Ganzen weniger als wir Deutschen das Bedürfniß, sich in einem Kreise zu bewegen, der durch die Interessen, die darin herrschen, etwas bedeutet; aber in einem weit höheren Grade als wir, das, sein tagtägliches Leben anständig und bequem einzurichten — so daß innerhalb der einmal gezogenen Grenzen eher Ueberfluß als knappes Wesen herrscht — und das, mit dem Kreise in dem er lebt auf einem gewissen Fuß der Gleichheit zu stehen. — Er zieht sich in der Regel, ohne auf andere Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, in die Kreise zurück, denen sein Vermögen entspricht. — So lebt Thornton in Harrow — hier aber anständig.

Der Ort besteht eigentlich nur aus der Schule, und eben deshalb war es mir sehr interessant ihn zu sehen, um so mehr, da Harrow, nach Eaton, die erste Schulanstalt Englands ist. — Es liegt auf dem Rücken einer kleinen Anhöhe, und hat eigentlich nur eine Straße, die über den Kamm führt, und theils aus stattlichen, zur Schule gehörigen Gebäuden, theils aus einfachen kleinen Häusern besteht, in denen ärmliche Krämer und mittelmäßige Handwerker leben. — Die Kirche, alt

und einfach, liegt in Mitten eines von einer niedrigen Mauer umgebenen Kirchhofs, dessen Gräber alte Bäume beschatten. Man zeigt da einen Sandstein-Sarkophag mit flachem Deckel, auf dem Lord Byron als Schulknabe stundenlang zu liegen pflegte, um in die Landschaft hinabzuschauen. Und die Aussicht ist weit, über ein wohlangebautes Land, das sich wellenförmig hebt und senkt und westwärts sich in unsichere Ferne ausdehnt; sie mag bei günstiger Beleuchtung, im vollen Schmuck des Sommers, wohl den Eindruck eines blühenden und glücklichen Landes gewähren — aber es fehlt ihr jeder bestimmte Character; nirgends tritt ein Gegenstand hervor, der Sinn und Auge fesselt; denn die Thürme der ritterlichen Burg zu Windsor, die Einem gezeigt werden, verschwinden zu sehr in der weiten Ferne der grenzenlosen Landschaft, um einen wirklich characteristischen Zug in ihr zu bilden.

Ein kleines Relief in der Kirche, mit den Bildnissen des Esquire Lyon und seiner Frau, ist dem Andenken dieses Stifters der Schule gewidmet, der, wenn ich nicht irre, zur Zeit der Tudors lebte. Doch hat die Anstalt aus eigenen Mitteln nur geringe Einkünfte. Sie kann jedem der Lehrer wenig mehr geben als ein sehr stattliches Haus zur Wohnung. Das genügt aber, denn jeder Lehrer hat Platz für Pensionäre, und von denen leben die Herren sehr gut: jeder Knabe zahlt jährlich, für Schule, Wohnung und Tisch zweihundert Pfund Sterling, und darauf muß der Lehrer ein Bedeutendes gewinnen. Der head-master bestimmt, zu wem jeder eintreffende Knabe in Pension kommen soll, und wie viele Pensionäre jeder master haben soll. Das heißt, es hängt von der Gnade dieses Schulfürsten ab, wieviel jeder Lehrer an Einkünften bezieht.

Man könnte aber sagen, die Herren leben sammt und sonders von einer Art von Viehzucht, denn gelehrt und gelernt wird hier zum Verwundern wenig! Davon überzeugte ich mich bald durch Fragen an Thornton und seinen Sohn. Es wird eigentlich gar Nichts getrieben als die alten Sprachen, mit englischer Aussprache. — Methode und Hülfsmittel sind durchaus veraltet und entsprechen in keiner Weise dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft. Der Schule sind wenig Stunden, dem nationalen Ballspiel, dem Cricket, dagegen sehr viele gewidmet. Die masters geben die Stunden, wie es scheint,

sehr lässig. Will ein Knabe durchaus etwas lernen, so werden sie ihn nicht daran hindern, übrigens mag es gehen, wie es will und kann.

Pädagogische Sorgen machen die Herren sich vollends gar nicht. „Let every boy find his own level“ ist Princip und darauf hin läßt man die Roheit walten, ohne sich im Mindesten darum zu kümmern, was aus den Knaben wird. — Die hauptsächlichste pädagogische Anstalt ist ein etwas vertiefter kleiner Rasenplatz, von einem Mäuerchen umgeben, zwischen Schulgebäude und Kirche. Das ist — the fighting pit, eigens eingerichtet for boxing matches, für regelrechte Faustkampf-Duelle zwischen den Schülern. „When two boys can't agree at all,“ sagt E. Thornton, dann kommt es eben dahin, daß sie sich hier in Gegenwart der gesammten Schule methodisch prügeln — worein Niemand von den höheren Mächten sich jemals zu mischen nöthig achtet. Man findet diese Art ihre Händel zu erledigen, und Jeden auf sein „level“ zu bringen, sehr angemessen. „It has often been found“, daß zwei Knaben, die einen solchen Faustkampf gegen einander bestanden haben, nachher die besten Freunde wurden — und die Sache ist somit Alles, was in Bezug auf Erziehung zu geschehen braucht. — Das System ist jedenfalls sehr bequem für die masters.

Wir besuchten natürlich auch das Schulhaus — das vornehmste Klassenzimmer liegt im Erdgeschoß. Das sieht mit seinem alten Katheder — den Bänken, dem Holzgetäfel der Wände in gewissem Sinne ehrwürdig aus. Die getäfelten Wände und das Katheder sind über und über mit den eingeschnittenen Namen ehemaliger Schüler bedeckt, auf deren einige man besonders aufmerksam gemacht wird; denn die Schule ist auf manchen ihrer Schüler stolz — abgesehen von Lord Byron, von dem in England nicht viel gesprochen wird. — Da hat sich unter Anderem Sir Robert Peel als Knabe eingeschrieben. Der Name „Temple“, das heißt Lord Palmerston, sieht aus, als wäre er später eingeschnitten, nachdem der edle Lord sich bereits einen Namen als Staatsmann gemacht hatte — denn die Buchstaben sind ungefähr 8 Zoll lang, sodaß eine Anzahl bescheidenerer Inschriften zwischen ihnen Platz gefunden hat.

Das eine Ende der Bibliothek ist zu einem

„debating room" für die Schüler eingerichtet. Hier können sie Fragen und Dinge, die sie interessiren, in ihrer Weise, ganz sich selbst überlassen, discutiren. Da steht ein Lehnstuhl für den Präsidenten, den sie selber erwählen, und Stühle für die Uebrigen.

Das gefiel mir! Dergleichen muß anregend sein, und die jungen Leute lernen früh sich in den Lebensformen bewegen, in denen sich ihr ganzes Leben verläuft. Sie gewinnen darin das Geschick, das die Gewohnheit verleiht.

Das thätige Leben erzieht die Engländer, nicht die mangelhafte Schule. Die würde, soweit die Studien in Betracht kommen, wenig aus ihnen machen. Das einzige Gute an diesen Schulen ist eben, daß das Leben der Erfahrung, der Selbständigkeit für die Knaben schon dort beginnt. So macht diese Art von Erziehung — abgesehen natürlich von denen, die ganz zu Grunde gehen — sie vorzugsweise tüchtig für das öffentliche Leben und seine Kämpfe. Freilich ist kein Gewinn umsonst — es wird auch viel Roheit mit herangebildet — und die Familienbande werden sehr locker — das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist nicht, wie wir es uns in Deutschland wünschen würden, da namentlich die Söhne dem elterlichen Hause sehr früh entfremdet werden.

Wir machten einen Besuch bei dem Jupiter des Orts, dem head-master der Schule, Mr. Butler, und da lernte ich eine überaus wünschenswerthe Existenz kennen! — Es kam mir vor, als habe der gute Mann hier die angenehme, vortrefflich gepolsterte Stadt gefunden, die Treufreund und Hoffegut vergebens suchen! — Er bewohnt ein schönes Landhaus auf dem südöstlichen Abhang der Höhe, in Mitten eines schönen, wohl gepflegten Parkes von 60—70 acres — etwa 100 Morgen — gelegen. „The suburban property of a nobleman" — die dieser nobleman ganz gut selber bewohnen könnte. Serlby-Hall ist nicht geräumiger oder schöner — nur der Park viel größer.

Der head-master wohnt da zur Miethe. Wir fanden zunächst nur Mrs. Butler zu Hause, die uns, elegant gekleidet, sehr wohlwollend empfing — in einem geräumigen vortrefflich möblirten Salon mit schöner Aussicht in den Park. Sie schien mit eleganter Lectüre be-

schäftigt gewesen zu sein. Der Mann war mit seiner ältesten Tochter spazieren geritten. Bald aber kam Mr. Butler nach Haus und begrüßte E. Thornton auf das allerherzlichste. — Die Tochter schlüpfte in elegantem Reitkleid durch den Salon, verweilte nur einen Augenblick, um auch ihrerseits Mr. Thornton überaus freundschaftlich zu begrüßen, und eilte dann nach ihrem Zimmer, „to change her dress“.

Ich konnte nicht umhin, diesen wünschenswerthen Zustand im Stillen mit dem dürftigen Dasein eines deutschen Gymnasialdirectors zu vergleichen. Wie arm ist das Leben eines solchen Mannes in Deutschland an äußerem Schmuck! — Er behilft sich in wenigen ärmlich möblirten Zimmern — seine Frau kocht selbst — die ganze Familie hat nur eine Magd zur Bedienung —: Und doch! welche gründliche Gelehrsamkeit, wie viel wahre, echte Bildung des Geistes, welch' eine auf das Ideale gerichtete Gesinnung, welch' eine unwandelbare Pflichttreue und Ausdauer in der Pflichttreue! — Das Aequivalent dafür ist hier in England wohl schwerlich zu finden — Leute, wie z. B. Sauppe, sind hier gewiß sehr selten. Dieser Mr. Butler wenigstens sah mir gar nicht nach vielem Schulstaub aus — und die Fortschritte seiner Schüler nimmt er sich gewiß sehr wenig zu Herzen. Seine Pflichten haben ihm wohl kaum jemals schlaflose Nächte gemacht. —

Wir setzten nach diesem Besuch unseren Spaziergang fort — überall weite Fernsicht.

Mancherlei Gespräche. — Lord Palmerstons Popularität erhält sich großentheils dadurch, daß der alte Herr seine Leute — die Engländer nämlich, vortrefflich zu behandeln weiß: „he does things that people like.“ So kam er unlängst zur Feier eines hiesigen Schulfestes, nicht wie gewöhnliche Sterbliche auf der bequemen Eisenbahn angefahren — sondern trotz sehr schlechten Wetters! zu Pferde! und das 10 Meilen weit, mit seinen achtzig Jahren! — Selbst die Engländer können dergleichen nicht für einen Beweis staatsmännischer Weisheit halten — aber es gefällt den Leuten — sie jubeln um ihn her, und unterstützen den populären Mann dann auch als Premier-Minister.

E. Thornton, der selbst Gouverneur einer Provinz in Ostindien gewesen ist, gestand mir unumwunden, daß wenigstens die Regierung der ostindischen Compagnie dort eine sehr schlechte und tyrannische gewesen sei, und daß England und die Engländer in Indien gewaltig verhaßt seien. — Er sprach die Ueberzeugung aus, daß die Herrschaft Englands in Indien sich nicht für immer werde behaupten lassen. (NB. Mir scheint, sie besteht durch die geringe kriegerische und staatsbürgerliche Tüchtigkeit der Hindus; und die Schwäche der Unterdrückten kann sie jedenfalls noch sehr lange erhalten, wenn nicht eine fremde Macht ihr Schwert in die Wagschaale legt.)

Harrow hat seine schöne Welt, die aus den masters der Schule besteht und aus einigen Familien, die wie Thornton hier leben, um die Erziehung ihrer Söhne zu besorgen, ohne daß sie ihnen gerade unerschwingliche Kosten verursacht. — Natürlich können das nur Leute sein, die aus dem thätigen Leben bereits ausgeschieden sind. — Das hiesige Leben hat ganz den Zuschnitt des Lebens in town, auch das diner war so, wie es dort geboten wird.

Gesellschaftliche Studien und politische Erwägungen.

8. März. Ziemlich früh mußte ich mich aufmachen nach einem entfernten Stadttheil, Camberwell, North Terrace, No. 4 — was ich einige Mühe hatte zu finden — um dort schon um 5 Uhr bei Herrn Gerstenberg zu speisen. — So kam ich denn auch einmal auf das rechte Themse-Ufer hinüber. — Man ist auf einer solchen Fahrt wie auf einer Entdeckungsreise — wenn man sich so aus den Stadttheilen hinaus bewegt, in denen die elegante Welt ihr Wesen treibt, und an die man sich gewöhnt. Und da macht denn London den Eindruck des Unermeßlichen. Immer neue unabsehbare Straßen, neue Squares. —

Bei Herrn Gerstenberg fand ich eine etwas wunderliche Gesellschaft.

— Einen ältlichen Engländer Namens Ballot, Privat-Secretär des Banquiers Moritz v. Haber — ein Paar männliche nobodies — und ein Paar Damen. — Besonders interessant war mir die Tochter des im Jahre 1849 ausgewanderten Demokraten Grafen Oscar Reichenbach — Hedwig mit Namen, hier natürlich Miß Reichenbach — einfach, fast ärmlich gekleidet.

Erst ließ mich Gerstenberg selbst einen Blick in die Ideenwelt thun, in der die deutschen politischen Flüchtlinge hier leben, und die ist der allerverwunderlichsten Art. Die Leute haben von den wirklichen Zuständen in Deutschland gar keinen Begriff, keine Ahnung! — Sie leben in einer Welt von Hirngespinnsten. — Sie setzen in Deutschland die Zustände von 1848 gleichsam chronisch geworden, nur momentan durch ganz äußerliche Umstände in ihrer Action verhindert, voraus; sie glauben offenbar noch immer die Abgötter des deutschen Volkes zu sein — haben keine Ahnung davon, daß sie und ihre Weltansicht, ihre Theorien vergessen und verschollen sind; daß, wenn je wieder ein revolutionärer Schwindel Deutschland erfassen sollte, andere Ideen, und vor allen Dingen andere Menschen, andere Führer emporkommen würden. — Weit entfernt sich zu sagen, daß ihre Rolle unter allen Bedingungen ausgespielt ist, glauben sie sich ersehnt in Deutschland und gefeiert.

Was so ein Mann wie Gerstenberg, der in den Anschauungen dieser Leute lebt, für Dinge gelassen vorbringt — welche Macht er der extremen demokratischen Partei zutraut — wie wenig, wie gar nicht, die reale Macht für ihn überhaupt da ist — das übersteigt jede Vorstellung!

Er belehrte Mr. Ballot über Zustände und Personen in Deutschland, erwähnte des Herrn Löwe aus Kalbe, ci-devant Präsidenten des Frankfurter Rumpf-Parlaments, und um dem Engländer klar zu machen, was das für ein Mann sei, sagte er: der sei, in the opinion of the popular party — das rechtmäßige Oberhaupt Deutschlands!

Mich fragte dann Gerstenberg, ob nicht der Herzog von Coburg das Oberhaupt Deutschlands werden könne. Da nun auch Goldstücker und Max Müller in diesem Ideenkreise leben —

so ist es wahrhaftig kein Wunder, daß sie den verkehrtesten Rath von der Welt geben und meinen, man könne und müsse demnach auch Preußen von jeder Betheiligung an der schleswig-holsteinischen Sache ausschließen!

Miß Reichenbach war bei Tisch meine Nachbarin. Sie fragte nach Schlesien — der verlorenen Heimath — hatte aus früher Kindheit Erinnerungen von dem schönen väterlichen Schloß dort. Armes Kind! sie that mir herzlich leid! — Ihr Vater scheint auf dem Wege zu gänzlichem Untergange. Nachdem er seinen schlesischen Besitz billig verkauft hatte, als in Preußen seines Bleibens nicht mehr war — hat er sich auf Gerstenbergs Rath hier in England eine Farm gekauft — damit aber sehr schlechte Geschäfte gemacht, sodaß er mit Verlust verkaufen mußte. Da er in Preußen nur 6000 L. St. seines Vermögens gerettet hat, geht es jetzt mit ihm mehr und mehr auf die Neige.

Mr. Ballot hat zwölf Jahre in Mexiko gelebt, und kennt Land und Leute dort genau. — Es wurde die Frage aufgeworfen, ob der neue Kaiser Max sich dort behaupten könne. Ballot meinte ja! — und ging umständlich auf seine Gründe ein, da ich erklärte das nicht glauben zu können.

Die große Masse der Bevölkerung dort besteht größtentheils aus Nachkommen der Ureinwohner, zum Theil aus einem Mischvolk von Spaniern und sogenannten Indianern. Dieser ganzen Bevölkerung fehlt die höhere intellectuelle Begabung und sie ermangelt gänzlich alles männlichen Muthes und aller Energie. — Aber sie ist friedliebend, würde gern in Ruhe leben, wäre auch ganz gern bis auf einen gewissen Grad fleißig und betriebsam, wenn man sie nur vor lauter Revolutionen dazu kommen ließe. — Zur gewöhnlichen Betriebsamkeit, zu dem Mechanismus des Ackerbaues und der Handwerke fehlt ihr auch das Geschick nicht. Dazu reichen ihre intellectuellen Fähigkeiten aus. Diese ganze Bevölkerung wird eine Regierung willkommen heißen, die geordnete Zustände schafft und Ruhe. — So schilderte er den Zustand.

Ich wendete ein, eben weil diese ganze Bevölkerung keine Spur von strebendem Sinn und Energie hat, ist sie, wie wir das seit bei-

nahe 50 Jahren sehen, der Spielball der wenigen energischen Creolen, die dort ihr Wesen treiben, und weiß sich ihrer nicht zu erwehren. Eben die ganze passive Schlaffheit dieser Bevölkerung macht dort endlose, immer neue, immer wiederkehrende Revolutionen so überaus leicht.

Ballot gab zu, daß dem so ist, meinte aber, diese unruhige Bevölkerung müsse eben ausgerottet werden (mit welcher Seelenruhe so ein Engländer davon spricht, daß „nations" ausgerottet werden müssen, damit für den englischen Krämer oder seinen Kram Platz wird, das setzt immer von Neuem in Erstaunen).

Mr. Ballot ist auch längere Zeit Privat-Sekretär Joseph Buonaparte's, des soi-disant Königs von Spanien gewesen, und erzählte, daß die drei Brüder Buonaparte's, Joseph, Lucian und Jerome sich, während Louis Napoleon seine Expedition nach Boulogne unternahm, in einem Städtchen in England, wo sie hoffen konnten wenig bemerkt zu werden — in Uxbridge nämlich — versammelt hatten, um den Erfolg abzuwarten, und sofort nach Frankreich zu eilen, im Fall er ein glücklicher war. Ballot selbst war angestellt ihnen die Nachricht zu überbringen, und bezeugt, daß sie sehr lange Gesichter machten, als sie von dem Mißlingen hören mußten. — Er sagte mir auch, wer das Geld zu dieser Expedition hergegeben hatte: Niemand anders als der tolle Herzog Carl von Braunschweig. — Ich erstaunte!

Nach Tisch klärte sich auch auf, warum eigentlich Herr Gerstenberg Verlangen trug nach meiner näheren Bekanntschaft. Einige der südamerikanischen Freistaaten haben ihre Gläubiger statt in baarem Gelde durch Landanweisungen befriedigt. So ist auch Herr Gerstenberg Mitbesitzer eines angeblich sehr schönen Landstrichs in Quito geworden, an einem schiffbaren Nebenfluß des Amazonenstroms, und fragt nun, ob sich nicht vielleicht in Deutschland, namentlich in Preußen, „etwas anknüpfen" ließe, um deutsche Colonisten dorthin zu ziehen und diese Ländereien nutzbar zu machen. Ich soll das bei unsern Regierungskreisen vermitteln. (!)

Abend bei Lady William Russell, mit Mrs. Hastings Russell, Sir John Acton und Lord Houghton.

Acton sagt mir, das Ministerium sei in den letzten Tagen sehr wankend geworden. (Lord Granville's Stiefsohn kann dergleichen besser wissen als ein Anderer.)

Ich glaube dennoch — bleibe dabei — daß die Tories das Ministerium nicht stürzen werden, so lange die deutsch-dänische Angelegenheit nicht in irgend einer Weise beendigt und beseitigt ist.

Acton meint: sie werden dennoch vielleicht gerade die dänische Angelegenheit benutzen um es zu stürzen — wenn sie das nämlich können, ohne sich selbst dabei zu „engagiren", d. h. zu einer kriegerischen Politik zu verpflichten. (NB. In diesem Fall könnte uns die Sache ziemlich gleichgültig sein.)

Daheim in dem blue-book Lord Russells Depesche an Lord Cowley vom 24. Januar nachgelesen. Lord Houghton hatte mich darauf aufmerksam gemacht. Lord Russell fordert darin Frankreich für den Nothfall zu bewaffneter Intervention auf. Wie haben sich Geffcken und König Leopold geirrt!

9. März. Im Club läßt sich mir General Kmethy vorstellen, der bekannte Ungar — der eigentliche Vertheidiger von Kars. Denn daß er das ist — und nicht Sir Williams of Kars, der der englischen Welt dafür gelten muß, eben weil er ein Engländer ist, — das wissen selbst hier in England alle unterrichteten Leute sehr wohl — und um so besser, da bei näherer Bekanntschaft Niemand darüber in Zweifel bleiben kann, daß der vermeintliche Held ein sehr einfältiger Held sei.

Kmethy hatte meine Werke gelesen, und sagte mir viel schöne Sachen darüber — aber so sehr er auch dem guten Williams überlegen sein mag, macht er doch eben auch nicht einen solchen Eindruck, daß man veranlaßt wäre ihm sehr viel zuzutrauen. — Ein schmächtiges Männchen mit spitzen Zügen — Haar und Bart schon mehr grau als braun — im Ganzen unverkennbar der österreichische Infanterie-Offizier ungarischer Nation. — Und auch seine Bildung geht nicht über das Maß hinaus, das in der österreichischen Infanterie herkömmlich ist.

Er sprach mit großen Lobeserhebungen von Clausewitz und dessen Werken und meinte dann, in seiner schwierigen Lage in Kars

habe ihn aber doch auch Clausewitz im Stich gelassen. Er habe in dessen Werken herum gesucht, ob er etwas darin finde, wie er sich in Kars zu benehmen habe, jedoch vergebens — er habe nichts darin gefunden. — Wer Clausewitz „vom Kriege" als Recepten-Buch behandeln und benutzen will, kann nicht gar viel davon begriffen haben.

Nebenher klagte Kmethy, daß ihm der berühmte Williams in Kars sehr hinderlich gewesen sei. Er — Kmethy — habe die Ueberzeugung gehabt, daß man nach dem abgeschlagenen Sturm der Russen die Blokade gar wohl durchbrechen, den Krieg in das Freie, in das Gebirge versetzen, und sich die Gelegenheit und die Mittel verschaffen könne, den Platz zum Mindesten neu zu verproviantiren. — Williams sei aber nicht dazu zu bringen gewesen, und habe die Sache hintertrieben.

Aus Kiel schicken sie mir die Eingabe der Kieler Professoren bei dem Bundestage. Die soll hier Eindruck machen! — Wenn die Leute doch das begreifen wollten, daß das Alles hier Nichts hilft! — Und nun vollends was die Kieler Professoren sagen! die „beastly professors", die, wie man hier meint, den ganzen unnützen Unfug veranlaßt haben; davon sollte man hier gar nicht reden!

Brief an Lorentzen beendigt und abgefertigt. — Inhalt:

1. Die Presse anlangend kommt es vor Allem darauf an ein Blatt zu finden, das sich bereit erklärt, Artikel in unserem Sinn aufzunehmen. Das ist die Schwierigkeit. An Leuten, die schreiben können und schreiben wollen, fehlt es dagegen hier ganz und gar nicht, wenn wir nur Mittel wüßten, irgend etwas davon in die Tagespresse zu bringen. —

2. Im Uebrigen ist hier aber vermöge der Presse, selbst wenn es uns gelänge, dieses oder jenes Blatt zu gewinnen, immer nur sehr wenig auszurichten. Man darf nicht hoffen, die hier herrschende Ansicht vermöge der Presse zu berichtigen. Es erscheinen hin und wieder gute Artikel, gute Broschüren; aber sie bleiben unbeachtet und üben gar keinen Einfluß. John Bulls Ansicht des deutsch-dänischen Zwistes ist parti pris; — er will dabei bleiben, will sich darin nicht stören lassen, die Sache soll so sein und nicht anders, „sic volo, sic iubeo" — auf Gründe hört John Bull nicht.

3. Diese Unmöglichkeit, auf die herrschende Ansicht durch Rede, Schrift oder Presse einzuwirken, ist aber glücklicher Weise nicht so bedenklich als sie aussieht; schadet vielmehr eigentlich so gut wie gar nicht, da trotz aller Erbitterung und alles Lärmens hier in England weder ein kriegerisches Ministerium noch eine kriegerische Majorität im Unterhause zu Stande kommt.

4. Lord Palmerston kann also Nichts weiter thun und wird Nichts weiter thun — als in Berlin einen gewissen Druck üben, um womöglich die Action Preußens zu lähmen und aufzuhalten. Denn daß die Entscheidung in Berlin liegt und nirgends sonst, das weiß man hier gar wohl. — Gelangt man auf diese Weise nicht zu dem gewünschten Ziel — so kann man eben Nichts weiter thun. Man wird sich dann fügen. Auf Gründe hört man hier nicht; vor Thatsachen beugt man sich ohne Weiteres.

5. Da nun hier eigentlich Nichts zu machen ist, aber auch nichts Ernstliches zu befürchten, möchte ich meine Mission hier beendet sehen, um so mehr, da Privatverhältnisse meine Anwesenheit daheim nothwendig machen.

6. Was mir Sir John Acton über die augenblickliche Stellung des Ministeriums gesagt hat. —

7. Ich werde von den mir zuletzt übersendeten Papieren den möglichen Gebrauch machen, aber wir dürfen uns keinen Erfolg davon versprechen. Es ist das-Alles vergeblich; die Entscheidung liegt nun einmal nicht hier, sondern in Berlin.

(Man sagt wenigstens offen, was geschehen muß, et salvavi animam.)

Nach dem Athenäum — den Globe gelesen. Die Preußen vor Fridericia; das ist gut. —

Abend at home bei Lady Waldegrave. Die Saison ist im Steigen; es war da ein ziemliches Gedränge, und da ich mancherlei Bekannte darin fand, verging mir die Zeit ganz angenehm. — Bernal Osborne sagt mir, Lord Ellenborough habe heute im Oberhause geradezu Krieg verlangt. Er selbst will am Freitag der nächsten Woche im Unterhause eine Motion in gerade entgegengesetztem Sinn einbringen, und ladet mich ein der Sitzung beizuwohnen. — Lawrence Oliphant erzählt mir

von seinem Artikel, den Blackwood's Magazine nur nach mancherlei Aenderungen endlich aufgenommen hat. Ich, meint er, würde nicht ganz damit zufrieden sein, da er darin nicht die preußische Politik, sondern die Ansicht der deutschen Liberalen vertritt. Klagt von Neuem, daß er seiner schleswig-holstein'schen Sympathieen wegen in der Gesellschaft schlecht empfangen wird. „People cut me dead", vor Allem Lord und Lady Russell.

10. März. Diner im Athenäum mit dem jungen Prinzen von Noër. Der erzählt mir, daß sein Vater wieder nach Paris gereist ist.

Ueber seinen Augustenburger Vetter und Sammer zuckt der Prinz die Achseln und sagt: das sind Kleinstädter.

11. März. Um halb acht Diner bei dem Herzog von Wellington. — Ich war sehr pünktlich. Sir Roderic hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß dies nöthig sei. Denn — der berühmte Herzog v. Wellington war bis zu einem peinlichen Grade von militärischer Pünktlichkeit. Er erschien immer bis auf die Minute genau, wenn er eingeladen war, zu der auf der Einladungskarte angegebenen Zeit — und wenn er nicht die Hausfrau bereits im Salon vorfand, bereit ihn zu empfangen — so pflegte er wieder wegzugehen — was sich außer ihm wohl Niemand in ganz England hätte erlauben dürfen. — Der jetzige Herzog sucht seinen Vater in solchen Dingen nachzuahmen, so weit er darf. — Heute aber war er selber nicht zu rechter Zeit, und das gab dann zu einigen Scherzreden Veranlassung.

Es waren da Sir Roderic Murchison, Hayward der unvermeidliche, und Lord Walden, Bruder der Herzogin. Mehrere Eingeladene hatten sich entschuldigt; so blieb denn die Gesellschaft klein. — Von Damen erschien nur die Schwester der Herzogin, Lady Emily Peel. —

Das Tagesgespräch ist ein „incident", das gestern bei der Taufe in Marlborough-House vorgekommen sein soll, oder vielmehr bei dem Banquet, das darauf folgte. Bernstorff soll sich geweigert haben, die Gesundheit des Königs von Dänemark mitzutrinken. Die Herzogin erklärt aber, das sei nicht wahr; sie habe bei Tisch in Bernstorffs Nähe gesessen, und sehr bestimmt gesehen, daß er die Gesundheit getrunken, gleich allen anderen Gästen. —

Nachdem die beiden Damen sich zurückgezogen haben, beim Wein, wird Hayward der leitende Genius und Redner der Gesellschaft — und er zog die Conversation in eine sehr schmutzige Region herab.

12. März. Brief von Samwer aus Kiel; das englische Ministerium mache ja wohl, meint er, in seiner Majorität eine Politik des Friedens um jeden Preis. Wenn dem so sei, so wäre es erwünscht, wenn dem König von Preußen die Ueberzeugung davon gegeben werden könnte. Denn wenn er nicht England fürchtete, würde er weder zur Erklärung vom 31. Januar, noch zu deren Erneuerung, die jetzt beim Einmarsch in Jütland gegeben worden sei, gekommen sein. (NB. Daß ich auch nach Berlin schreibe, könnte sich Samwer eigentlich wohl denken.)

Er behauptet ferner, daß Alles, was von Kiel aus hätte geschehen können, um Berlin der Sache günstig zu stimmen, auch geschehen sei. Der König sei der Sache überhaupt günstig. Beim Ministerium aber seien alle Schritte bisher ziemlich erfolglos gewesen. (NB. Wenn ich nur nicht wüßte, daß es vorzugsweise das Unrechte war, was sie in Berlin gethan haben.)

Von der Hartnäckigkeit der Dänen hofft Samwer wesentliche Hülfe. Diese Hartnäckigkeit sei eben so sehr gegen die Personal-Union und vielleicht auch gegen die constitutionelle Verbindung der Herzogthümer wie gegen den Herzog gerichtet. Diese Verbissenheit Dänemarks aber werde in Berlin doch schließlich vielleicht zu der Ueberzeugung führen, daß man gar keine Wahl habe, als den Herzog anzuerkennen oder eine neue Auflage von 1852 zu erleben.

„Die Dänen speculiren verschiedenen Nachrichten zufolge auf einen europäischen Krieg, und Frankreich soll sie in dieser Speculation unterstützen." (NB. Das ist ganz gewiß nicht wahr!) „Natürlich würde dann Italien das erste Schlachtfeld geben." (NB. An Italien wird Napoleon erst dann wieder denken, wenn die dänische Sache beseitigt ist, und keine Gelegenheit gegeben hat, einen neuen Rheinbund zu stiften. — Natürlich darf man die Leute in Kiel auf diese Möglichkeit, daß sie nämlich für ihre particularistischen Zwecke eine Stütze im Rheinbund finden könnten, gar nicht aufmerksam machen.)

Oesterreich ist nach Samwers Nachrichten noch immer gleich

feindselig und will Preußen den Gewinn nicht gönnen, den ihm ein selbständiges Schleswig-Holstein bieten würde.

„Nach englischen Briefen gehen die Angriffe auf die Transaction des Herzogs von Augustenburg von 1852 noch immer fort" (NB. den Verkauf seiner Güter und die quasi Renunciation); „ist es nicht möglich, daß Crowe dieselben todt mache? Ich möchte gerne wissen, was in dieser Beziehung geschehen kann." Dabei liegen ein paar Blätter, die Darstellung dieser Transaction, wie das Augustenburger Haus sie beurtheilt zu sehen wünscht. Kann ich den Daily News zugehen lassen.

14. März. Frühstück bei Lord Houghton — zahlreiche Gesellschaft. Unter Anderen Thyrlwal, einer der angesehensten Prälaten der englischen Kirche, der namentlich als Gelehrter, als „the best greek scholar in the church" in hoher Achtung steht. Da war mir der Mann natürlich sehr interessant. Das Interesse für ihn schrumpfte aber sehr bald zu dem zusammen, das uns ein Curiosum als Gegenstand der Beobachtung einflößt. — Man muß es erlebt haben, welchen verkrüppelnden Einfluß eine beschränkte Fachbildung auf den menschlichen Geist übt! — So zwar, daß auch das Studium der antiken Literatur und Bildung dagegen vollkommen ohnmächtig ist! — Der Mann ist pedantisch, belehrend, macht sehr entschieden den Anspruch auf die apostolische Autorität, welche die bischöfliche Hochkirche Englands ihren Würdenträgern beilegt, und ist in seinem Geist zu dem Ende und Abschluß aller Fragen gelangt —: durch die 32 — oder 33 — Artikel der anglikanischen Kirche ist für ihn die Welt mit Brettern vernagelt.

Es drängte sich mir dabei die Betrachtung auf, daß die Verschiedenheit englischer und deutscher Bildung sich auch in der verschiedenen Art pfäffischer Beschränktheit wiederspiegelt, die den beiden stammverwandten Völkern eigen ist. Unsere streng kirchlich orthodoxen Geistlichen müssen sich denn doch anders benehmen; sie müssen nebenher sentimental — asketisch — in gewissem Sinn sogar romantisch sein — sie müssen Gefühl und Phantasie in den Kreis ihres Treibens ziehen und zu Hülfe nehmen —: das nackte trockene Stroh der Dogmatik zur Geltung bringen zu wollen, und weiter gar Nichts — und

das ohne irgend in Gefühl und Phantasie eine Stütze zu suchen —: das ginge in Deutschland nicht! —

Natürlich kam auch die Taufe in Marlborough-House zur Sprache, und die angebliche Weigerung Bernstorffs die Gesundheit Christians IX. mitzutrinken. — Das große Klatschereigniß des Tages.

Lord Stanley äußerte, es herrsche im ganzen Lande ein sehr feindseliges Gefühl gegen die Königin persönlich. Warum? blieb unerörtert; es verstand sich von selbst, daß es nur wegen ihrer persönlichen Haltung in dem deutsch-dänischen Streit sein konnte.

Es kam dann auch Anderes zur Sprache, das sich bei der Taufe begeben hat. — Der Prinz von Wales hat natürlich bei dem Banket seinen Toast durch eine Rede eingeleitet, und man hat dabei die Bemerkung gemacht, daß er das Englische nicht fließend spricht, und mit einem entschieden deutschen Accent. Houghton knüpfte daran die Bemerkung: „In fact we are governed by an alien race!" — Ich erwiedere: „Oh! you cannot call a duke of Saxony an alien in blood! — but you certainly have been governed by an alien race, by the Tudors, who were Celts!" Das war den Leuten neu! Die Sache ist aber an sich so einleuchtend, daß sich gar Nichts dagegen einwenden ließ. Ich fügte hinzu, daß meiner Meinung nach in den Characteren aller Regenten aus dem Hause Tudor, von Heinrich VII. bis auf Elisabeth, sich auch sehr bestimmt der celtische Nationalcharacter in verschiedenen Abstufungen und Schattirungen nachweisen läßt.

Oliphant besucht. Obgleich er drei Tage in Windsor war, hat er doch die Königin nur einmal gesehen — und da konnte er Nichts zur Sache sprechen, weil General Grey gegenwärtig war. — (Natürlich eigens zugezogen, um jedem Gespräch vorzubeugen, das die Königin compromittiren könnte!)

Dagegen hat Lawrence Oliphant in Windsor ein ganz interessantes Gespräch mit dem Prinzen von Wales gehabt. Er hat sich bemüht, dem Prinzen auseinanderzusetzen, daß die Trennung der Herzogthümer von Dänemark ganz unvermeidlich sei, und daß Christian IX. für seine Person und Dynastie dabei eigentlich mehr gewinne, als verliere. Denn als König von Dänemark allein würde Christian IX. eine

gesicherte Existenz haben, die dagegen immer von Neuem in Frage gestellt sein werde, solange er Herr auch der Herzogthümer bleibe.

Das Alles hörte der Prinz ruhig an — wie es scheint, als hätte er es eben nicht anders erwartet. — Lawrence Oliphant fügte noch hinzu: jetzt sei es zu spät dazu, aber Schleswig hätte für Dänemark gerettet werden können, „if we had begun by giving up Holstein." — Da rief der Prinz aus: „Ah! had we but begun with that!"

15. März. Der König der Belgier ist in der Stadt, in Birmingham-Palace, da melde ich mich durch einen Brief an seinen Adjutanten, General Moerkerke „für den Fall, daß der König mir Befehle zu geben habe".

Gegen 6 Uhr Besuch bei der Gräfin Bernstorff, wo ich ihren Gemahl und den baierischen Gesandten Cetto finde. — Der Klatsch wegen der angeblichen nicht mitgetrunkenen Gesundheit Christians IX. wird besprochen.

Bernstorff erzählt, daß er die Gesundheit, ganz wie die Herzogin von Wellington berichtet, regelrecht mitgemacht hat, mit gefülltem Glase, wie es sich gehört, daß er auch, wenn auch nicht sein Glas geleert, doch Wein „genippt" hat. Als er dann zuerst von den Gerüchten hörte, die in der Stadt verbreitet wurden, lachte er darüber, bis ihm „ein Freund" sagte, er möge doch die Sache nicht so leicht nehmen, sie könne doch am Ende einen gewissen Eindruck machen. — Darauf hat er dann sowohl der Königin als dem Prinzen von Wales geschrieben „explanations", die sehr wohl aufgenommen worden sind. Er hat von Beiden die wohlwollendsten Antworten erhalten.

Zu dem Blaubuch über Schleswig-Holstein hat Lord Palmerston sehr gegen Wunsch und Willen noch einen Nachtrag, ein neues Heft liefern müssen. Es enthält die Berichte Mr. Wards, des englischen Consuls, die das englische Ministerium gern geheim gehalten, mit andern Worten, unterschlagen hätte, und zwar weil Ward darin die Zustände in den Herzogthümern, den Vertragsbruch, die Rechtsverletzungen von Seiten der Dänen, der Wahrheit gemäß schildert, seine Depeschen folglich Deutschlands Ansprüchen günstig sind.

Sir Henry Verney hat die Veröffentlichung auch

dieser Berichte erzwungen, das Ministerium hat sich aber auch jetzt nicht entschließen können, sie vollständig bekannt zu machen: Wards Conclusionen, Unvermeidlichkeit der Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark, sind ausgelassen.

Nachdem Cetto uns verlassen hat, ergeht sich Bernstorff in Betrachtungen über das parlamentarische Königthum: die Königin von England ist es, sagt er, die allein den europäischen Frieden erhalten hat, den Lord Palmerston nicht wollte; da sieht man es, wie groß die Macht der Krone ist, wie groß der persönliche Einfluß des Souveräns, trotz allem Constitutionalismus u. s. w. Wie anders sprach er früher! Da wollte er die persönlichen Ansichten und Pläne, und was General Grey darüber sagte, das Alles gar nicht wissen; das sei nicht des Wissens werth; was die Minister wollten, darauf komme es an, nur darauf.

16. März. Antwort von Moerkerke: der König Leopold wird mich morgen um 12 Uhr in Buckingham-House empfangen.

Diner im Athenäum, allein. — Prinz Friedrich von Noër, der Sohn, setzt sich zu mir; er ist in höchster fieberhafter Aufregung — und ich erfuhr auch bald warum.

Sein Vater ist wieder einmal in Paris gewesen und hat von dort gar wunderliche Nachrichten mitgebracht, wie mir scheint, in etwas untergeordneten politischen Kreisen aufgesammelt.

Es besteht, sagte mir der junge Prinz, ein geheimer Tractat zwischen Preußen und Frankreich, demzufolge der Herzog Friedrich von Augustenburg zum Lande hinausgeschafft, aus den Elbherzogthümern entfernt werden soll; Preußen tritt die Eisen- und Kohlenwerke an der Saar an Frankreich ab, und erhält dafür die Elbherzogthümer.

Da ich weiß, daß unser König auf dergleichen nicht eingeht, fragte ich, mehr noch ungläubig als überrascht: „Glauben Sie das wirklich?"

„Ich weiß es!" — war die sehr entschiedene Antwort. — (NB. Ich glaube es aber dennoch nicht; mag auch Bismarck dergleichen Velleitäten haben — wie denn zu seiner Zeit Albert Pourtalès und Usedom sie gehabt haben —: ein förmlicher Tractat solchen Inhalts kann

nicht geschlossen sein ohne die Zustimmung des Königs, und die ist gewiß nicht ertheilt worden.)

Ferner sagt mir der Prinz: Ueber den Gesundheitszustand des Königs Leopold von Belgien wird stündlich nach Paris berichtet; Marschall Mac Mahons Stab wird nach St. Omer versetzt. 120,000 Mann sind marschbereit in Belgien einzurücken, sobald König Leopold die Augen schließt. — Es besteht zwischen Napoleon III. und der Regierung der Niederlande ein geheimer Theilungs-Tractat; die Niederlande sollen Luxemburg an Frankreich abtreten, und dafür Antwerpen erhalten; der Rest von Belgien fiele, wie sich von selbst versteht, an Frankreich.

Daran könnte etwas Wahres sein; wenn es auch natürlich ebenfalls nicht buchstäblich zu nehmen ist. In Lille ist ein „Maréchalat"; daß Mac Mahons Stab außerdem noch von Nancy an die Nordgrenze — in die unmittelbare Nähe von Lille verlegt werden sollte, ist z. B. nichts weniger als wahrscheinlich. Einen zu gleicher Zeit so auffallenden und so vollkommen unnützen Schritt thut Napoleon gewiß nicht.

Dagegen ist daran wohl nicht zu zweifeln, daß er darauf ausgeht in den Besitz Belgiens zu kommen, und da ist es wahrscheinlich, daß er auf eine Theilung des Landes mit den Niederlanden ausgehen und daß der Theilungs-Tractat ungefähr den angegebenen Inhalt haben würde.

Die Gründe sind leicht zu durchschauen: Dem französischen Kaiser ist es vornehmlich um die Eisen- und Kohlenminen Belgiens zu thun. Antwerpen hat für ihn keine entscheidende Bedeutung, seitdem Cherbourg erweitert und vollendet ist. — Dagegen weiß er sehr wohl, daß es zu den Traditionen gehört, über die John Bull keinen Spaß versteht, daß Antwerpen nicht in die Hände Frankreichs fallen darf. Er weiß, daß John Bull Himmel und Erde in Bewegung setzen würde, um das zu verhindern; daß er Antwerpen nur haben kann um den Preis eines Krieges mit England — und mit einer Coalition, die England dann schon zusammenbringen würde; um den Preis eines sehr bedenklichen Krieges, in dem seine dynastische Existenz auf dem Spiele stünde. — Macht er aber keine Ansprüche auf Antwerpen, dann kann er wohl so ziemlich darauf rechnen, daß England keine

große Energie entwickeln wird, um ihm den Besitz des übrigen Belgiens streitig zu machen, daß man sich hier sehr leicht dem fait accompli fügen würde — und daß in Folge dessen auch nicht leicht eine europäische Coalition gegen den Napoleonismus zu Stande käme.

Audienz beim König Leopold von Belgien.

17. März. Um 12 nach Buckingham-House zu dem König Leopold. Ich mußte durch den Hof des Palastes gehen. Der König wohnt in dem Theil, der dem Garten zugewandt ist, im Erdgeschoß. Da mußte ich dann auch noch ungefähr 20 Minuten warten, in einem Saal, der die Aussicht in den wohlgepflegten sauber gehaltenen Garten hat und mir als Probe von Georgs IV. Kunstsinn und Geschmack interessant war. Georg IV. hatte eine eigenthümliche Vorliebe für niedrige Zimmer, und so sind denn auch die Säle und Zimmer in diesem königlichen Palast, im Verhältniß zu ihrer Größe, ganz auffallend niedrig.

Der König trat ein, begrüßte mich sehr wohlwollend und heiter und fragte in halb humoristischer Weise, wie ich denn hierher komme.

Ich berichtete, wie wir, meine politischen Freunde in Preußen und ich selbst, der Meinung gewesen, daß man die schleswig-holsteinische Sache bei der unerwarteten Wendung, die sie im vergangenen November nahm, um keinen Preis in die Hände der Demokraten fallen lassen dürfe, die sie dann für ihre Parteizwecke ausbeuten würden — und daß andererseits der Herzog von Augustenburg abgehalten werden müsse, sich in die Arme der demokratischen Partei zu werfen, die sich an ihn herandrängte. Das war Anfangs zu befürchten; ich wurde veranlaßt im Auftrag meiner Gesinnungsgenossen nach Gotha zu gehen; — leistete dort sehr gern dem Herzog in seiner Correspondenz u. s. w. die Dienste, um die man mich ersuchte; — und ließ mich auch bereit finden hierher zu reisen, um hier in der Presse und im Gespräch mit den englischen Staatsmännern die Interessen Deutschlands und des Herzogs in der schleswig-holsteinischen Sache wahrzunehmen.

Der König: Nun, Sie haben sich hier einige Zeit umgesehen —: nun sagen Sie mir, wie Sie die Dinge hier beurtheilen, wie Ihnen die politische Lage hier vorkommt. Sie sehen die Dinge von einem anderen Standpunkte als ich, und eben darum ist es mir interessant zu wissen, wie sie Ihnen vorkommen.

Ich: Mir scheint die Lage in Wahrheit nicht so gefährlich wie sie auf den ersten Blick aussieht. — Die Leute sind zwar hier in einer leidenschaftlichen Aufregung; sie haben die lebhaftesten Sympathien für Dänemark — sie sind sehr erbittert gegen uns —: aber sie wollen bei alledem keinen Krieg, die eine Partei so wenig wie die andere. Sie drohen und schelten, und zwar um so heftiger, gerade weil sie im Stillen — wenn auch in mehr oder weniger klar ausgesprochener Weise — entschlossen sind Nichts weiter zu thun. Drohen und schelten soll genügen, und soll ausreichen ihren Willen durchzusetzen — als einziges angewendetes Mittel. Sie verlangen, wir sollen uns ihrem Aerger fügen — und daß wir es nicht thun, steigert ihren Aerger. Wenn aber nicht ganz unerwartete Dinge dazwischen kommen, ist bei alledem doch kein Krieg von ihrer Seite zu besorgen.

König Leopold stimmt dem Allem bei, fügt dann aber doch mancherlei Warnungen hinzu: „Sehr lange darf die Sache nicht mehr dauern, denn sonst könnte den Engländern die Geduld reißen. (Lächelnd, gutmüthig spottend:) Sie wissen, die Leute sind hier etwas wunderlich! Ihr Thun und Treiben ist nicht immer logisch!" — Daß ein kleiner schwacher Staat von zwei großen angegriffen ist, macht ihnen einen gewissen Eindruck —: freilich! wenn sie selber einen schwächeren angreifen, dann sehen sie die Dinge anders an. — Vor allen Dingen muß die preußische Flotte sich ruhig verhalten und gar Nichts unternehmen (das empfahl der König sehr dringend). — Wenn sie, durch österreichische Schiffe verstärkt, etwas unternähme, wenn die Dänen einen Unfall zur See erlebten, das würde hier die Leute gar sehr aufbringen, und könnte gefährliche Folgen haben. Die Engländer würden darin eine Beleidigung sehen, die ihnen zugefügt wird. — Zwar! unter Umständen lassen sie sich auch wieder sehr viel gefallen. — Namentlich von den Amerikanern. Die Geschichte mit O'Dona-

ghue war seltsam genug! Der amerikanische Schiffs-Capitän hat den erschossen, „eigentlich doch blos, weil er Lust hatte Jemanden todt zu schießen“ und doch ist man hier sehr leicht darüber hingegangen. — In diesem Falle aber würden die Engländer sagen „our humiliations can go no further“, oder so etwas; irgend ein „dummer nonsense“ würde in Umlauf kommen, und überall wiederholt werden. Dann würde auch die Regierung dem Strom nicht widerstehen können. Das Mindeste, was dann geschähe, wäre, daß eine englische Flotte nach der Ostsee gesendet würde — und das wäre sehr gefährlich — denn die jüngeren Offiziere würden es sich dann zum Geschäft machen einen „untoward event“ herbeizuführen. Solche Gefahren könnten durch die Thätigkeit der preußischen Flotte provocirt werden. *So war es namentlich das Ereigniß bei Sinope, das dem Faß den Boden eingeschlagen hat*, das zum Krimkrieg geführt hat. Bis dahin war man schwankend; keineswegs zum Kriege entschlossen. —

König Leopold tadelt sehr entschieden, daß Deutschland nicht schon seit hundert Jahren eine Flotte hat. Es muß eine Flotte haben. — Bei alle dem aber müßte die preußische Flotte doch jetzt gerade durchaus in Unthätigkeit erhalten werden. Auch müßten keine militärischen Unternehmungen auf Fünen vorkommen; er würde sie für sehr gefährlich halten.

Ich glaube, dergleichen ist auch nicht beabsichtigt.

König Leopold kommt nun auf die Haltung Frankreichs; lobt Napoleons weise Mäßigung; *der wird nie ohne die Approbation Englands Preußen angreifen; wenn er diese Approbation hat, aber gewiß.*

Ich (wollte mich nun auch meinerseits orientiren, ob ich dieses und jenes richtig beurtheile) —: Hier hat die herrschende Stimmung in dieser Beziehung eine sehr seltsame Wendung genommen. *Lord Palmerston und sein Anhang würden einem Angriff Napoleons auf den Rhein mit einer stupiden Schadenfreude zusehen.*

König Leopold macht eine zustimmende Bewegung mit Kopf und Hand.

Ich glaube aber nicht, daß Napoleon je für Dänemark in die

Schranken treten wird; denn ich bin überzeugt, er wird nicht einen Krieg mit Preußen beginnen, in dem das ganze Deutschland nothwendiger Weise mit Preußen vereinigt sein würde. Ich glaube, daß er auf ganz andere Dinge und Gelegenheiten wartet und vielleicht rechnet, um sie zu benutzen, nämlich auf eine Spaltung im Innern Deutschlands. Wenn Preußen je den thörichten Versuch machte, die Elbherzogthümer den Dänen zurückzugeben, dann würde Napoleon gegen Preußen und gegen Dänemark für die Herzogthümer, für deren Recht, für das Recht des Hauses Augustenburg eintreten, und das wäre in einem sehr hohen Grade gefährlich, da es entweder einen neuen Rheinbund voraussetzt, oder ihn herbeiführen könnte und jedenfalls darauf angelegt wäre — das wäre wirklich gefährlich. Ein Krieg, den Frankreich zu Gunsten Dänemarks führte, wäre — wenn man ihn überhaupt für möglich halten will — dagegen bei weitem nicht in demselben oder überhaupt in einem bedenklichen Grade gefährlich. Ein Krieg mit Frankreich, in dem ganz Deutschland mit Preußen vereinigt sein würde, ist jedenfalls nicht eine Gefahr, der man nicht mit Ruhe und Zuversicht entgegensehen könnte; „es ist das im Gegentheil eine von den Gefahren, denen man im Stande sein muß, ruhig in das Angesicht zu schauen."

König Leopold stimmt dem allen vollkommen bei, meint aber doch, eine Conferenz sei in diesem Augenblick rathsam um weiteren Verwickelungen vorzubeugen. — (NB. Ihm ist in seinem eigenen unmittelbaren Interesse gar sehr, ja vor allen Dingen daran gelegen, daß die Conferenzen zu Stande kommen, damit die Dinge nicht lange in der Schwebe bleiben, und keine Gefahr weiterer Verwickelungen entsteht. Und zwar weil er sehr gut weiß, daß die Gefahr unmittelbar, vorzugsweise selbst, an ihn herantritt; daß Belgien ein Compensations-Object wird, sobald der Krieg europäische Dimensionen annimmt.)

Ich: Eine Conferenz wäre aber auch gefährlich; Napoleon würde ganz gewiß den Vorschlag machen, das suffrage universel in den Herzogthümern selbst über das Schicksal des Landes entscheiden zu lassen, und hier wäre man verblendet genug darauf einzugehen.

König Leopold: Das suffrage universel würde aber in diesem Fall ganz gute Dienste thun.

Ich: Das glaube ich auch; es wäre aber ein sehr gefährliches précédent; es ist offenbar eines von Napoleons Projecten, das suffrage universel als anerkannten Grundsatz in das europäische internationale Staatsrecht einzuführen, damit es dann bei Gelegenheit auch anderwärts in Scene gesetzt und gebraucht werden kann.

König Leopold giebt das im Allgemeinen zu, ist aber nicht hinreichend empfänglich für diese Gefahr (die ihn doch zuerst treffen würde) — und scheint sie nicht hoch genug anzuschlagen.

Ich (da sich die Gelegenheit bietet ihn zu warnen, will ich sie natürlich nicht versäumen) erzähle, daß der alte Fürst von Noër in diesen Tagen aus Paris zurückgekehrt ist. Er hat von dort allerhand beunruhigende Nachrichten mitgebracht, die er, wie mir scheint, in untergeordneten politischen Kreisen eingesammelt hat. — „E. M. wissen, in solchen Kreisen erhält man zuweilen sehr abenteuerliche, zuweilen aber auch sehr gute Nachrichten."

König Leopold (wiederholt meine Worte bestätigend): Zuweilen sehr abenteuerliche, zuweilen sehr gute!

Ich: Diesen Nachrichten zufolge soll nun angeblich zwischen Herrn v. Bismarck und dem Kaiser Napoleon ein geheimer Tractat verabredet sein. Darin soll festgestellt sein, daß Preußen die Elbherzogthümer für sich behält, und dagegen die Eisen- und Kohlenbergwerke an der Saar an Frankreich abtritt. — Der junge Prinz von Noër, der Sohn, ist aus Gemüthsbewegung über diese Nachrichten krank geworden. — Ich habe ihn aber zu trösten gesucht, indem ich ihm sagte, wie unmöglich dergleichen Verabredungen seien, da unser König nie darauf eingehen würde.

König Leopold: Bismarck könnte wohl solche Velleitäten haben!

Ich: Wenn er sie auch haben sollte: die Unmöglichkeit der Sache ist Jedermann in Preußen einleuchtend.

König Leopold verweist auf die Junker-Partei, die wohl für einen solchen Plan sein könnte und Nichts dagegen haben würde, wenn am Rhein irgend etwas — Land oder etwas dergleichen — an Frankreich abgetreten würde; die das als eine Kleinigkeit behandeln würde. Eine solche Abtretung wäre aber Deutschlands Verderben; wenn je wieder

etwas von Deutschland abgetreten werden könnte, würden die Deutschen ein Gegenstand der Verachtung für ganz Europa werden und Verachtung verdienen. (NB. Der König spricht diese Worte mit großem Nachdruck und wird dabei ungewöhnlich lebhaft.)

Ich stimme dem Allem durchaus bei; kann aber auch nicht glauben, daß so etwas geschehen wird. Es wäre ein gänzliches Verkennen der Zeit und ihrer Bedingungen, wenn Preußen die Elbherzogthümer auf solche Weise, ja wenn es sie überhaupt unmittelbar für sich selbst erwerben wollte. Ich halte es zwar allerdings für Preußens Bestimmung, dereinst an der Spitze Deutschlands zu stehen — (der König nickt zustimmend mit den Kopf) — aber durch einzelne Bausteine ist ein solcher Bau jetzt nicht mehr zu fördern. Preußen muß in anderer Weise und mit Einem Schlage an die Spitze des Ganzen gestellt werden. Directe Eroberung war die richtige Politik in Friedrichs II. Tagen — jetzt wäre sie kaum durchführbar. — Der alte Fürst von Noër hat aber auch noch andere Nachrichten aus Paris mitgebracht. Es soll auch noch ein anderer geheimer Tractat bestehen.

König Leopold: Was wäre das für einer?

Ich (daß von einer Theilung Belgiens die Rede ist, kann ich dem König von Belgien doch nicht gut unumwunden sagen): Zwischen Frankreich und Holland; es soll darin von einem Tausch die Rede sein; Holland würde Luxemburg an Frankreich abtreten, und dafür Antwerpen erwerben.

König Leopold: O! das ist nichts Neues! — Dergleichen ist schon öfter vorgekommen; von einer Theilung ist schon öfter die Rede gewesen; schon Talleyrand wollte theilen.

Ich bringe das Gespräch nun auf die Lage der deutschen Dinge zurück, bedauere, daß der Herzog Friedrich nicht die richtigen Schritte thut; er hat es in seiner Hand sich durchaus sicher zu stellen, ein festes Verhältniß zu Preußen zu gewinnen und thut es seltsamer Weise nicht. — Ich möchte gern den König veranlassen, dem Herzog zu schreiben, und ihn in die rechten Wege zu weisen. Der König, der in ganz Europa eine Autorität ist, vermag vielleicht auch da etwas. — In dieser Absicht und Hoffnung erzähle ich von Ahlefeldts und Baudissins Mission nach Berlin; wie sie da von Bismarck ziemlich kalt aufgenommen, bis

sie von der Nothwendigkeit eines engen Anschlusses der Herzogthümer an Preußen gesprochen, und von den Concessionen, die Schleswig-Holstein bereit sei, in diesem Sinne zu machen; wie da **Bismarck** einen anderen Ton angenommen, und den Herren zu verstehen gegeben hat, der Herzog solle selbst mit solchen Vorschlägen hervortreten, das werde die Sache wesentlich ändern. — Ahlefeldt und Baudissin haben natürlich in Kiel berichtet. Der Herzog weiß also nun, was er zu thun hat, aber er kann sich nicht entschließen es zu thun.

König Leopold spricht seine höchste Verwunderung darüber aus; „wie läßt sich das erklären?"

Ich: Der Herzog ist leider! von Anfang an übel berathen gewesen; er ist von Anfang an verleitet worden, sich nicht auf Preußen, sondern auf die Mittelstaaten zu verlassen, und eben deshalb Preußen zu vernachlässigen. Wir Anderen — meine politischen Freunde nämlich und ich selbst — wir haben ihm von Anfang an gesagt und wiederholt: die Sache wird entweder durch Preußen gemacht oder sie geht gar nicht. Die kleinen Staaten sind zu schwach um einen energischen Entschluß fassen und durchführen zu können. Die können und werden nicht helfen. Der Herzog glaubte aber immer, wenn wir ihm das sagten, wir sprächen lediglich im preußischen Interesse, nicht in dem seinigen. — Dagegen, daß man von anderer Seite her — und namentlich von Seiten Baierns — wirklich seine Sache lediglich nur als Mittel für eigene particularistische und dynastische Zwecke brauchen und ausbeuten wollte — das ist er nie gewahr geworden! —

König Leopold spottet über die Ohnmacht der Kleinstaaten und darüber, daß man sich je darüber hat täuschen und von ihnen etwas erwarten können.

Ich: Die Reise nach München, die der Herzog zu Weihnachten unternahm, ist in dieser Beziehung besonders unheilvoll geworden. Dort ist der Herzog Friedrich ganz in bairische Intriguen eingesponnen worden und man hat ihn von bairischer Seite gerade davon abgehalten in Berlin die richtigen Schritte zu thun. Man hat ihn veranlaßt, sich zurückhaltend, mißtrauisch, ablehnend gegen Preußen zu verhalten sich, um Preußen gar nicht zu kümmern. Denn man sah

4*

es in München sehr gerne, daß Bismarck falsche Wege einschlug, und wollte ihn darin durchaus nicht gestört, durchaus nicht veranlaßt wissen, sich der Sache im nationalen Sinn anzunehmen. So glaubte sich Baiern der Sache bemächtigen zu können. Die Pläne des baierischen Ehrgeizes gingen dabei sehr weit. Die bekannte Trias im deutschen Bunde, die Baiern zur dritten Großmacht in Deutschland machen und ihm eine europäische Stellung geben sollte, war wohl das Wenigste, was man zu erlangen hoffte. Vielleicht lag im Hintergrunde selbst der Gedanke an einen deutschen Bund ohne Oesterreich und Preußen, an dessen Spitze dann natürlich Baiern gestanden hätte. — Ich glaube sogar, die Gemüthsbewegung darüber, daß alle diese großen Pläne in ihr Nichts zerfielen, daß sich die Hohlheit dieser Wahngebilde offenbarte, hat wesentlich zu dem jähen Tode des Königs von Baiern beigetragen.

König Leopold: „Das glaube ich auch; wenigstens weiß ich, daß die Aufregung in der Familie sehr groß war!" — fragt, wer die Rathgeber des Herzogs sind?

Ich: Sammer hauptsächlich.

König Leopold spricht von Sammer in etwas sehr zweifelhafter Weise, als ob das ein Mann von einigermaßen zweideutigem Character und nichts weniger als zuverlässig wäre.

Ich beschreibe ihn, wie ich ihn kenne; Nervenschwäche macht — besonders wenn er längere Zeit in peinlicher Spannung verlebt hat — einen Entschluß für ihn ganz unmöglich, und er verwendet seinen scharfen Verstand alsdann nur dazu, sich allerhand Hirngespinnste auszudenken, die er verwendet, um sich eines Entschlusses — als unnöthig — zu erwehren.

König Leopold fragt nach Francke, was das für ein Mann sei?

Ich: Der ist besonnener und auch characterfester als Sammer. Der beste aber von Allen, die dem Herzog nahe standen, ist Holtzendorff, an den hätte sich der Herzog halten sollen.

König Leopold: Wer ist das? Nach dem Namen scheint er ein Preuße zu sein.

Ich orientire ihn; Holtzendorff ist wegen seines Liberalismus durch Manteuffel aus preußischen Diensten vertrieben, Staatsanwalt in Gotha.

König Leopold erinnert sich von ihm gehört zu haben.

Ich: Was seinen Liberalismus betrifft, um den ihn Manteuffel aus Preußen vertrieben hat, so ist er von der Art, daß ich mich immer auf einem und demselben Boden mit ihm befinde.

König Leopold: „O! Sie sind conservativ!" — dann: „resümiren wir uns! — ich liebe sehr zu resümiren!" — Er faßt den Inhalt unseres langen Gesprächs in der Weise zusammen, daß er, als Ergebniß, auf zwei Punkte kommt: die Nothwendigkeit, für Preußen, die Engländer nicht durch einen Kampf zur See zu reizen — in die Conferenz zu willigen und auf derselben zu erscheinen (NB. was mir zunächst noch nicht in demselben Grade nothwendig zu sein scheint). — „Man kann sich ja auf der Conferenz wehren, wie man will — man kann da seine Ansichten vertreten — aber kommen muß man!" So werde ich sehr wohlwollend entlassen.

Diner im Athenäum, mit Grant Duff.

Um zu sehen, was er dazu sagen wird, erwähne ich, daß ich den König Leopold heute gesehen und ihm, was die hiesige Lage betrifft, gesagt habe, Lord Palmerston und sein Anhang würden mit Schadenfreude zusehen, wenn Frankreich die Rheinlande angriffe. Grant Duff bestätigt: „and served them right" würden die Leute hier sagen, wenn wir das linke Rheinufer verlören.

Ich sage auch, daß ich nun bald abreisen werde. Da er wirklich Freundschaft für mich hat, sprach er sein Bedauern darüber aus — fragte warum? — Ich habe hier sowohl die Staatsmänner Englands, als die Gutgesinnten im Parlament über die Rechtsfrage, über die Lage der Dinge in Deutschland, und über die Gefahren der Politik, die England thöricht genug ist in Berlin zu empfehlen, aufzuklären gesucht — „I have gained some little ground in the Press — what more can I do?" — „Indeed, what more!" meint Grant Duff; — mehr ist hier nicht zu thun! —

Streifzüge durch London und Umgegend.

Das britische Museum, das ich nun auch besuchte, brachte mir manche Enttäuschung. Die Sammlungen sind ohne Verständniß und Pietät aufgestellt. — Die Säle im Erdgeschoß, wo die Skulpturen stehen, sind schmucklos, nicht gut angelegt, nicht durchaus günstig beleuchtet. Die Wände sind einfach gekalkt, die Fußböden nicht parquettirt.

Die einzelnen nach und nach zusammengebrachten Antiken, die sich in the Roman Gallery und in den Graeco-Roman Rooms finden, sind nicht von sonderlicher Bedeutung. — Die griechischen Skulptur-Werke aus Klein-Asien scheinen dagegen sehr wichtig, doch erfordern sie ein monatelanges spezielles Studium, zu dem ich nicht Zeit habe und wofür ich nicht vorbereitet bin. — Die assyrischen Alterthümer aus Ninive führen uns in die ältesten Kultur-Zeiten zurück und machen einen eigenthümlichen Eindruck, als materieller, handgreiflicher Beweis, daß den naiven Sagen des Herodot doch eine wahrhafte ernste und große Zeit zum Grunde liegt. Aber diese Gegenstände nehmen unser Interesse nicht durch sich selbst in Anspruch, sondern durch die Beziehungen, in denen sie zur Geschichte der Urzeit stehen, sie sind gleichsam nur für ein spezielles Interesse und Studium da.

Die Sammlung ägyptischer Alterthümer ist reich und groß, aber sie scheint mir doch der Berliner Sammlung nachzustehen, — und jedenfalls ist sie nicht so sinnig geordnet wie dort, nicht so, daß man schon durch die Ausstellung der Gegenstände in das Verständniß ihrer selbst und ihrer Bedeutung eingeführt würde. —

Die Elgin Marbles gesehen zu haben ist ein Ereigniß. Diese Skulpturen vom Parthenon betrachtet man freilich mit immer steigender Ehrfurcht; es ist ein Anblick, der ernst stimmt, und mit Trauer denkt man daran, mit welcher Roheit sie herausgerissen sind aus den Tempelbauten, in denen sie allein ihre volle Bedeutung hatten. — Hier muß man denn auch noch den Raum zu vergessen suchen, in dem sie stehen. — Etwas Unerquicklicheres, Scheunenartigeres, als diese von oben erleuchteten Säle kann man sich kaum denken. Und wie gar eigenthümlich: diese wunderbaren einzigen Kunstschätze sind

in Mitten einer Bevölkerung von drei Millionen Menschen hingestellt, und es kümmert sich eigentlich Niemand um sie! — Sehr spärlich gingen einzelne gelangweilte Personnagen in den Sälen herum — in den Elgin Rooms war ich und blieb ich buchstäblich allein.

Nun kommt noch das Seltsame hinzu, nämlich daß die schönen Künste in den Augen eines ernsten Engländers, der, wie er meint, jedes Ding an seine Stelle stellt, Etwas sind und bleiben, das unter die allotria gehört und nur geduldet wird. — Dergleichen für sich allein aufzustellen, heißt ihm, diesen Dingen eine zu große Bedeutung beilegen. Es muß etwas von handgreiflicher Nützlichkeit damit verbunden werden, um die Sache der Mühe werth zu machen. So wird jede öffentliche Sammlung sehr leicht zu dem, was man versucht wäre, ein wunderliches barbarisches Durcheinander zu nennen.

So besitzt das britische Museum eine ebenfalls im unteren Stockwerk aufgestellte Bibliothek. Das thäte der Würde nun keinen Eintrag. Das obere Stockwerk aber nimmt ein sehr weitläuftiges Naturalien-Cabinet ein. Man denke sich die Werke des Phidias und ausgestopfte Affen ohne Ende unter Einem Dach! Die ersten Zimmer sind mit ausgestopften Quadrupeden angefüllt und die Bestien sind noch dazu theilweise so schlecht ausgestopft, daß sie in abenteuerliche Formen ausgeartet sind. — Um eine Gruppe riesiger Gorillas in einem Glasgehäuse wimmelt es von Schaulustigen, denn der Gorilla hat die Phantasie der Engländer seit einigen Jahren vielfach beschäftigt.

* * *

Daß es Ostertag ist, wird man in England gar nicht gewahr, denn hier hat man keine characteristischen nationalen Festgebräuche —: Alles löst sich in die puritanische langweilige Gleichförmigkeit des Sonntags auf. Ich benutzte den Tag, um nach Hampton-Court zu fahren, das eigentlich nur aus dem königlichen Schloß und wenigen Häusern besteht. — Ich wanderte zunächst nach Busley-Park, auch einem verlassenen königlichen Landsitz, von dem das Publikum gleichsam Besitz genommen hat, sodaß gar nicht mehr daran zu denken ist, Park und Schloß wieder zu bewohnen. — Ist das Publikum einmal daran

gewöhnt, sich in solchem Waldraum frei zu bewegen, dann pflegt sich sehr bald die Vorstellung festzusetzen, daß der Park öffentliches Eigenthum sei, und es würde als eine Usurpation sehr übel genommen werden, wollte man einem solchen Gebrauch wieder wehren; ganz besonders in England; denn John Bull hat eine hohe Meinung von seinen acquired rights.

Auf den weiten Rasenplätzen des nicht sehr sorgfältig gepflegten Parkes weiden zahlreiche Damhirsche, die ersten, die ich in England sehe. Stattliche Thiere.

Westwärts der großen breiten durch den Park führenden Fahrstraße liegt „the lodge“, wo sonst die Königin Adelaide hauste, umgeben von Anlagen, die dem Publikum nicht zugänglich sind.

Nach kurzem Frühstück ging ich dann nach Hampton-Court-Park. Das Schloß liegt, wie das in England im Mittelalter häufiger gewesen sein mag, seitdem aber mehr und mehr zur Ausnahme geworden ist, nicht in dem Park, sondern vor demselben, an dessen Eingang. — Der Vorhof ist von niedrigen Gebäuden und Ställen umgeben und im Hintergrunde von einem reichverzierten Ziegelbau im Tudor-Styl geschlossen. Nun folgen zwei viereckige Höfe, von nicht ganz regelmäßigen Ziegelbauten nicht streng symmetrisch eingeschlossen; rothe Backstein-Wände — Spitzbogen-Thüren und Thore — achteckige Thürmchen, welche die Wandflächen, an denen sie emporsteigen, unterbrechen und gliedern — in runden Nischen die Porträt-Köpfe römischer Kaiser von gebranntem Thon und ein Zinnenkranz um das Dach — das Alles macht zusammen einen sehr wohlthuenden g e s c h i c h t l i c h e n Eindruck. Derselbe wird, im Sinn der Kunst, malerisch dadurch gehoben, daß dem Bilde der hervorragende Mittelpunkt nicht fehlt — ein starker viereckiger Thurm, der oben in einer von Zinnen umgebenen Platform endet. Vier achteckige Thürmchen steigen an den vier Ecken zu gleicher Höhe empor. Ueber dem Eingang ein zierlicher Erker.

Diese beiden Vierecke sind das Schloß des Kardinals Wolsey und Heinrichs VIII. Als dann Wilhelm III. in Kensington und hier eine Zuflucht gegen den Steinkohlen-Rauch und Nebel Londons suchte, fügte er diesem Schloß einen schwerfälligen Ziegelbau im Geschmack der Zeit zu, der einen dritten Hof umschließt.

Die Staats- und Wohnzimmer Wilhelms III. sind jetzt Gemälde-Galerie und dem Publikum stets geöffnet.

Durch eine breite offene Durchgangshalle in den Garten hinaustretend steht man vor einer Landschaft, die auch ihr geschichtliches Interesse hat. Es wird hier sehr anschaulich, daß der vortreffliche Wilhelm III. in England nie eigentlich beliebt sein konnte. Er war, man könnte sagen, zum Engländer gar nicht zu brauchen; er gehörte mit seinen Sympathien und Gewohnheiten zu entschieden einem anderen Lande an, so daß es begreiflich ist, wenn die Engländer sich dadurch verletzt fühlten. — Ganz in diesem Geist ist er offenbar bemüht gewesen, seinem hiesigen Wohnsitz den niederländischen Character aufzuprägen, und wenigstens der nächsten Umgebung so viel als irgend möglich das Ansehen einer holländischen Landschaft zu geben.

Selbst das Schloß zeigt an dieser Seite einen ganz niederländischen Character. — Der Park ist vollkommen flach. Drei breite Durchhaue gehen der Richtung nach von dem Haupteingang des Schlosses fächerförmig durch den Park, dessen Baumgruppen sich wie die eines Waldes aneinanderschließen. Am Ende einer jeden dieser breiten Alleen bilden Häusergruppen mit rothen Dächern den Schluß, durch die mittlere reicht ein schnurgerader breiter Canal bis an die Grenzen der sichtbaren Landschaft. Was könnte holländischer sein? — Aber der Eindruck ist im Ganzen angenehm.

Eine große Paradetreppe führt zu den State-Rooms. — Die Wände mit Fresken geziert; manierirte Allegorien, wie man sie in vielen Fürstenschlössern des vorigen Jahrhunderts sieht, und in denen immerdar der ganze Olymp erscheint, immer mehr oder weniger parodirt, ohne daß der Künstler eine Ahnung davon hätte.

Die Gemälde-Sammlung besteht aus fast 1100 Nummern; die historischen Bilder haben geringen Werth. Mitunter hat man den Bildern kühn genug historische Namen beigelegt. Einige angebliche Titians könnten einem wohl die Haare zu Berge stehen machen.

Werthvoll sind dagegen die hier vereinigten Bildnisse geschichtlich merkwürdiger Personen. Es ließe sich daraus eine ganz andere National Portrait-Gallery zusammensetzen als die armselige Sammlung in Great George street! Die Bildnisse sind authentisch — die

aus der Tudor-Zeit sind großentheils von Holbein, die aus der Zeit Carls I. von van Dyck. Die späteren, wenn auch nicht von solchen Meistern, so doch von den besten Malern ihrer Zeit: Sir P. Lely, Sir G. Kneller. Es sind kaum einzelne so ganz schlechte darunter, wie sie dort die Hauptmasse bilden.

Interessant waren mir ein Philipp IV. von Spanien und seine Königin, von Velasquez, ferner die Hampton-Court-beauties — die Schönheiten aus der Zeit Wilhelms III. und diejenigen des Hofes Carls II., darunter Nell Gwynn, von Lely. Dann besonders Königin Elisabeth, 12 Jahre alt, von Holbein: ein unbefangenes Kindergesicht, nicht schön, mit röthlichem Haar. Bildniß des Erasmus von Rotterdam und des Buchdruckers Froben — Heinrich VIII. mit der Königin Jane Seymour und der ganzen Familie. Lebensgroßes Porträt von Georg III. und dem damaligen Prinzen von Wales, Georg IV.; der Taugenichts war in seiner Jugend ein schöner Mann.

Die Zeit gestattete mir nicht, die berühmten Cartons von Raphael mit Muße zu betrachten; sie sind sehr ungünstig aufgestellt. Zu meiner eigenen Verwunderung bemerkte ich, daß der Eindruck, den der große Mantegna in Wasserfarben, der ebenfalls hier aufbewahrt wird, auf mich machte, ein größerer war, als der der Cartons.

Mit Erstaunen bemerkte ich übrigens, daß die Besucher, die sich ziemlich zahlreich in den Sälen umsahen, gerade die Galerie, in der sich die Raphaels befinden, für einen bloßen Durchgang hielten und „durchmarschirten", ich kann es nicht anders nennen, ohne auch nur einen Blick auf die Bilder zu werfen. Echt englisch!

* * *

Es war Sonnabend, d. h. der Tag in der Woche, an dem keine Sitzung des Parlaments stattfindet, an dem eben deshalb alle großen, namentlich alle ministeriellen und überhaupt politischen Diners veranstaltet werden. An diesem Tage kann man unter Anderem auch das Parlaments-Haus durchwandern.

Der Eingang für die Königin, durch Victoria-Tower, ist großartig. Die Grundlage des Thurms ist ein Quadrat von 80 Fuß Seitenlänge, der Thurm 340 Fuß hoch.

Man tritt in die Royal Galery, durch welche die Königin von ihrem Robing-Room nach dem Prince's Chamber schreitet, um von dort in das Haus der Pairs zu gelangen. — Diese Galerie ist der größte Raum in dem ganzen Gebäude; 110 Fuß lang, 45 Fuß breit und eben so hoch — und eigenthümlich verziert — mit reicher Holzdecke; — die Fenster mit gemalten Scheiben sind hoch oben in der Wand und darunter schmücken zwei je 56 Fuß lange Fresko-Gemälde, die beiden Hauptsiege der Engländer in neuer Zeit darstellend, diese Wände —: auf der einen Seite die Schlacht bei Trafalgar, auf der anderen die Schlacht — bei Waterloo!!! — In gewissem Sinn mit Recht, da diese Schlacht allerdings den Abschluß der langen Kämpfe mit Frankreich bildete.

Die Vorstellung, daß Waterloo ein Sieg der Engländer sei, ist freilich für ein so nüchternes Volk, wie die Engländer sind, eine etwas phantastische — aber sie wurzelt sehr fest im Geist dieser Insulaner, sodaß sie schwerlich je erschüttert werden kann. —

Dieses Bild stellt den Moment dar, wo Wellington und Blücher einander auf dem Schlachtfelde begegneten. In der Wirklichkeit war da Wellington allein (mit ein paar Adjutanten vielleicht) in Mitten des preußischen Heeres. Von Wellingtons Armee hatte keine Abtheilung im Lauf des Tages auf dem Theil des Schlachtfeldes gefochten, wo diese Scene stattfand, und keine einzige Abtheilung dieses Heeres hatte am Abend den Feind bis dahin verfolgt. Auf dem Bilde hier ist die Sache geradezu umgekehrt; Blücher ist, mit ein paar preußischen Offizieren, in Mitten nicht etwa des Heeres, das Wellington befehligte überhaupt — sondern ganz speziell der englischen Truppen; Bergschotten, life-guards drängen sich in hellen Haufen heran, andere Krieger sind nirgends zu sehen. — Mir scheint, daß selbst an dieser Stelle der Gegenstand nicht gerade mit diesem Aufwand von Dichtung behandelt zu werden brauchte, wenn auch allerdings hier Wellington nicht ganz ohne Truppen eingeführt werden konnte, und man vielleicht sogar zugeben kann, daß die Krieger Englands den Vordergrund einnehmen mußten.

Das Bild macht mir, so sehr es bewundert wird, nicht den Eindruck eines Meisterwerks. Ich glaube darin eine mißglückte Nachahmung unseres Cornelius zu entdecken. Der Maler — Maclise —

ist nicht frei von dem Streben einer jetzt so ziemlich ausgestorbenen Schule, die da meinte, man müsse, selbst im modernsten Costüme, besonders wo es eine monumentale Schöpfung galt, so viel als möglich den Eindruck antiker oder antikisirender Formen hervorzaubern. Die Motive aber sind in dem ungemein anspruchsvollen Bilde sehr gewöhnlich und zeugen von der alltäglichsten Geistesarmuth. —

The Prince's Chamber, wo die Königin bei Eröffnung des Parlaments von den vornehmsten Herren der Pairie empfangen werden soll — ist in dem sogen. Tudor-Style gehalten: die Wände sind bis ziemlich hoch hinauf in Eichenholz getäfelt, und die Täfelung unter einem Fries durch eine Reihe in Holz geschnitzter Reliefs geziert. Doch belehrt ein Blick auf die Wahl der Gegenstände dieser Reliefs, daß sie alle unter der Bedingung hier eine Stelle gefunden zu haben scheinen, daß sie mit der parlamentarischen Geschichte Englands Nichts zu thun haben!!

Ueber dieser Täfelung läuft eine Reihe Bildnisse auf Goldgrund um das Gemach, Gestalten aus der Zeit der Tudors. Warum man gerade diese nichts weniger als constitutionellen Monarchen gewählt hat? Offenbar nur aus einer scheinbaren Folgerichtigkeit, weil das Gebäude im Allgemeinen und besonders dieses Gemach im Tudor-Styl gehalten ist. Derselben Folgerichtigkeit zu Liebe sind denn auch die Bildnisse in einem Styl gehalten, der an Holbein erinnern will. Doch sind die Bilder wahre daubs und wären für Wirthshausschilder nicht zu gut. —

Unter den Bildnissen befinden sich solche wie das der sehr übel berüchtigten Catharina Howard! — Wenn der gewählte Styl der Architectur auf solche Consequenzen führt, sieht man sich zu der Frage genöthigt, ob der Tudor-Styl wohl überhaupt der passende ist für einen Palast wie diesen, in welchem eine Versammlung tagt, die nicht Vorrechte einzelner Stände und in ihnen eben so viele Negationen des Staats zu vertreten hat, sondern gerade umgekehrt die Idee des Staats selbst. — Schlimm genug, wenn die Zeit für die höchsten und zugleich ihr eigenthümlichen Aufgaben der Kunst keinen eigenen Styl zu schaffen weiß!

Das Haus der Lords ist ein großer prächtiger Raum, in dem

eine Masse von Vergoldungen glänzt. Der Thron hat etwas Befremdendes: man ist gewohnt, sich einen solchen Sitz von einem Zelt, einer reichen Draperie umgeben zu denken — nicht von einem Halbdach von vergoldetem Metall überschattet, — zu beiden Seiten von Verzierungen derselben Art wie eingerahmt. — Vor dem Thron der berühmte „Wollsack" des Lord-Kanzlers, an den sich so viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen! —

So prachtvoll aber der Raum auch ist, scheint doch Ein und Anderes den großen Solennitäten nicht angemessen, die hier vor sich gehen sollen. Namentlich liegt die Thür, durch die der König mit seinem Gefolge eintreten muß, in einer dunklen Ecke des Saales, unter der Fremden-Galerie, und der Eindruck kann kein großartiger sein, wenn die Königin mit einem glänzenden Gefolge aus einem dunklen Winkel hervorkommt und von der Seite her die Stufen zu dem Thron hinansteigt!

Zwischen den großen Fresko-Bildern und den Fenstern stehen die Bildsäulen der 18 Barone, welche die Unterzeichnung der „magna charta" von Johann ohne Land erzwangen. — Seltsam, daß diese magna charta immer noch als die Grundlage des Staatswesens betrachtet wird! und ein Beweis, wie wenig die Engländer ihre eigene Geschichte verstehen! — Dieses Dokument, das bestimmt war, eine Ritterherrschaft in England einzuführen, und aus dem ein mecklenburgisches Staatswesen hervorgehen konnte, so gut wie das heutige englische. — Es giebt wohl in dem germanischen Europa kein Land, das nicht Urkunden desselben Inhalts besäße, ohne daß ein englisches Staatswesen daraus hervorgegangen wäre. Die magna charta hat es also wohl nicht eigentlich gethan. — Und unter den Tudors hat man sich denn auch um ihren Inhalt nicht sonderlich bekümmert. —

Der vom Oberhause nach der Central Hall führende Corridor soll durch zwei Reihen Fresko-Gemälde geschmückt werden, die theilweise schon ausgeführt, und zwar erbärmlich ausgeführt sind. Auch die Wahl der Gegenstände ist theilweise ganz unpassend, und es ist gar kein leitender Gedanke darin zu erkennen. —

* * *

Aus, um die Bank von England zu besichtigen. Unterwegs trete ich in Dowgate Coffee-house ein; es war für mich interessant ein solches Arbeiter-Kaffee-Haus zu sehen, wo mancherlei zu haben ist — nur kein Kaffee —: Brod, Käse, wohl auch ein schlechtes Beefsteak — vor Allem aber Bier und Gin. — Das Haus ist eine traurige, enge und feuchte Höhle, an einer Ecke von Upper Thames-Street, ist dieser niedrig gelegenen feuchten Straße würdig, die sich eng zwischen schlechten rauchgeschwärzten Backsteinhäusern hinwindet.

Durch Dowgate-Street und Walbrook nach der Börse, wo ich aber leider erfahre, daß man früh vor 11 Uhr kommen muß, wenn man das rege Leben des größten Bankverkehrs in der Welt sehen will.

So muß ich mich denn begnügen, das Gebäude und die Einrichtungen kennen zu lernen. — Ersteres bedeckt ungefähr vier Acre Land, ist nach den Plänen eines sehr mittelmäßigen Architecten, Sir Hans Soane, gebaut, niedrig und ganz ohne Außen-Fenster. Gegen Einbruch u. drgl. hat man sich auf alle Weise vorgesehen und dagegen giebt sogar die sehr complizirte Anlage, die sonst nicht zu loben ist, auch wohl noch eine nicht beabsichtigte Sicherheit. Es ist gewiß sehr schwer, in dem Gebäude sich zurecht zu finden.

Ein Diener der Bank führte mich. Diese Leute tragen eine sehr wunderliche Livree von der schwer zu bestimmenden Farbe, in die ehemals auch die österreichische Artillerie gekleidet war, die offiziell „Rehfarbe", von dem Wiener Volkswitz aber „Leberknödelfarbe" genannt wurde, — und dazu hellrothe Aufschläge! —

Der erste der Geschäftsräume war ein weiter niedriger Saal, in dem täglich Gold gegen präsentirte Noten ausgegeben wird, oder umgekehrt. Hinter einem langen Tisch warten die Commis der Ereignisse des Tages. Die nöthige Anzahl Waagen ist in den Tisch eingefügt, zum Wiegen der einkommenden Gold- und Silber-Summen, die nicht nach der Zahl der Stücke angenommen werden. Der tägliche Umsatz in diesem Raum ist natürlich ein ganz ungeheurer.

Hier werden nun die präsentirten Banknoten ohne Aufenthalt in Gold honorirt — dann aber in einem ähnlichen langen Saal, in einem andern Theil des Gebäudes, nachträglich von zahlreichen

Beamten untersucht, ob etwa falsche darunter sind oder solche, die als gestohlen oder verloren angezeigt sind.

Das schien mir nicht sehr zweckmäßig. — Auch mein Banquier klagte, daß es ganz nutzlos sei, der Bank Anzeige von gestohlenen Banknoten zu machen mit der Bitte dieselben zurückzuhalten, wenn sie präsentirt werden —: man erhalte darauf nur die lakonische Antwort, „daß die betreffende Note präsentirt und bezahlt worden sei."

Es läßt sich allerdings begreifen, daß der Weltverkehr hier zu rasch und zu sehr in's Colossale geht, um Zögerungen, durch weitläuftige Controle vor der Honorirung, ertragen zu können. — Bei alledem müßte aber doch ein Modus gefunden werden, der in dieser Beziehung etwas mehr Sicherheit gewährt. —

Für das Disconto-Geschäft sind natürlich eigene Räume bestimmt. In einem von oben erleuchteten Saal werden die Zinsen der Staatsschuld ausgezahlt — denn auch mit diesem Geschäft ist die Bank betraut. — Die Zahlenden befinden sich in der Mitte des Saals in einem besonderen, durch einen cirkelförmigen Comptoirtisch abgeschlossenen Raum, und der Zugang zu einem jeden Einzelnen von ihnen ist durch Bretterwände begränzt, die wie Radien des Kreises über die Breite des Tisches weg in den Saal hineinreichen. So ist dem Andrang gewehrt; an den Tisch, dem Beamten gegenüber, kann immer nur Einer zur Zeit gelangen, und jeder Kommende ist immer an einen bestimmten Beamten gewiesen.

Als mir aber mein Führer auseinandersetzte, welche Controle, wie vielerlei Verificationen jeder einzelne Staatsgläubiger hier durchzumachen hat, ehe er seine Zinsen haben kann, wollte es mir scheinen, als würden hier etwas zu viele, und zum Theil unnütze Weitläuftigkeiten gemacht, während auf die als gestohlen documentirten Banknoten umgekehrt etwas zu wenig Rücksicht genommen wird.

Von einer offenen Galerie aus sah ich Geldfässer von einem Frachtwagen abladen und in einen Keller tragen. Mein Führer versäumte nicht, mir dabei mit pomphafter Stimme zu verkünden, was für fabelhafte Massen Gold und Silber täglich in diesem Keller niedergelegt und aus ihm entnommen werden. — Es sind Barren und fremde Münzen, zumeist, die von hier aus großentheils nach der Münze wandern. —

In the Weighing Office, einem Mittelding zwischen Geschäfts- und Arbeitsräumen, werden die eingehenden englischen Goldstücke gewogen, auf einer eigenthümlichen Maschine, die die vollwichtigen Souvereigns in einen Kasten, die zu leichten in einen anderen wirft. Den Mechanismus näher zu betrachten ist jedoch nicht möglich, denn Zutritt zu diesem Raume, in die unmittelbare Nähe offen daliegenden Goldes, wird selbst den Dienern und Beamten des Hauses nicht gestattet, wenn sie da nicht direct zu thun haben, den Touristen natürlich erst recht nicht. — Nur durch eine Glaswand darf man hineinblicken.

In einer Buchbinderei werden alle Bücher gebunden, deren die Bank bedarf, im sogen. Ruling Office werden sie liniirt. — Eine Buchdruckerei hat endlose Formulare zu drucken; und endlich ist da ein Bank-note Printing Room, dessen Pressen täglich im Durchschnitt 15,000 Stück neue Banknoten produciren.

Jede Banknote wird nämlich nur einmal ausgegeben; einmal der Bank präsentirt, wieder eingelöst, wandert sie in „the Old Note Office", und kommt nie wieder in Umlauf. Das scheint mir eine sehr zweckmäßige Einrichtung! — Ganz abgesehen davon, daß demnach immer nur neue und saubere Banknoten in Umlauf sind, daß man in England diese Werthzeichen nie in Gestalt schmutziger Lumpen sieht, wie wohl anderswo, ist es sehr einleuchtend, um wieviel dadurch die Controle erleichtert werden muß. Die Mehrkosten, die dadurch herbeigeführt werden, sind gewiß nur scheinbar, und werden ohne Zweifel eben dadurch wieder eingebracht, daß die Controle vereinfacht und erleichtert ist. —

Im „Old Note Office" werden die aus dem Umlauf zurückgezogenen Banknoten zehn Jahre lang aufbewahrt und dann verbrannt.

Neunhundert Menschen sind bei der Bank angestellt und Tag für Tag auf das emsigste beschäftigt.

Der Börsenplatz ist von weltgeschichtlicher Bedeutung! — Weltbeherrschende Mächte, die Bank von England und die Londoner Börse, üben von hier aus ihren Einfluß, der sich über die ganze Menschheit erstreckt, soweit sie mit Europa und seiner Civilisation in Verbindung steht.

Und dieser Platz ist weder sehr groß noch sehr schön; eigenthümlich

ist ihm nur der ungeheuere Verkehr, der den Character der Eile und Banausie trägt, und gewöhnlich hängt ein trüber Himmel über dem kleinen unregelmäßigen Platz.

Die Börse, nicht das schlechteste Werk der Architectur in England, zeigt gegen den Platz hin ein wirklich großartiges corinthisches Säulen-Portal, das die ganze Länge des Gebäudes einnimmt.

Auf einer Plattform vor dem Gebäude erhebt sich die Reiterstatue des Herzogs von Wellington! Warum der eigentlich hier steht? War er etwa Minister während der Errichtung dieses Gebäudes? Es muß wohl so sein. Wenigstens steht der eiserne Herzog nicht im „eisernen Kriegerschmuck" wie Prinz Kalaf, sondern in antiker Tracht — togatus; vielleicht stellt das Pferd die Prinzipien dar, welche er reitet. Der Künstler aber hat doch nicht gerathen gefunden, ihn mit nackten Beinen dem Klima Englands und den Augen des Börsenpublikums preis zu geben, er hat ihn daher — in Unterhosen und Strümpfen, ohne Schuh oder Stiefel zu Pferde gesetzt! — Hat man je etwas in so ganz prosaischer Weise Abenteuerliches gesehen! — Soll er etwa in Unterhosen ganz besonders friedlich aussehen?

Im Innern schließt das Börsengebäude einen viereckigen Hof ein, den offene Arkaden umgeben, auf denen die Säle u. s. w. des oberen Stockwerks ruhen. In diesem Hofe erhebt sich das mehr als lebensgroße Standbild der Königin Victoria; unter den Hallen stehen die Bildsäulen der Königin Elisabeth und Carls II. — alle drei sind zum Erschrecken, von einer solchen ungeschlachten Stümperhaftigkeit, daß man nicht begreift, wie selbst ein Börsenpublikum sie dulden kann. — Es wird recht anschaulich, daß es ein Publikum von „bulls and bears" ist.

Neben der Wellington-Statue findet sich noch ein anderes Denkmal — mehr werth als dies schlechte Reiterbild —: es ist einer der vielen fließenden Brunnen, die es jetzt in London giebt, alle mit kleinen Metallbechern an Ketten, zum Trinken für Jedermann. — Bei gewissen Dingen begreift man gar nicht, wie die Bevölkerung eines gegebenen Orts so viele Jahrhunderte ohne sie hat bestehen können. Dazu gehören die Wasserleitungen, die aus der entfernteren Umgegend frisches Trinkwasser nach London bringen und diese Brunnen

speisen. Es scheint unbegreiflich, daß eine Bevölkerung von Millionen, auf engen Raum zusammengedrängt, sich bis auf die neueste Zeit herab mit dem wenigen, und durch Alles, was eine so gedrängte Bevölkerung mit sich bringt, verdorbenen und vergifteten Wasser begnügt hat, das sich eben unmittelbar unter den Füßen findet. — Und doch erinnere ich mich der Debatten, die erst vor wenigen Jahren über diese Wasserleitungen stattfanden. — Wie anders die Römer, die die Anlage ihrer Colonien eigentlich immer mit Wasserleitungen anfingen. Es ist merkwürdig, wie weit in die neueste Zeit herab der in mancher Hinsicht enge Sinn des Mittelalters wirksam ist; wie schwer man überhaupt sich entschließt, aus dem Kreise gewohnter Vorstellungen hinauszugehen, wofür man dann in der Regel auch bereit ist, sich kopfüber in das Neue zu stürzen, selbst bis zur Uebertreibung und Carricatur, wenn es einmal angenommen ist.

* * *

Heute musterte ich Trafalgar Square mit Muße. Der Platz könnte schön sein, wenn nicht doch am Ende überall irgend etwas verfehlt wäre. Die eine lange Seite bildet das Gebäude der National Gallery auf erhöhter Terrasse mit der Nelson-Säule davor — und auch an den anderen Seiten stehen stattliche Gebäude, so die Kirche St. Martin in the Fields, und die Residenz des Herzogs von Northumberland; groß und großartig, wie wenige in London, wenn auch mit einem italienischen palazzo oder mit so manchem selbst in Petersburg nicht zu vergleichen: aber es liegen im übrigen zu viel kleine, gar sehr alltägliche Häuser zwischen den großen Gebäuden und selbst die monumentalen Bauten verletzen durch Ein und Anderes. So ist das große corinthische Portal der National Gallery von ganz guten Verhältnissen, wenn nur nicht die drei unglücklichen kleinen Kuppeln wären, die wie Pfefferbüchsen in ihrer schmucklosen Winzigkeit aus dem Dach des Gebäudes hervorragen.

Northumberland-House hat auf dem Dach ganz denselben Schmuck, der auch den Buckingham-Pallast verunziert, einen Giebel ohne Dach dahinter und ein Thor, das hindurchführt — geschmückt durch einen

colossalen Löwen, den Helmschmuck der Percy's; denn der jetzige Herzog will natürlich ein Percy sein und nicht ein Smithson, wie sein Urgroßvater oder Vater hieß. St. Martin in the Fields ferner gilt Vielen als das Meisterwerk Sir Christopher Wrens. Das Ganze ist für seine Zeit nicht schlecht, aber doch am Ende nicht mehr als ein Stück architektonisches Virtuosenthum. Ein Portal von corinthischen Säulen ist der eigentliche Gegenstand der conventionellen Bewunderung; aber die Säulen sind, dem Geschmack ihrer Zeit nach, etwas schmächtig, und der Thurm, eines Conditors würdig, würde als Torten-Aufsatz alle Anerkennung verdienen! Er erhebt sich unmittelbar hinter dem Säulen-Portikus, auf der eigentlichen Stirnwand der Kirche, aber ohne daß in der Architektur eine Unterlage dieses Thurmes angedeutet wäre! Es ist als wäre er dem Architekten unversehens zum Dach hinausgefahren, und das Gebäude sieht aus, als müßte es vorn überkippen. Man kann sich nichts Unschöneres denken!

Auch die Monumente sind nicht durchaus erbaulich. Die jonische Nelson-Säule ist sehr hoch und dünn, was der Architekt wohl für Eleganz der Form hielt. Den kleinen dünnbeinigen Helden obenauf erklären die Engländer selbst sarkastisch für die beste ihrer öffentlich aufgestellten Bildsäulen: „because it is out of sight!"

Eine Reiterstatue verewigt Georg IV. und die wohlfrisirte Titus-Perruque, die er hienieden zu tragen pflegte — im Uebrigen — in Unterhosen und Strümpfen! Soll das etwa das allgemein geltende Reiter-Statuen-Costüm in England werden?

In Charing Cross steht dann die alte Reiter-Statue Carls I., die von dem langen Parlament verkauft wurde, unter der Bedingung, daß sie zerbrochen und das Metall verarbeitet werde. Ein speculativer loyaler Bürgersmann kaufte sie und soll durch den Vertrieb von Gegenständen, die angeblich aus dem Metall der Statue angefertigt waren, viel Geld gewonnen haben; denn von Royalisten und Republikanern wurden sie mit gleichem Eifer gekauft. Zur Zeit der Restauration aber kam die verborgen gehaltene Bildsäule unversehrt wieder zum Vorschein, und so ist sie durch ihre eigenthümlichen Schicksale berühmt. Bezüglich ihres Kunstwerths sagt zwar Horace Walpole: „this noble equestrian statue, in which the commanding grace

of the figure, and the exquisite form of the horse are striking to the most unpractised eye —" in Wahrheit aber muß man sagen, es war eine Art von Barbarei, diese Statue zu retten; sie ist ein geradezu lächerliches Monstrum.

Die Frage der Conferenzen. Garibaldi's Aufenthalt in London. Einnahme von Düppel.

19. März. Daheim Brief von Lorentzen. — Der Herzog bedauert, daß ich fort will von hier; die Gründe, die ich anführe, sind aber von der Art, daß er mich nicht aufhalten kann; er stellt jedoch die Bedingung, daß ich über Kiel reise, damit er mir danken könne. — Die Arrangements, die hier wegen der Presse u. s. w. zu treffen sind, bleiben mir überlassen. — Ob für mich ein Nachfolger gefunden wird, steht noch dahin.

Lorentzens Nachschrift: „Der Herzog trägt mir soeben noch auf, ich solle Sie ersuchen, Mr. Crowe darauf aufmerksam zu machen, ob es nicht an der Zeit sei, in der englischen Presse etwas mehr auf den Zusammenhang aufmerksam zu machen, in welchem die Entstehung des Londoner Protocolls von 1850 mit der bekannten Geschichte des Don Pacifico steht. Das hauptsächlichste Material hierfür findet sich in meiner Schrift über den Londoner Tractat S. 23 u. s. w."

Das werde ich bleiben lassen! Das hätte ich lange thun können, wenn es rathsam wäre! — Aber wenn ich das drucken lasse, mache ich Lord Palmerston doppelt populär. Gewisse Dinge will John Bull nicht wissen, sie sollen nicht wahr sein. Wenn ich das heute drucken lasse, umjubelt morgen Alles Lord Palmerston, um zu zeigen, daß man die „Verleumdung" nicht glaubt. — Und nun vollends in diesem Augenblick! — wo das Ministerium wankend geworden ist! — Es wäre gerade das rechte Mittel es neu zu befestigen; so wunderlich sind die Leute hier.

Auf der Straße Bernal Osborne getroffen. Der fragt, ob es

wahr sei, daß Dänemark die Conferenzen annähme? Es scheint so; aber gewiß nicht in der redlichen Absicht zum Frieden zu gelangen, sondern um England den Willen zu thun und in der Hoffnung, daß bei ergebnißlosem Verlauf derselben das Odium sich werde Preußen zuschieben lassen. Bernal Osborne meinte, das Ganze scheine ihm blos ein für das hiesige Parlament berechnetes Manöver.

20. März. Athenäum. Luncheon mit Arthur Russell und Cartwright. Letzterer sagte, Bernal Osborne sei nicht der rechte Mann dazu, die Interessen Deutschlands im Unterhause mit Erfolg zu vertreten; er habe dazu nicht Ansehen genug im Hause. Er machte mich auf einen anderen Mann aufmerksam, der zu der Führer-Rolle in dieser Beziehung ganz geeignet sei: das sei Göschen. Der ist eigentlich ein Deutscher; er stammt aus dem bekannten Leipziger Buchhändler-Hause, ist aber in England geboren, gilt für einen Engländer und zwar so vollständig, daß er Mitglied des Unterhauses geworden ist, wo er durch ein sehr bedeutendes Talent mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, sodaß er möglicher Weise eine bedeutende Zukunft vor sich hat.

Die Freunde erzählen mir auch, daß Garibaldi nach England kommt. Er wird mit Begeisterung empfangen werden. Diejenigen englischen Liberalen, die mit den politischen Flüchtlingen aller Nationen in Verbindung stehen, werden wohl das Ihrige dazu thun — die gehörige Begeisterung würde sich aber auch wohl ohne Dem und ganz von selbst ergeben — denn John Bull ist ganz der Mann dazu für Garibaldi und die Befreiung der unterdrückten Italiener zu schwärmen — vorausgesetzt, daß sie ihm Nichts kostet. — Es ist bereits die Rede davon, Garibaldi auch in den Athenäum-Club aufzunehmen, und das wird auch ohne Zweifel geschehen.

Ich konnte mich nicht enthalten des wunderbaren Widerspruchs zu gedenken, der darin liegt, daß John Bull für die unterdrückten Italiener schwärmt — und zugleich die giftigsten Gefühle einer verkehrten Feindseligkeit gegen die unterdrückten Deutschen in den Elbherzogthümern nährt und äußert. — „Nations are not logical!“ war das Einzige, was Cartwright darauf zu erwidern wußte. — „I am aware, they are not.“

21. März. Den alten Practicus Eyre Crowe frage ich nach Göschen, ob der wohl für unsere Zwecke zu brauchen wäre.

Eyre Crowe schüttelt den Kopf. Göschen ist kein Mensch von uneigennützigem Character. Er geht darauf aus, vermöge seines allerdings hervorragenden Talents Sensation zu machen — zunächst Einfluß im Hause zu gewinnen und dann schließlich eine bedeutende und vortheilhafte Anstellung von Seiten der Regierung zu erhalten. Mit solchen Plänen im Sinn wird er wohl schwerlich geneigt sein, sich einer unpopulären Sache anzunehmen. Das schien mir Alles nur zu plausibel.

22. März. Geffcken theilt mir mit, daß Sammer eine Reise nach Gotha und Frankfurt angetreten habe, bei welcher er sich wohl endlich durch Augenschein von der Ohnmacht seiner mittelstaatlichen Freunde überzeugen werde. Sammers Einfluß entzogen giebt jetzt der Herzog wenigstens principiell seine Geneigtheit kund, sich mit Preußen zu verständigen — doch erscheint Alles auch jetzt noch halb und unbestimmt. Die Waffenstillstandsgerüchte, meint Geffcken, hätten keinen Grund — allerdings habe Buchanan im Namen Englands Waffenstillstand vorgeschlagen; Preußen aber könne unmöglich vor den Düppeler Schanzen Halt machen. Das läßt auch Bismarck in der Norddeutschen ausdrücklich betonen. Man dürfe nicht vergessen, daß die jetzige Reaction nicht feudal-pietistisch, sondern militärisch sei und daher unmöglich mit einer militärischen Schlappe ihre Action schließen könne.

Der Herzog von Coburg ist wieder nach Paris gegangen; wohl in diesem Augenblick das Falscheste, was er thun konnte.

Gegen 6 Uhr Besuch bei Bernstorff. Er empfängt mich unten in seinem Cabinet, da die Gräfin krank ist, und hält mir einen förmlichen Vortrag — was ja in gewissem Sinn leichter und bequemer ist als ein wirkliches Gespräch zu führen.

Er trägt die Dinge vor, wie er sie sich im Geist zurecht gelegt hat. — Also:

Dänemark nimmt die Conferenzen an, auf der Basis der Verträge von 1851/52. Diese Basis und solche Conferenzen haben wir natürlich sehr entschieden abgelehnt. Nun schlägt Lord Russell Con-

ferenzen ganz ohne Basis vor, und hat heute an Bernstorff geschrieben, man könne alsdann auf den Conferenzen selbst discutiren, warum denn eigentlich die Basis der Verträge von 1851/52 nicht angenommen werden könne, und was dagegen einzuwenden sei. Das heißt aber doch Nichts anderes, als auf einem Umweg doch wieder auf die Basis der Verträge von 1851/52 zurückkommen und auf ihr unterhandeln. — Bernstorff hat nun mit aller Macht wiederholt nach Berlin telegraphirt, um zu bewirken, daß auch Das von dort aus abgelehnt wird. — Er muß sehr vorsichtig sein mit Rathgeben, weil Bismarck eifersüchtig auf ihn ist. Er hütet sich auch im Allgemeinen. Diesmal hat er es aber doch gethan, weil die Sache zu wichtig ist. — Außerdem ist es eine Insolenz von Seiten der Dänen, daß sie die Basis vorschreiben wollen, auf der unterhandelt werden soll, als ob sie die Sieger wären! — Wir sind die Sieger! — wir haben gesiegt! — Daß die Dänen die Basis bestimmen wollen, auf der die Unterhandlungen geführt werden sollen, ist eine neue Beleidigung, die uns Dänemark zufügt, und müßte schon als solche zurückgewiesen werden! — Uebrigens hat es sein Gutes, daß sie sich so benehmen. Die Unvernunft der Dänen ist immer unser bester Verbündeter gewesen; sie hat uns schon mehr als einmal gerettet, wenn die Sache nahe daran war zu scheitern. Die Dänen machen auch jetzt durchaus keine Concessionen.

Ich: Sie können auch wohl keine machen; Concessionen würden die Revolution in Kopenhagen wahrscheinlich sofort herbeiführen. So ist die Unvernunft der dänischen Regierung vielleicht nur scheinbar Unvernunft, in der That für sie eine unbedingte Nothwendigkeit. In diesem Verhältniß liegt, was uns nützt; es ist unsere beste Hülfe. — Uebrigens habe ich von Herrn v. Bismarck immer geglaubt, daß er nur deswegen bereitwillig auf die Conferenzen eingeht, weil er voraussieht, daß Dänemark sie nur auf unmögliche Bedingungen, d. h. in der That gar nicht annehmen kann.

Bernstorff (berührt diesen Punkt, Bismarcks Politik, nicht weiter): Wir können uns auch jetzt noch aus der unglücklichen Stellung heraushelfen, die wir uns gegeben haben. Wir brauchen uns nur auf unsere Erklärung vom 31. Januar zu berufen, und zu sagen, daß der darin vorausgesetzte Fall, in dem wir uns nicht mehr inner-

halb der Verträge von 1851/52 halten könnten — ein verlängerter Krieg nämlich, der uns in die Nothwendigkeit versetzte, bedeutende Opfer zu bringen —: daß dieser Fall nun wirklich bereits eingetreten sei. Eine solche Erklärung abzugeben, dazu habe ich in Berlin dringend gerathen.

Ich: Das wäre allerdings das Richtige. Uebrigens kann selbst die Unzuverlässigkeit Oesterreichs einen guten Einfluß üben und nützlich werden, denn sie muß in Berlin zu dem Wunsch führen, sich mit dem übrigen Deutschland zu verständigen — und das setzt eine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage im Sinn der nationalen Interessen voraus.

Bernstorff: Allerdings; man müßte es aber doch dahin zu bringen suchen, daß auch Oesterreich mitgehen muß; sind wir mit dem übrigen Deutschland und Oesterreich vereinigt, dann werden die anderen Mächte uns nicht antasten. Bismarcks Politik ist aber von der Art, daß, wenn wir am Ende doch die nöthige Wendung machen, Preußens Verhalten sehr zweideutig erscheinen wird.

Ich: Das sehe ich seit lange kommen! Aber das muß man nun schon hinnehmen, wie die Sache nun einmal geführt worden ist und jetzt liegt. — Wenn es nur nicht zu den vielbesprochenen Conferenzen kommt, denn dabei ist sehr vielerlei Bedenken.

Bernstorff: Gewiß! wir werden da die Großmächte alle gegen uns haben. — Die stricteste Personal-Union ist das Mindeste, was wir verlangen können.

Ich: Gewiß! und die nimmt Dänemark nicht an — zu unserem Glück! — Denn wenn wir die Herzogthümer den Dänen zurückgeben wollten — in welcher Form und unter welchen Bedingungen es auch sei —: wie tief würde dann Preußen in Deutschland sinken — und die Regierung in Preußen! — Das darf nicht sein.

Bernstorff stimmt dem bei. — Auf den Conferenzen, wenn sie nicht zu vermeiden sind, — müssen wir uns auf die Stimme der Herzogthümer selbst berufen — man frage das Land.

Da ich auf die Gefahren eines solchen Schrittes hinweise, meint Bernstorff: man könnte ja das Land in irgend einer anderen Form befragen, als durch das suffrage universel — man frage die Stände!

(NB. Das wäre, was die europäische Gefahr anbetrifft, ungefähr dasselbe! — Das Recht der Selbstbestimmung ganz unabhängig von jedem geschichtlichen und positiven Recht, wäre als ein Recht der Bevölkerung anerkannt — positives und geschichtliches Recht beseitigt — und Napoleons Zwecke im Wesentlichen erreicht. — Der Uebergang von der unvollkommenen Befragung des Landes durch das Organ seiner Stände zu der vollkommeneren Form des suffrage universel würde sich dann schon machen.)

Bernstorff: Von Rußland ist glücklicher Weise Nichts zu befürchten; es kann sich und will sich nicht mit uns brouilliren.

Wir beide sprechen die Sehnsucht nach einer Revolution in Kopenhagen aus, die uns mit einem Ruck über alle Schwierigkeiten hinaushelfen würde.

Ich will hier jedenfalls noch die Wiedereröffnung des Parlaments abwarten, um zu sehen, welche Chancen das Ministerium hat, sich ferner zu behaupten. Es ist in der letzten Zeit ungemein schwach geworden.

Bernstorff: Jawohl! — auch die Stansfield'sche Geschichte hat dazu beigetragen.

Ich: So sehr, daß jetzt selbst der [eben erfolgte] Tod des recht unbedeutenden Ministers Herzogs von Newcastle zur Auflösung des Ministeriums führen kann. Es wird schwer sein, einen Ersatz zu finden, denn ein Mann von Bedeutung wird sich wohl nicht so leicht dem wankenden Ministerium anschließen.

Bernstorff: Man sagt, Lord Clarendon wolle die Stelle einnehmen.

Ich: Das kann ich kaum glauben: es stimmt nicht zu Lord Clarendons Antecedentien; wie sollte ein Mann, der an der Spitze der Verwaltung gestanden hat, sich entschließen, eine so untergeordnete Stellung einzunehmen. — Wenn er es thut, tritt er vielleicht ein als Keil, um das Ministerium vollends auseinander zu treiben.

Bernstorff: Kann sein! —

23. März. La Tour d'Auvergne, der französische Botschafter, hat gestern bei Lady William Russell gesagt, es sei wahr, daß Preußen die Conferenzen ohne Basis annimmt.

25. März. Diner im Athenäum, mit dem jungen Prinzen von Noër, der mir erzählt, wie ihm der Sultan die Donaufürstenthümer angeboten hat und Rußland das byzantinische Kaiserthum. (Bei dem Ausbruch des Krimkrieges nämlich, wo sich der Kaiser Nicolaus wohl sagte, daß er selbst Constantinopel nicht behaupten könnte — er wollte also einen Vasallenfürsten dort haben, der um so ohnmächtiger gewesen wäre, da natürlich seine Herrschaft sich nicht auf Klein-Asien erstreckt hätte, und auch in Europa sowohl die Donaufürstenthümer, als auch ein, natürlich so weit als möglich ausgedehntes Serbien von dem Neobyzantinischen Reich wären getrennt worden.) — Der Prinz sah aber wohl ein, in welche elende schiefe Stellung er dort kommen müsse, und ging nicht auf die Sache ein.

26. März. Diner bei Lady William Russell. Nur Cartwright war da und ein Mann, der mich in einem hohen Grade interessiren mußte: Lord Stratford de Redcliffe, der früher vielfach genannte Staatsmann, als Sir Stratford Canning Gesandter Englands in Constantinopel und mir aus den Verhandlungen von 1827 und 28 gar wohl bekannt.

In gewissem Sinn entspricht er der Vorstellung nicht ganz, die man sich von ihm machen könnte. Er macht nicht gerade den Eindruck eines eminent gescheidten und geistreichen Mannes. Seine Fähigkeiten mögen sich wohl nur um ein Geringes über das gewöhnliche Maß erheben. Dagegen sieht man dieser tüchtigen Stirn, diesem gebieterischen Blick, diesen grauen Augen, diesem festgeschlossenen Munde sehr entschieden den festen Character an, die Entschlossenheit und den despotischen Sinn, von denen er Beweise gegeben hat. Er war sehr liebenswürdig gegen mich.

29. März. Herr Martin aus Kiel; gestern angekommen, hat Bernstorff gesehen, der sehr freundlich war, der ihm aber gesagt hat, man sei in Berlin sehr irritirt über den Herzog; es seien Unterhandlungen wegen einer Militär-Convention im Gang gewesen, die sich zerschlagen haben. — Wollte der Herzog darauf nicht eingehen? — Nicht so wie sie von Preußen verlangt wurde. — Daß die Stimmung in Süddeutschland sehr flau wird, hat Martin unterwegs gemerkt und ebenfalls schon wahrgenommen, daß mit den Engländern Nichts anzufangen ist;

so kommt er zu dem Resultat, daß der Herzog keine Aussicht hat als Verständigung mit Preußen, und ich bestärke ihn darin.

Zu Bernstorff. Die Conferenzen werden wohl zu Stande kommen; Oesterreich, sehr eifrig, meint, man könnte noch vor dem 12. April anfangen; ist bereit ohne den Bund zu unterhandeln. — Preußen hat die dänische Basis zurückgewiesen, und will nicht ohne den Bund unterhandeln; man will und kann nicht in die Lage kommen den Bund zwingen zu müssen, Verträge anzunehmen, denen er seine Zustimmung nicht gegeben habe. — Das wäre recht gut, nun kommt aber ein Vorschlag Frankreichs in die Quer: Frankreich meint, die Betheiligung des Bundes sei allerdings unerläßlich, man könne aber doch anfangen und das Protocoll offen halten. (Das heißt den Einfluß des Bundes annulliren.) — Bernstorff ist sehr entmuthigt, sieht nicht wie wir „mit Ehren herauskommen können" — an weiter denkt er Nichts mehr. — Die Sachen haben scheinbar eine sehr ungünstige Wendung genommen.

1. April. Abend bei Max Schlesinger. Es wird ein Angriff auf das Ministerium beabsichtigt, man will nachweisen, die Orsini-Bomben seien on Stansfield's ground probirt worden. Dieser Angriff geht aber von den hotspurs aus, gegen Derby's Rath und Willen. Innerhalb der letzten dreimal 24 Stunden hat Derby den Parteigenossen erklärt: wenn sie jetzt ein Tory-Ministerium bilden wollten, müßte es ohne ihn sein — und der Königin: er würde in der deutsch-dänischen Sache auch keine andere Stellung einnehmen können als Palmerston. — Die Tories haben keinen foreign secretary, d'Israeli ist unmöglich als solcher.

Es kommen mancherlei Revolutionärs, unter Anderen Karl Vogt, denen bleibe ich natürlich fern.

2. April. Diner im Club solus. Gespräch mit dem jungen Prinzen Noër: Napoleon hat durch Drouyn de l'Huys den Vorschlag machen lassen: suffrage universel; darauf hat man hier den Gedanken an die Conferenzen aufgegeben. (NB. Daß Napoleon diesen Vorschlag vor den Conferenzen macht und als Mittel gebraucht, die Conferenzen in die Luft zu sprengen, ist ein Beweis, daß ihm die Herzogthümer nur ein Mittel sind, europäische Wirren herbeizuführen; läge ihm an der Sache der Herzogthümer und friedlicher Lösung, so hätte er diesen

Vorschlag in den Conferenzen gethan — diese zu Stande kommen lassen.) Der Vertrag mit Holland, von dem mir Noër erzählte, gewinnt dadurch an Bedeutung! — Daß Palmerston lieber die Conferenz fallen läßt, wiewohl sie eine Nothwendigkeit für ihn ist (nur wenn er nahe Conferenzen ankündigen kann, kann er die Discussion der Herzogthümerfrage im Parlament unterdrücken und sich behaupten) — das ist ein Beweis, daß er keineswegs blos daran denkt sich anständig aus der Sache zu ziehen, sondern Dänemark im Besitz der Herzogthümer zu erhalten.

3. April. Ein Dr. Pieper bei mir, der mir von Kiel angekündigt war, um in der Presse thätig zu sein; er sieht sehr gut die doctrinäre Verlegenheit in Kiel; erzählt von seinem Mißlingen hier, wie er von den Times schnöde abgewiesen worden sei; auch er erkennt, daß alle Bemühungen bezüglich der hiesigen Presse vergeblich sind. Ich schreibe nach Kiel, daß der geplante Angriff auf das Ministerium nicht entscheidend sein werde, da er ohne Derby stattfindet; die Conferenzen sollen durch Napoleon, wie es scheint, in die Luft gesprengt werden; erläutere, was daraus für die Politik Englands und Frankreichs zu folgern ist. Erwähne nochmals die Vergeblichkeit der Bemühungen um die hiesige Presse. Eine Deputation der schleswig-holsteinischen Stände an die Conferenz wäre eventuell zu wünschen, müßte aber unabhängig vom Herzog zusammengesetzt sein.

Am 4. April unternahm Bernhardi einen Ausflug nach Oxford und weilte dann mehrere Tage in Wales, als Gast von Mr. und Mrs. Herbert. — Von dort aus ging er über Bristol nach Salisbury und besuchte das merkwürdige auf dem öden Salisbury-Plain gelegene Denkmal altceltischen Götterdienstes Stonehenge. — Die Tagebuchaufzeichnungen dieser Periode sind ganz aphoristisch gehalten — wohl nur Notizen für spätere Ausarbeitung — so daß sie kein zusammenhängendes Bild der Dinge geben. Unterwegs erfuhr er aus der Zeitung von dem preußischerseits geplanten, jedoch durch Wind und Wetter verhinderten Angriff auf Alsen, sowie von Garibaldi's Ankunft in England und dessen Einzug in London; die Engländer „make fools of themselves“ bemerkt er dazu.

Den 12. April war er wieder in London, wo er erfuhr, daß Herr v. Balan als zweiter preußischer Bevollmächtigter zu den Conferenzen eintreffen werde, und daß das englische Ministerium, aus

Besorgniß wegen Napoleons Haltung, Clarendon nach Paris geschickt habe. Auch war der Jurist Professor Forchhammer in London eingetroffen, und die Sendung einer schleswig-holsteinischen Deputation an die Conferenz stand in Aussicht. Bernhardi schien diese letzte Maßregel sehr erwünscht und auch Graf Bernstorff äußerte sich in demselben Sinn.

13. April. — Zu Lady William, wo Cartwright bemerkte, daß der Garibaldi-Enthusiasmus des Pöbels auch auf verständige Leute großen Eindruck gemacht hat.

Club; Diner mit Hayward, Cartwright, Kinglake und Bunburry; Sir John Acton besprochen; seine Review „Home and foreign“ geht ein, weil er sich mit Excommunication bedroht sah. — Das Vote of censure past on Mr. Lowe kann das Ministerium erschüttern; wird er resigniren? — Man will versuchen, ob das Haus vielleicht sein votum zurücknimmt. — Hayward erklärt mir, warum Lord Palmerston auf den Garibaldi-Schwindel eingeht: es ist um die Radicalen zu gewinnen, auf denen seine Hoffnungen in Beziehung auf die Wahlen beruhen. Cartwright meint, Garibaldi's Herkommen sei durch 20 obscure individuals veranlaßt. — Abends Garibaldi-Soirée bei Sutherland und rout bei Salisbury, wo auch ich bin mit Cartwright und Arthur Russell. Vitzthum möchte, daß die Herzogthümer sich durchaus an den Bund hielten und keine Delegirten hersendeten.

15. April. Das Ministerium hat Stansfield über Bord geworfen und ist auf die Conferenzen zurückgekommen, weil es deren bedarf, um über die Budgetberathung hinwegzukommen. Die auswärtige Politik Englands ist eben vielfach von Rücksichten der Partei-Taktik abhängig.

Gegen 6 Uhr zu Bernstorff. Ich sage ihm, daß Schleswig-Holsteinische Deputirte herkommen. — Er hat ein Billet von Lord Russell: Preußen will nicht ohne den Bund in die Conferenzen eintreten, Beust, der nicht eher seine Instructionen bekommen und erst am 25. hier sein kann, verlangt einen Aufschub (vom 20.) bis zum 25.; Bernstorff hat Lord Russell davon in Kenntniß gesetzt, dieser antwortet nun: „I cannot agree to any new delay“ — als ob er einfach zu befehlen hätte. „I see great dangers in it“ (für wen? — für sich im Parlament ohne Zweifel; well, das ist seine Sache) „I hope Mr. de

Bismarck is too reasonable to demand it" — „I should be very sorry to miss you and Mr. de Balan on the 20th" — als ob die Sache auch ohne Preußen vor sich gehen könnte. — Ich frage, ob denn wohl Bismarck auf Lord Russells Forderung eingehen wird?

Bernstorff: „Ich hoffe nicht!" — Er hofft auch, daß Oesterreich „nicht so erbärmlich" sein wird, auf Conferenzen ohne den Bund einzugehen, dann sei „die Sache unmöglich". — Ich spreche mit Absicht meine Verwunderung aus über den gebieterischen Ton Lord Russells und spotte über Conferenzen ohne Preußen und den Bund: Don Carlos ohne Posa.

Viel Spott über Garibaldi; man sah es gerne, daß der Herzog von Sutherland ihn bei sich aufnahm; es scheint er ist dazu veranlaßt worden, „to keep Garibaldi out of bad company". — Das ist aber nicht gelungen; Garibaldi hat italienische Flüchtlinge der zweideutigsten Art und G. Mazzini in Sutherlands Wagen besucht. —

16. April. Regenwetter. Zeitungen; Garibaldi's Besuch steht mit Cusa und den Bewegungen an der Donau in Verbindung; in Trades' union adress war schon ein flourish zur Verherrlichung Mazzini's zu lesen, jetzt laden Trades' union Garibaldi zum 15. zu einer Soirée ein, bei der auch Mazzini und Saffi eingeladen sind — und ich gewinne die Ueberzeugung, daß Garibaldi veranlaßt worden ist herzukommen, damit sich an seine Verherrlichung eine Verherrlichung des eben in Frankreich verurtheilten Mazzini knüpfen lasse. Das Ganze gewinnt das Ansehen einer Demonstration der europäischen Revolution gegen Napoleon, bei der England so stark als möglich compromittirt werden soll. — Absicht? — Napoleon Furcht zu machen und in die Wege der kosmopolitischen Revolution zu treiben, wie die Orsini'schen Bomben den Krieg 1859 veranlaßt haben. Er soll aus Furcht die Revolution unterstützen, die sich an der unteren Donau vorbereitet. — Wer steckt also hinter den 20 Lumpen, die Garibaldi herbeschieden haben? — Ohne Zweifel Mazzini selbst, und eine Anzahl Genossen.

Frühstück bei Grant Duff, mit lauter Leuten, die ich nicht kenne. — Arthur Russell kommt spät, mein Nachbar erzählt mir von seinem Onkel: der ist vollkommen überzeugt, daß die Herzogthümer unmöglich den Dänen zurückgegeben werden können, „after such a war" —

auch sage Lord Russell, die Dänen seien zu unvernünftig. — Viel Scherz über Garibaldi.

Diner im Club mit Elliot, dem ich meine Vermuthungen über Garibaldi's Besuch mittheile. — Elliot hatte daran nicht gedacht — in seinen Augen, wie in denen aller Engländer, ist das Ganze eine harmlose Thorheit — er ist aber sehr frappirt; sagt: „Wir wissen, daß hier ein centrales, kosmopolitisches Revolutions-Comité tagt, das seine Netze über Italien, Ungarn und Polen ausgebreitet hat."

17. April. Gestern ein ärztlicher Artikel, daß Garibaldi seines leidenden Beines wegen keiner ärztlichen Hülfe weiter bedarf — heute ein anderer, daß er das hiesige Leben nicht vertragen kann. Seltsam! Den jungen Prinzen Noër im Club getroffen. Der erzählt mir, Garibaldi habe Sutherlands Wagen unter irgend einem Vorwand nach Hause geschickt — und sei dann mit Negretti zu Mazzini gegangen, wo eine vierstündige Sitzung stattgefunden habe, an welcher Eber, Wialagovski, Alex. Herzen, Kinkel, Blind, Carl Vogt, Ledru-Rollin und Louis Blanc Theil genommen haben. Früher einmal haben diese Leute versucht den Prinzen zu gewinnen, haben es aber seiner schroff abweisenden Haltung gegenüber bald aufgegeben.

Garibaldi soll von seiten der Königin einen Wink erhalten haben abzureisen. Er hat hier Leute angeworben, die einen Schilling täglich bekommen; einigen sagt man, es gehe nach Italien, andern es gehe nach Polen. Das mag wohl der Regierung zu arg geworden sein und könnte wohl das consilium abeundi veranlaßt haben.

18. April. Zu Max Schlesinger. Seine gewöhnliche Gesellschaft. Arthur Russell kommt (was der Neffe eines Herzogs für ein Aufsehen macht); der fragt wegen Garibaldi's Abreise. Schlesinger sagt, Garibaldi sei allerdings bewogen worden abzureisen, aber ohne Betheiligung des Ministeriums, namentlich Palmerstons; er giebt zu verstehen, daß die Sache von der Königin gemacht worden ist durch Damen. Napoleon hat Nichts damit zu thun gehabt; der ist viel zu klug sich zu beklagen, sagt vielmehr „c'est beau" etc. — Victor Emanuel hat sich allerdings darüber beklagt, daß man von ihm verlangt, er soll den Frieden aufrecht und die Actions-Partei niederhalten, während man zugleich die Actions-Partei dadurch stärkt, daß man Garibaldi in solcher

Weise aufnimmt. Aber das hat die Sache nicht entschieden, sondern blos hiesige Rücksichten. (NB. Ohne Zweifel die Betrachtung, daß Sutherland nicht mit ihm durch das Land reisen kann, daß Garibaldi außerhalb Londons ganz Mazzini und Consorten verfallen und das dümmste Zeug von der Welt treiben und sagen würde.) — Garibaldi giebt selbst zu verstehen, daß er gezwungen geht; den Freunden, die eifrig fragen, sagt er nie etwas von seiner Gesundheit, sondern: „je me suis engagé à partir!"

Zu Bernstorff, um zu fragen, ob am 20. die Conferenzen eröffnet werden. Ich finde ihn nicht zu Hause, erfahre aber an seiner Thür, daß Düppel heute morgen erstürmt und in unsern Händen ist!

Ich bin sehr glücklich. Abends bei Lady William. Wellington kommt von einem Diner bei welchem Garibaldi gewesen ist, und spottet über den Garibaldi-Cultus. Garibaldi wurde von zwei Herzoginnen zu Bette gebracht, baby-fashion u. s. w. Ich berichte meine große Neuigkeit. Alles ist um so mehr überrascht, als der Special-Correspondent des Star soeben noch berichtet hat: Die Dänen sparten ihre Artillerie für die assaults: „as there can be no doubt, that there will be several."

19. April. Max Schlesinger und Pieper kommen, um wegen Düppel zu gratuliren, wovon heute in den Zeitungen zu lesen ist.

Clarendons Sendung nach Paris besprochen; sie ist nicht ganz ohne Erfolg gewesen. Pieper weiß seltsamer Weise darüber Bescheid und Schlesinger widerspricht ihm nicht. Napoleon hat eingewilligt mit England vereint auf einen Waffenstillstand zu dringen, aber nicht die Verträge von 1851/52 aufrecht zu erhalten. Dazu hat er gesagt: „nous verrons; dans tous les cas il faudra consulter les populations".

Aus bei schönem Wetter zu Vitzthum, der mir vor allen Dingen zu zeigen sucht, daß er sehr viel gethan hat in unserer Sache; er ist in der That rühriger als Bernstorff. — Zeigt mir die Artikel, die er „audiatur et altera pars" in den Times geschrieben hat; — kurz vor Eröffnung des Parlaments war ein sehr gefährlicher Moment. — Die Königin hat damals den Sturm beschworen — (das weiß ich) — die Königin ließ damals Derby nach Osborne kommen und be-

arbeitete ihn — der war aber schon vorher bekehrt worden; als dann Lord Russell mit dem Entwurf zur Thronrede kam, sagte die Königin: wenn darin irgend etwas wäre „like a pledge“ Dänemark zu unterstützen, „then I'll send for Lord Derby.“

Fürst Löwenstein hier mich abzulösen, Lorentzen mit ihm. — Sage Lorentzen, wie die Sachen hier stehen, die Entscheidung liegt „nach wie vor“ in der Hand Preußens; denn um sie Preußen aus der Hand zu nehmen, müßte irgend eine der Großmächte geneigt sein Krieg mit Preußen anzufangen, das will aber keine. — Verständigung mit Preußen wäre also nöthig. — Er: Ja, das sieht der Herzog auch vollkommen ein, nur weiß er nicht, wie er dahin gelangen soll, da alle Eröffnungen sowohl von Seiten Bismarcks als des Königs unbeachtet geblieben sind. (Kann ich leider begreifen!) —

Um 4 Uhr Athenäum, Arthur Russell getroffen; gefragt: ob Garibaldi wirklich einen Wink erhalten hat zu gehen? — Arthur glaubt nicht; ein solcher Rath würde ihn wohl bewogen haben zu bleiben. — Acton sagt mir, daß Gladstone den Garibaldi bewogen hat zu gehen.

Arthur führt mich in die Peers' Gallery des Unterhauses. Griffith verlangt Aufschluß über Garibaldi's Abreise. Palmerston antwortet, die Regierung habe Nichts damit zu thun. Garibaldi's Gesundheit sei Schuld, derselbe sei gewohnt früh zu Bett zu gehen; kurz eine Erklärung so albern wie möglich. — Bernal Osborne hält eine vortreffliche Rede; doch wird von ihm nicht die Sache um ihrer selbst willen behandelt, sondern als Mittel der Partei-Taktik; daher denn manches gesagt wird, was im Interesse der Sache besser nicht gesagt würde: namentlich daß England den Dänen Hoffnung gemacht hat sie zu unterstützen, und sie dadurch veranlaßt hat den Krieg zu wagen. (Gefährliche Folgerungen liegen nahe.) — Der Eindruck war ein sehr großer; hear hear! von allen Seiten des Hauses; tricks dabei; einige tories auf der liberalen Seite, um von dort aus to cheer, namentlich Lord Henry Lennox. — Sehr volles Haus, sehr aufmerksam, obgleich die Rede zwei Stunden dauert. — Neben mir ein Peer, der mit großer Aufmerksamkeit folgt und zu verstehen giebt, daß Er dem Redner diese und jene Notiz gegeben hat. — Eindruck

im Ganzen ein solcher, daß ich mir sage: heute ist die Integrität Dänemarks zu Grabe getragen worden.

Daheim Brief von Herzog Friedrich: Löwenstein hat einen Brief an die Conferenz zu übermitteln; der macht mir einige Sorge.

Eröffnung der Conferenzen. — Letzte Tage in London. — Reise nach Kiel.

20. April. Gespräch mit Bernstorff. — Die Conferenzen haben heute in sehr seltsamer Weise begonnen; Bernstorff ist nicht hingegangen, da er den bestimmten Befehl hatte nicht zu erscheinen; er rühmt sich, daß er diesen Befehl telegraphisch selbst ausgewirkt habe; ebenso hat er durch sein Telegraphiren bewirkt, daß Apponyi, um Mitternacht, vergangene Nacht den Befehl erhalten hat nicht zu erscheinen.

Ich: Fürst Löwenstein ist angekommen und hat einen Brief des Herzogs an die Conferenz. (Bernstorff macht dazu ein bedenkliches Gesicht.) — Löwenstein weiß natürlich von Zusammenhang der Dinge Nichts, und hat daher Lorentzen mitgebracht, der besser Bescheid weiß; vor allem aber ist Forchhammer da, der über die juristischen Fragen Auskunft geben soll, juristische Deductionen ausarbeiten, und so nützlich werden könnte.

Bernstorff: Ich muß sehr vorsichtig sein; nach drei Seiten hin! — Gegen die Engländer — gegen die Oesterreicher — und gegen mein eigenes Cabinet.

Garibaldi hat sich gegen Lord Russell verpflichtet Nichts gegen Rußland und Nichts an der unteren Donau zu unternehmen. (NB. Seltsam, daß ihm Lord Russell eine ähnliche Verpflichtung in Beziehung auf Venetien gar nicht abgefordert hat! Dahin wird es also wohl gehen.)

Ich augurire gut von den Conferenzen, weil der Gedanke, daß man die Lande selbst befragen muß, immer mehr in den Vordergrund treten muß und wird. Bernstorff sieht ihnen mit großem Mißmuth und Mißtrauen entgegen.

Langes Gespräch mit dem bairischen Geschäftsträger Cetto, der

sehr schwarz sieht. Er hält es für gewiß, daß Bismarck annectiren will, und das wird nicht gehen sans une guerre; man bereitet sich darauf vor, Clarendons Sendung hat darauf Bezug, „on dit", daß für diesen Fall ein Bündniß zwischen Frankreich und England geschlossen ist. So — meint Cetto — werden wir uns also wohl mit Personal-Union begnügen müssen. — Ich: Die nimmt hoffentlich Dänemark nicht an. Der Gedanke, daß man die Lande befragen muß, wird in den Vordergrund treten. — Bei Cetto könnte die baierische Eifersucht mitwirken, die lieber Personal-Union will, als eine Vergrößerung Preußens. Daß die Ansprüche des Herzogs nicht gegen Preußen durchzusetzen sind, weiß er wohl.

Lorentzen bei mir. Ich frage ihn vor allen Dingen nach dem Inhalt des herzoglichen Briefs. Er theilt ihn mir mit: der Herzog kann sein Recht nicht aufgeben; das besteht für sich. Er ist aber bereit, die Geltendmachung dieses Rechtes von dem Votum des Landes abhängig zu machen, und will in diesem Fall, aber auch nur in diesem, das Land verlassen, damit man nicht glaube, das Votum sei nicht unbiased. Orientire Lorentzen über Max Schlesinger und Goldstücker. Mit ihm zu Kinglake; gratulire zu der gestrigen Debatte. Auch er meint, mit der Integrität Dänemarks sei es nun aus, und Clarendons Sendung sei a surrender.

22. April. Franz Rantzau ist mit Fürst Löwenstein hier; er bleibt, wenn letzterer geht, mit Lorentzen. Die beiden sollen sich gegenseitig ergänzen.

Ich: Der Herzog muß so zurückhaltend und anspruchslos, wie möglich, auftreten, so wenig als möglich hervortreten; das Land dagegen muß so laut und so viel als möglich sprechen und rührig sein. Rantzau sagt, Löwenstein sei gleich bei den ersten Schritten in den hiesigen Salons zu demselben Resultat gekommen; er hat bemerkt, daß die Feindschaft und der Haß gegen Deutschland und den Herzog sehr groß ist; er will sich daher auch gar nicht als Gesandter des Herzogs ankündigen, um besser fortzukommen.

Max Schlesinger bei mir. Erzählt, der Prinz von Wales hat gestern Garibaldi einen Besuch gemacht. Das hatte für den Prinzen den Reiz der verbotenen Frucht.

Ich frage nach Kaiser Max, weil Lady William Viel von ihm hält. Schlesinger meint, er sei wohl der geistreichste von der österreichischen Familie — liest allerhand — hat élans — aber ist eine lyrische Natur, und verfällt zuweilen auf Abenteuerlichkeiten. — Auch hat er keine Ausdauer in seinen élans und ist darum unzuverlässig; man weiß nie, woran man mit ihm ist. Schlesinger fragt dann, was ich von den Conferenzen denke?

Ich: Sie lassen sich insofern gut an, daß der Gedanke, man müsse das Land befragen, immer mehr in den Vordergrund treten wird, und der muß am Ende zum Ausweg führen.

Max Schlesinger ist verwundert über meine Ansicht und weist auf die Schwierigkeiten hin; werde denn Preußen darauf eingehen? — Stehe nicht Bismarcks Politik damit im Widerspruch, die doch Annexion erstrebe?

Ich: Es ist möglich, daß Bismarck Annexions-Velleitäten hat, aber das sind auch bei ihm nur Velleitäten, da der König schwer für solche Absichten zu gewinnen sein dürfte.

Max Schlesinger: Preußen würde demnach leer ausgehen.

Ich: Preußen würde gewinnen, was gemäßigte Leute wünschen: Militär-Convention, Rendsburg, Kiel.

Max Schlesinger: Aber Oesterreich und Rußland?

Ich: Die sind beide allerdings gegen Emancipation der Herzogthümer, beide haben aber wohl ihre Gründe, ihren Widerspruch nicht auf das Aeußerste zu treiben.

Max Schlesinger: Doch hat Rußland schon im März in Berlin erklären lassen, daß es in eine Trennung der Herzogthümer von Dänemark nicht willigen könne, weil Dänemark dann zu schwach sein würde, um sich selbständig zu behaupten, weil sich ein Scandinavisches Reich bilden würde, das Rußland an den Pforten der Ostsee nicht dulden könne.

Er zeigt mir eine Abschrift eines geheimen Berichts von General Manteuffel während seiner letzten Sendung nach Wien (an Bismarck gerichtet). — Manteuffel hat preußische Hülfe gegen Angriffe der Revolution auf Oesterreich in Aussicht gestellt. Max Schlesinger commentirt ganz richtig, daß das wohl mündlich geschehen

sei und ganz vague, formell also zu gar Nichts verpflichte. Dagegen verpflichtet es aber in der That den König um so entschiedener, weil es von ihm persönlich ausgeht, und für ihn Sache des Gefühls, des ritterlichen Worthaltens ist. — Manteuffel hat ferner darauf aufmerksam gemacht, wie nothwendig es in dieser drohenden Zeit wäre, wenn die deutschen Mächte sich auch mit Rußland zu verständigen wüßten; — Kaiser Franz Joseph hat darauf geantwortet: er habe vollkommen erkannt, wie sehr eine solche Verständigung unter den gegenwärtigen Umständen von Nöthen sei, und die in Galizien getroffenen Maßregeln lieferten den Beweis, wie sehr Oesterreich bereit sei, sie herbeizuführen.

23. April. Fr. Rantzau erzählt mir: Bernstorff ist unglücklich über die Reise des Königs nach Schleswig, weil man hier wüthend darüber ist; man sieht die Reise hier als Vorbereitung zur Annexion an, und ist besonders darüber verdrießlich, daß Bismarck dem König folgt; wenn Roon allein den König begleitet hätte, das hätte man für weniger bedenklich gehalten.

Lady William krank. Treffe Lord Llanover an ihrer Thür, den ich zu Hause begleite. Er spricht von Garibaldi, es sei gut, daß man ihn fortgeschickt habe, der würde in London ohne Sutherland viel dummes Zeug gemacht haben: „like a wild ass, flinging his heels at every body and at every thing.“ —

25. April. Brief von Geffcken, Veranlassung der Reise des Königs; Herzog aufgefordert, den König zu sehen. — Ich gehe zu Löwenstein, um zu erfahren, ob der Herzog den König gesehen hat. Ich sage, wie die Lage ist, daß die Entscheidung mehr als je in Preußens Händen ist, daß der Herzog sich daher mit Preußen verständigen und den König sehen muß. Löwenstein stimmt zu, erbricht einen Brief vom Herzog, den er eben erhalten hat, und liest ihn mir vor. Allerhand Nachrichten und nichtiges Zeug: daß Prinz Friedrich von Hessen seine Ansprüche wieder geltend machen will, wenn der Londoner Vertrag hinfällig wird (als ob das irgend etwas zur Sache thäte) — kein Wort davon, daß er den König gesehen hat oder sehen will; das ist zum Verzweifeln.

Fürst Löwenstein hat gegen Palmerston geäußert, man müsse das

Land befragen. Palmerston hat geantwortet, darauf könne man sich nicht einlassen, oder nur unter der Bedingung, daß die deutschen Truppen das Land verlassen, und die dänischen Beamten wieder eingesetzt werden. Nur dann könne man überzeugt sein, daß die Abstimmung unparteiisch vor sich gehen werde. Die deutsche Bewegung sei nur durch Sendlinge des National-Vereins und die deutschen Truppen veranlaßt. (!)

26. April. Abends bei Lady William. Sie erzählt von Clarendons entrevue mit Napoleon. Ersterer mußte die Garibaldi-Geschichte vom Zaun brechen, und Napoleon entgegnete: „C'est beau! c'est très beau! Le peuple anglais s'honore! Quant est-ce que Polichinelle vous quitte?“

Hayward meint, es könne jetzt nur noch davon die Rede sein, wie viel von Schleswig bei Dänemark bleiben solle.

1. Mai. Langes Gespräch mit Ahlefeldt; setze ihn ganz au fait. Er klagt über Sammer, der den Herzog abhält dem König persönlich zu schreiben, bestimmte Vorschläge zu machen, und den König zu sehen.

2. Mai. Cartwright sagt mir, es sei in England ein feindseliges Gefühl vorhanden „that must not be trifled with“. Der Augenblick sei gefährlich. Man hofft, daß England, Frankreich, Rußland und Schweden Preußen bekriegen werden. Lord Clarence Paget hat im Unterhause gesagt: die Kanal-Flotte sei in the downs ready to sail at 24 hours notice. — Palmerston will Schiffe nach Kopenhagen schicken.

3. Mai. Wüthende Artikel in den Times, aus denen aber hervorgeht, daß Napoleon nicht Krieg führen will und die Herzogthümer aufgegeben sind.

4. Mai. Sehr freundschaftlicher Abschied von Bernstorff. Bei der heutigen Conferenz bestanden die Dänen auf der Blokade. Zahlreiche Abschiedsbesuche.

5. Mai. Abreise. Fahrt über Canterbury; in tiefer Nacht in Dover.

6. Mai. Kurze und harmlose Seefahrt. In Mecheln treffe ich Löwenstein. Er erzählt, daß er den Brief des Herzogs an die Conferenz abgegeben habe, und hält ein arrangement mit Preußen

für unerläßlich. Er selbst hat vorgeschlagen: Da man das Recht des Augustenburgers nicht als vollständig ansehen will, weil er Geld genommen, folglich implicite entsagt hat, soll der Prinz von Noër, der nicht entsagt hat, dessen Recht intact ist, dieses Recht an Augustenburg abtreten. Das hat er gegen die Königin Victoria und verschiedene Staatsmänner geäußert.

Wir trennen uns in Cöln. Weiterreise über Minden-Hannover.

8. Mai. Altona. Eine Menge Volks bricht zur Volksversammlung nach Rendsburg auf.

Um 12 Uhr Mittags in Kiel. Begebe mich sofort zum Herzog, um Bericht zu erstatten.

Major Schmitt sehr unzufrieden mit der hiesigen sanften Unentschlossenheit; — langes Gespräch mit dem Herzog, gebe Auskunft über die Lage in England; die Irritation dort beinahe noch größer gegen ihn als gegen Preußen; thun aber wird England glücklicher Weise Nichts; um so entschiedener liegt die Entscheidung in Preußens Hand.

Der Herzog: Aber was will Preußen? — Ich: Die erste Forderung, die Preußen auf der Conferenz stellt, wird natürlich die reine Personal-Union sein — wobei man zum Voraus weiß, daß Dänemark sie nicht annimmt; und dann ist Preußen unbedingt darauf angewiesen, sich für einen anderen Plan in Beziehung auf die Herzogthümer endgültig zu entschließen. Ich gebe zu verstehen, daß der Herzog sich mit Preußen verständigen muß, damit diese neuen Pläne eine bestimmte Gestalt annehmen, und zwar eine Ihm und seinen Ansprüchen günstige.

Der Herzog befürchtet, Preußen wird am Ende isolirt sein (auf der Conferenz und in der europäischen Politik) und aus seiner jetzigen Stellung weiter zurückgedrängt werden (d. h. zu Concessionen an Dänemark).

Ich glaube das nicht; Gründe: wer sollte Preußen zwingen? England thut ein für alle mal Nichts; Frankreich will nicht; es wird nicht für Dänemark gegen Preußen und Deutschland Partei nehmen, und überhaupt, da man in Frankreich jetzt eine sehr hohe Meinung von der preußischen Artillerie hat, wird dieses nach den neuesten Erfahrungen, die man in Beziehung auf die preußische Armee gemacht, jeden Bruch

mit Preußen vermeiden, so lange Napoleon nicht glauben kann, daß er seine Artillerie zu gleicher Höhe mit der preußischen emporgebracht hat. Oesterreich ist allerdings dem Herzog feind, aber sein Truppencorps in Preußens Gewalt, seine Politik in der dänischen Frage von der Preußens abhängig geworden. Rußland bedarf Preußens, in Beziehung auf Polen und sonst. Auch muß der Kaiser in Rußland die Rolle eines Romanow spielen, darf nicht als Prinz von Holstein-Gottorp, nicht als ein bei der Frage unmittelbar Betheiligter auftreten; nicht Rechte geltend machen, die er etwa Oldenburg oder Dänemark cediren könnte. — Also Entscheidung immerdar bei Preußen. — (NB. Der Herzog widerspricht nicht; läßt das Alles stillschweigend gelten.)

Der Herzog: Aber wenn Preußen nur eine bestimmte Politik hätte!

Ich: Es käme darauf an, seiner Politik eine bestimmte Richtung zu geben.

Ich werde sodann vermöge einer Einladung zum Diner entlassen. Major Schmitt fragt im Vorzimmer mit großem empressement, ob ich auch dem Herzog die ganze Wahrheit gesagt habe. — Stutterheim kommt — der Feldmarschall in spe.

Wenig erbaut; immer die alte Verblendung; der Herzog sagt zwar nicht mehr: Preußen steht sehr niedrig in Deutschland, aber nach wie vor will er alles Mögliche, nur nicht Verständigung mit Preußen (das die Herzogthümer und die Macht in Händen hat!).

Frühstück; dann zu Sammer. Er ist krank; der Herzog bei ihm; sehe ihn erst, als der Herzog sich entfernt hat — dann ausführliches Gespräch mit ihm stundenlang. Schildre ihm die Situation wie dem Herzoge.

Sammer giebt zu, daß Preußen „Herr der Situation ist" — will aber Nichts thun, um Preußen zu gewinnen; der König „ist gut", dem Herzog gewogen, günstig für ihn gestimmt; den zu gewinnen ist nicht nöthig; ein Abkommen mit Bismarck zu treffen ist nicht möglich.

Ich: Ob er es denn schon versucht, etwas in diesem Sinn gethan habe?

Sammer: Fühler sind schon viele angebracht worden; vergeblich.

Ich: Mit bloßem Sondiren wird man allerdings nicht zum Ziele kommen. Man muß einfach und direct bestimmte Anträge machen.

Sammer: Das wäre vergebens; einer Abweisung dürfe man sich nicht aussetzen.

Da ich weiter auf die Nothwendigkeit dringe, sagt Sammer, ich solle ihm eine Möglichkeit nachweisen, an Bismarck zu kommen — dann wird es geschehen.

Ich: Was rathen Sie dem Herzog zu thun, für den Fall, daß sich die Möglichkeit eines Abkommens mit Bismarck nicht ergiebt?

Sammer: Die Sache gehen zu lassen und abzuwarten, was sich weiter für Chancen aufthun!

(NB. Immer die alte Geschichte! Das hält der Mensch für einen Entschluß! Es ist das gerade Gegentheil, die Flucht vor jedem Entschluß!)

Einnahme von Düppel besprochen, hat einen großen Eindruck gemacht, im Lande, an den auswärtigen Höfen und in der preußischen Armee selbst, die ein großes Selbstvertrauen gewonnen hat; ihre Stimmung: Zuversicht ohne Anmaßung.

Sammer gesteht, daß er und die ganze Augustenburger Gesellschaft erschrocken sind, wie sie den Geist haben kennen gelernt, der in Nordschleswig herrscht — vollkommene Gesinnungslosigkeit, Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des Landes. — Es war hohe Zeit! — Noch wenige Jahre, und die Dänen erreichten dort ihren Zweck.

Das Gespräch kommt auf den alten Fürsten von Noër; ich sehe, daß man ihm hier nicht recht traut, ungefähr als könne er am Ende wohl eigene Ansprüche geltend machen wollen. Sammer tadelt dessen Auftreten in London.

Ich halte ihn auch für befangen in Hirngespinnsten; sein Orakel ist Goldstücker; um den zu charakterisiren, erzähle ich die Geschichte der Verschwörung in Kopenhagen, die er seinem Vorgeben nach macht und leitet und hinter der Nichts steckt.

Sammer (sehr enttäuscht): Also, so ein Mann ist das!

Ich: Er ist immer mit Abenteuerlichkeiten beschäftigt; er wollte, die Bundestruppen sollten sich dem Einmarsch der Preußen mit den Waffen widersetzen.

Sammer hat davon abgerathen. Nur wenn daraus ein allgemeiner Krieg hervorgehen könnte, dann wäre das das Richtige gewesen, aber das stand leider nicht zu erwarten. — (Also auch vor einer gänzlichen Zerrüttung Deutschlands, wie sie aus einer Besiegung Preußens und Oesterreichs durch Fremde — wohl im Bunde mit der kosmopolitischen Revolution — hervorgehen mußte, beben diese Leute nicht zurück! — Lieber sogar das, um ihre dynastischen Zwecke zu erreichen, als sich mit Preußen verständigen! — Welche Verblendung! — welche verkehrte Ansicht der Interessen Deutschlands und Europa's.)

Diner beim Herzog en quatre, Major v. Schmitt und ein junger Rumohr; der Herzog erhält ein Telegramm von der Volksversammlung zu Rendsburg, die zahlreich besucht ist, Alles geht gut. — Ich muß von Garibaldi's Besuch in London erzählen; der Herzog zeigt wenig Sympathien für Garibaldi.

Nach Tisch wieder ein langes Gespräch mit dem Herzog allein; Wiederholung des früheren und ebenso fruchtlos. Meine Fahrt nach Düppel besprochen, die ich machen will.

Herzog: Düppel macht Epoche in der preußischen Armee (NB. d. h. in ihrem Zustand).

Francke nicht daheim gefunden; außer ihm und Du Plat Niemand hier. Trostlose Nichtigkeit des hiesigen Treibens; die Leute drehen sich in einer lässig, gemächlich betriebenen Scheinthätigkeit herum, in der nicht einmal emsigen Beschäftigung mit vollkommen wesenlosen Hirngespinnsten — und eigentlich bloß, um jedem wirklichen Entschluß, jeder wirklichen That, zu der sie sich nun einmal nicht erheben können, aus dem Wege zu gehen. —

9. Mai. Spaziergang durch die Stadt — Karte und Plan gekauft — Carricaturen an den Schaufenstern: Dänen und Personal-Union verspottet.

Zu Francke, langes Gespräch; er sieht auch, daß Preußen Herr der Situation ist; behauptet, alle nöthigen Anträge seien von Augustenburgischer Seite bereits gemacht (NB. ist nicht wahr; Sammer scheint auch Francke zu täuschen) d. h. „so weit als möglich!" — Manches, z. B. Eintritt in den Zollverein, kann der Herzog nicht auf eigene Hand anbieten, „dazu brauchen wir das Land!" — Giebt zu

bedenken, daß Eintritt in den Zollverein ein Verlust für das Land sei — Consumtion hier stärker als im übrigen Norddeutschland; „sehen Sie nur, wie hier Alles lebt!" — Wenn die Zolleinnahme aus dem schleswig-holsteinischen Consum in eine gemeinschaftliche Kasse fließt und gleichmäßig vertheilt wird, ergiebt sich großer Schaden für das Land.

Die Kreuz-Zeitungs-Partei wolle annectiren.

Ich: Diese Partei ist nicht identisch mit der Regierung; ihre Gelüste schließen die Möglichkeit eines Abkommens mit der Regierung keineswegs aus.

Nach meiner Ansicht sind diese Annectirungsgelüste, die am Ende, wenn die Leute sich intraitable beweisen, maßgebend auch für die preußische Regierung werden könnten, ein Grund mehr, sich so schnell als möglich mit Preußen zu verständigen —: für den Herzog, Sammer und Francke sind sie ein Grund, sich mißtrauisch von Preußen fern zu halten — als ob sie irgend eine andere Stütze hätten oder haben könnten!

Francke giebt die Unvernunft der holsteinischen Deputirten in London zu.

Mr. Bullock kommt, a raw english boy, ist in Polen gewesen, von den Polinnen eingefangen, schwärmt für Polen. Kommt jetzt aus Rendsburg, schätzt die Volksversammlung auf 40,000. — Ich gehe zum Herzog mich verabschieden; Bullock läuft mit — wir müssen auf den Herzog warten, der ausgegangen ist; wie er kommt, muß ich Bullock vorstellen. — Der benimmt sich sehr wunderlich, erzählt von der Volksversammlung; man habe deutlich gesehen, „daß sie spontan sei, nicht gemacht." Der Herzog lacht. Am Ende empfiehlt sich Bullock und geht.

Diese Volksversammlung ist ein neues Unglück für den Herzog; er legt großen Werth darauf, sagt: „Man wird sehen, daß mit uns nicht so leicht fertig zu werden ist!" — und wiegt sich in neuen Hirngespinnsten — meint, in dergleichen eine Stütze gegen Preußen zu haben, und glaubt eine Macht zu sein. — Als ob in dergleichen Demonstrationen und Pronunciamentos eine reale Macht läge.

Mexiko wird erwähnt; zum Abschied dankt mir der Herzog — wenn er doch lieber Vernunft annehmen wollte.

Zu Sammer. Der ist in sinnlosen Illusionen noch viel ärger befangen als der Herzog. — Ich suche ihm begreiflich zu machen, daß der Entschluß, „die Sache gehen zu lassen", kein Entschluß ist, sondern das gerade Gegentheil.

Sammer (sehr hochfahrend und zuversichtlich): Heute (NB. nach der Volksversammlung) kann ich Ihnen bestimmter antworten; will man uns ausliefern, dann kommt bewaffneter Widerstand! — der kommt dann ganz ordentlich! — (NB. er merkt gar nicht, daß das nur sehr uneigentlich eine Antwort ist auf die Frage: was man zu thun gedenkt, wenn sich keine Möglichkeit zu einem Abkommen mit Bismarck ergiebt; merkt nicht, daß er eine ganz andere Frage beantwortet — und spricht immer in der Voraussetzung, daß Preußen beabsichtige, die Herzogthümer schließlich den Dänen auszuliefern; als ob das möglich — denkbar wäre — nach dem Sturm von Düppel!)

Ich: Gegen wen denn? — gegen Dänemark oder gegen Preußen? — Erhalte keine eigentliche Antwort; das hat sich Sammer nicht klar gemacht.

Suche ihm begreiflich zu machen, daß der bewaffnete Widerstand ein leerer Wahn ist. — Von Auslieferung an Dänemark kann überhaupt nicht mehr die Rede sein; es handelt sich nur darum, ob der Herzog will oder nicht, um anderweitige Händel zu vermeiden. — Aber gesetzt, Preußen schlösse auf Personal-Union ab, dann wird sie so eingeleitet, daß der Widerstand unmöglich bleibt. Preußen ist im militärischen Besitz des Landes, der Widerstand würde weder Zeit noch Raum finden, sich zu organisiren; — der Widerstand ist eine wesenlose Vorstellung.

Sammer bemerkt beiläufig, gegen eine Annexion würde der Herzog nur protestiren.

Da ich auf die Nothwendigkeit zurückkomme, sich mit Preußen zu verständigen, bekommt Sammer einen nervösen Anfall von Wuth — wie ich sie kenne —, spricht unzusammenhängendes Zeug; Fühler seien genug versucht worden; Bismarck wolle nicht — in acht Tagen werde er vielleicht wollen — aber jetzt wolle er nicht; mit dem Fuß zurückgestoßen zu werden, dem könne man sich nun einmal nicht aussetzen! — (Wenn man aber keine Wahl hat?)

Endlich flüchtet er in das Geheimnißvolle, was er zu thun pflegt, wenn er an Gründen zu kurz kommt: er könne sich darüber nun einmal nicht vollständig aussprechen, — wenn ich Alles wüßte, würde ich anders urtheilen u. s. w. Hinter diesem Geheimniß steckt gar Nichts, es wird nur vorgewendet um die Leere zu verbergen. Das Treiben der Augustenburger ist vollkommen hoffnungslos.

Fahrt nach Düppel und Rückkehr nach Berlin.

Ein Mal auf dem Schauplatz der Ereignisse angelangt, beschloß Bernhardi diesen Umstand zu einem Besuch derjenigen Schlachtfelder zu benutzen, die in der nächsten Nähe lagen, was um so leichter ausführbar war, als mittlerweile ein Waffenstillstand zwischen den Krieg führenden Parteien vereinbart worden war.

Abreise nach Flensburg, Fahrt bis Rendsburg mit einem österreichischen Offizier, spät Abends Ankunft in Flensburg.

10. Mai. Früh um 8 Uhr Abfahrt nach Düppel, Kupfermühle, Schlachtfeld von Bau — junge Buchenwälder. Kriegszustand, überall Soldaten, Züge von requirirten Wagen. Zum ersten Male seit früher Kindheit (1809) unmittelbar auf einem Kriegsschauplatze.

Gravenstein. Verwilderter Park, großes vernachlässigtes Schloß. Einen 55er angerufen und nach Flotow gefragt. Der liegt in Nübel. Lasse mir erzählen: „Es schaudert einem doch, wenn man so viele Leute herumliegen sieht," meint er.

Im Schlosse Blumenthal aufgesucht. Er erzählt vom Sturm; die eigentliche Disposition d. h. die Anweisung, wie man sich beim Angriff auf Schanzen zu benehmen hat, ging von Mertens aus; er (B.) hat kein Verdienst dabei, als daß er sie in die gehörige Form gebracht hat. Die Leute haben alle Erwartungen übertroffen.

Ich: Wie haben sich unsere Westphalen gemacht?

Blumenthal: „Ganz vortrefflich." Daß unsere Soldaten sich gut schlagen würden, das habe er gewußt, aber daß sie wie ein Sturmwind unaufhaltsam über das ganze Schlachtfeld hingehen würden, das war mehr als er erwartet hatte. — Nach der Disposition sollten die Forts Nr. 1 bis 6 erobert werden. Damit wollte man sich für

den Tag begnügen, aber die Leute waren nicht zu halten, — alles Uebrige haben sie selbst gemacht. Um 1/2 12 wurde der Befehl gegeben, es sei nicht nöthig den Brückenkopf unten am Alsensund zu stürmen, — es erfolgte die Antwort: „er ist schon erobert." Uebrigens verdanken wir den glücklichen Erfolg großen Theils dem persönlichen Eingreifen des Königs. Man wollte schon vier Tage früher stürmen, als die Tranchéen noch 800 Schritt vor den Werken waren; da hätte der Sturm mißlingen können, — jedenfalls wären die Verluste sehr viel größer gewesen. Aber der König hat per Telegramm befohlen, man solle bis auf 400 Schritt herangehen mit den Tranchéen. Der Elan war ein solcher, daß 37 Mann, die vermißt werden, wahrscheinlich mit den fliehenden Dänen zugleich nach Alsen herüber gegangen und dort in Gefangenschaft gerathen sind. Eben ist die Nachricht eingetroffen, daß der Waffenstillstand abgeschlossen ist und in drei Tagen gültig wird.

Ich nenne ihn erwünscht; es ist ganz gut, wenn die Dänen eine Gelegenheit finden, jedes billige Abkommen zu verwerfen, wie sie ohne Zweifel thun werden. Orientire Blumenthal über die Lage in England.

Blumenthal ist ein Freund des Augustenburgers, klagt über Sammers Verkehrtheit und Verblendung. Er giebt mir ein Zettelchen an den General Röder mit, der die Vorposten kommandirt — soll den Waffenstillstand dort ankündigen.

Weitere Fahrt, der Kriegszustand tritt immer characteristischer hervor — Wagenzüge, Artillerie-Parks, verlassene Bivouacs. An einem Pulvertransport vorbeigefahren. Geschosse auf offenen requirirten Leiterwagen. — Zuruf: „langsam fahren!" wird von meinem schleswigschen Kutscher überhört. — In Nübel vergeblich nach Flotow gefragt. — Näher bei Düppel Granatsplitter auf der Chaussée. General Röder von einigen jungen Cavallerie-Offizieren erfragt. Pferde und Wagen gehen in ein Gehöft, links — nordwärts der Chaussée.

Röder in einer Bretterhütte, in den Abhang der Höhen vor den Tranchéen eingegraben, — sein Bett von Heidekraut — nimmt mich auf das allerbeste auf. Das 24. Regiment, das in unmittelbarer Nähe lagert, soll mir ein Pferd und einen Offizier zur

Begleitung mitgeben, die Düppler Schanzen zu besichtigen. — Führt mich selbst zum Füsilier-Bataillon 24er — zu Major Krohn, der sich erbietet, selber mitzureiten — und erst zum Diner einladet — im Freien gespeist mit ihm, dem Bataillons-Adjutant Lieutenant Becher und dem Bataillons-Arzt. — Frohe Stimmung. — Skiöld vor Anker bei Alsen.

Röder erzählt den Uebergang bei Arnis, Krohn ergänzt. Man hat ihnen vorgeworfen, sie hätten zu lange mit dem Uebergang gezaudert, nachdem sie den Abzug der Dänen erfahren —: Röder hat den Uebergang begonnen, sobald er drei Boote beisammen hatte, ist ohne Pferd übergegangen, Marsch zu Fuß in tiefem Schnee. — Das Seegefecht besprochen, das gestern bei Helgoland an der Westküste stattgefunden. — Nachdem Röder sich entfernt, spricht Krohn von dem Verhältniß der Preußen zu den Einwohnern; sie wurden in Holstein von diesen mit Mißtrauen aufgenommen, weil man glaubte, sie kämen das Land den Dänen zu unterwerfen; man verhielt sich durchaus ablehnend gegen sie, so daß Krohn — selbst Holsteiner — seinen Leuten befahl, sich auch mit den Landes-Einwohnern in keiner Weise einzulassen, ihnen fern zu bleiben. — Jetzt hat sich das einigermaßen geändert; man hat gesehen, daß es den Preußen ernst ist. — In manchen Theilen des Landes ist die Gesinnung sehr gut, so an der Westküste bei Tondern. — Hier im Sundewitt ist die Bevölkerung durch Mischung und Wechsel demoralisirt, gesinnungslos, „die verdienen gar nicht Deutsche zu werden." — Hat ihnen gesagt: „freut Euch doch; nun sind die Dänen vertrieben!" — „Können ja wiederkommen."

Das 24. Regiment, überhaupt die Truppen, gefallen mir außerordentlich; man sieht, die sind aguerris; man kann jetzt mit ihnen unternehmen, was man überhaupt vernünftiger Weise unternehmen kann. —

Ich ritt mit Krohn auf seinen Pferden zu den Schanzen Nr. V und VI — bereits zerstört; waren sehr sorgfältig gebaut; Pulver-Magazine Gußmauer, künstliche Monolithen, Beweis: sind bei der Sprengung nicht nach der Construction gesprungen, sondern unregelmäßig wie der natürliche Fels. — (Laufgraben noch intakt.) —

Bei Schanze VI, die dominirend liegt, bedeutende Schlucht, durch Schanze VII bestrichen. Ich, unwillkürlich: „Ah! so sieht das hier aus! — ja nun begreife ich den Gang der Belagerung und die Disposition zum Sturm!"

Wir reiten zu Schanze IX und X, die noch stehen; auch hier hat die Schleifung soeben bei Musik rüstig begonnen. Doch noch Alles ist gut zu beurtheilen; Aufzug sehr stark — das Innere aber durch ein Blockhaus, und eine Menge starker Traversen — von denen einige mit dem Werk zugleich gebaut, andere später aus Schanzkörben zusammengesetzt, dermaßen beengt, daß ein Gefecht nicht möglich. Vertheidigung im Innern davon abhängig, ob Blockhaus zusammengeschossen oder nicht. —

Zurück nach VI. Dann hinunter zum Brücken-Kopf, dessen Brustwehr durch Minen gesprengt ist, da die dänische Artillerie von Alsen her die gewöhnliche Einebnung wohl nicht geduldet hätte. — Im Innern rudera der Brücke — beschädigte Häuser ohne Thüren und Fenster, aber voll Bivouac-Stroh. — Humoristische Zeichnungen an den Wänden. — Durch ein Fenster Sonderburg mit dem Fernrohr betrachtet — stattliches Schloß. Stadt, Gegenstand englischer Sentimentalität, wohlerhalten — Neue Verschanzungen neben der Stadt — Höhen dahinter. — Am Quai Spaziergänger, Damen und ein dänischer Offizier.

Vielerlei Gespräche mit Krohn; er findet Annexion bedenklich und selbst gefährlich, ist aber sehr übel auf den Augustenburger und noch übler auf Sammer zu sprechen — der ihm zu Folge nicht an das Land, sondern nur an das Haus Augustenburg denkt — und zwar um des eigenen Vortheils willen. — Von Friedrich Karl hat Krohn eine hohe Meinung.

Zurück zu Schanzen II und III. Kartätsch-Kugeln vom Schlachtfeld aufgelesen. — 24er marschiren ab, lustig, nach Broacker; General Röder ist schon aufgebrochen über Gravenstein, hat meinen Paletot mitgenommen.

Pferde und Wagen aufgesucht, Rückfahrt auf dem Umweg über Gravenstein, um Röder zu treffen — in Gravenstein im Schloß vergeblich nach ihm gefragt. — Um 10 Uhr wieder in Flensburg. — Einen

Boten mit Briefchen an Röder nach Broacker abgefertigt. — Gasthof „Stadt Hamburg".

11. Mai. Bleibe, um Willy Nostitz zu sehen. (Der ist beim Ausreiten aus Gravenstein gestürzt, hat ein Bein gebrochen, ist somit schwer verwundet ohne den Kampf mitgemacht zu haben, Adjutant bei Wrangel.) —

Bellevue, Johanniter-Hospital, Zedlitz-Tiefhartmannsdorf Director, weist mich in das katholische Hospital; da finde ich Willy im Garten, im Rollstuhl unter mehreren verwundeten Offizieren.

Diner an der table d'hôte, Eduard Ungern-Sternberg da, jetzt Mitarbeiter an der Flensburger Zeitung; will aber zurück nach dem Süden, sobald die Krisis hier vorüber ist. Das Land behagt ihm nicht: „Es wird nicht grün, es wird nicht warm!" — Bestätigt, daß die Preußen anfangs mit Ungunst und Mißtrauen aufgenommen wurden; das hat sich besonders nach dem Sturm auf Düppel sehr geändert, die „vielen tausende dänische Gefangene", die durch die Stadt defilirten, haben einen sehr großen Eindruck gemacht. In Beziehung auf den Herzog hat Ungern-Sternberg seine Ansichten sehr modificirt.

Ich bin wenig erbaut von Dem, was ich in Kiel gesehen habe.

Ungern-Sternberg: Das glaube ich.

Sprechen von Sammers Unvernunft.

Ungern-Sternberg: Die Sache wird doch gehen.

Abends Abreise nach Altona, um von dort in den nächsten Tagen nach Berlin zurückzukehren.

Das Ende des deutsch-dänischen Krieges und die Gasteiner Convention.

Die Stimmung in Berlin und die Anerkennung der Rechte des Herzogs von Augustenburg.

Nach Berlin zurückgekehrt, nahm Bernhardi seine historischen und archivalischen Arbeiten wieder auf. Während er den größten Theil seiner Zeit dieser Thätigkeit widmete, blieb er in lebhaftem Verkehr mit den politischen Freunden, und nahm regen Antheil an der weiteren Entwickelung der Dinge.

Seine Aufzeichnungen aus der Zeit seines Berliner Aufenthaltes im Frühjahr und Sommer 1864 geben denn auch ein lebhaftes Bild von dem politischen Leben der Hauptstadt — von den Hoffnungen, Befürchtungen und Erwartungen, die sich in den national gesinnten Kreisen an die politischen Ereignisse knüpften.

14. Mai: Früh um 5 Uhr 20 in Berlin eingetroffen. Zu meiner Ueberraschung ist Geffcken auf dem Bahnhof, mich am frühen Morgen zu begrüßen, da er um 1/28 Uhr nach Gotha reist. Eiliges Gespräch. Ich setze ihn ausführlich über die Lage in England in Kenntniß, wie über die Wahrscheinlichkeit, daß die Conferenzen ergebnißlos verlaufen werden.

Geffcken klagt, daß die Herren in Kiel seiner Ansicht nach falsche Wege eingeschlagen haben. Die Sache wird aber dennoch gehen, die Macht der Verhältnisse drängt dahin. Er meint: von hier aus wird man auch Nichts thun, um die Dinge auf den Conferenzen zum Abschluß zu bringen. Der König will in ganz loyaler Weise den Augustenburger einsetzen, Bismarck dagegen möchte die Herzogthümer allerdings annectiren, er weiß aber, daß er das für den Augenblick nicht kann. Da wird er denn die Sache in die Länge ziehen in der Erwartung, daß die Leute sich, wenn preußische Truppen im Lande bleiben, mehr und mehr an preußische Herrschaft gewöhnen und in der Hoffnung, daß

die Zeit günstige Conjuncturen bringen wird. — Der König hat noch neulich geäußert: er würde gern die vollständige Unabhängigkeit der Herzogthümer verlangen, aber er könne das gegen ganz Europa nicht durchsetzen. — In diesem Glauben, daß die Sache in diesem Augenblick nicht durchzusetzen sei, erhält Bismarck den König, um ihn zunächst für seine temporisirende Politik zu gewinnnen — natürlich verspricht er sich in der Zwischenzeit auch die öffentliche Meinung in den Herzogthümern für Preußen zu bearbeiten.

Uebrigens hat Bismarck unerhörtes Glück; er ist wider seinen Willen in die Sache hinein getrieben worden — hat wider seinen Willen viel weiter darin gehen müssen, als er beabsichtigte — und nun schlägt der Erfolg zu seinem Vortheil aus. Seit Düppel ist ein sehr fühlbarer Umschlag in der öffentlichen Meinung bemerkbar, zu seinen Gunsten. Wenn er jetzt die Kammer auflöst, bekommt er in der neuen 100 Stimmen.

Und nun kommt ein Zweites hinzu, das ihm wieder sehr viel weiter helfen wird. Beust — der einzige von den kleinstaatlichen Ministern, der staatsmännische Einsichten hat — der hat vor seiner Abreise nach England noch eine Zolleinigung mit Preußen, auf Grundlage des unveränderten Handelsvertrags mit Frankreich unterzeichnet. — Damit ist der Kern zu dem neuen Zollverein gegeben. Mit den thüringischen Fürsten und Hessen wird nun wegen des Beitritts unterhandelt; sobald mit denen abgeschlossen ist, wird Hannover „die Pistole auf die Brust gesetzt" — man wird sehr peremptorisch fragen, ob Hannover beitreten will! — und ihm dabei die Hälfte seines bisherigen Präcipuums ebenso peremptorisch anbieten. Daß Hannover diese Art von ultimatum annehmen muß, ist nicht zu bezweifeln. Damit ist der neue norddeutsche Zollverein gebildet. Dann kann man Bayern und Württemberg getrost ihrem Schicksal überlassen; sie werden bald genug um Aufnahme bitten müssen. — Dieses neue und wichtige Gelingen wird aber natürlich Bismarcks Herrschaft und Stellung abermals fester begründen.

Nebenher wiederholte Geffcken auch, daß der Kronprinz sich eine bedeutende Stellung in der Armee und ein gutes Ansehen erworben. Der Kronprinz allein hat Sinn für die großen strategischen Combi-

nationen im Ganzen gezeigt; er hat allein bei den vielfachen Reibungen zwischen Wrangel, dem Prinzen Friedrich Carl, General Vogel von Falckenstein und Gablentz, die Dinge in Ordnung und in Gang erhalten; er hat auch nach der Einnahme von Düppel, da der Zwiespalt vollends zum Ausbruch kam, den König veranlaßt nach Schleswig zu eilen, um die Einheit im Haupt-Quartier herzustellen.

Geffcken sprach mir auch noch mit großem Lobe von dem Großherzog von Oldenburg. Der ist überzeugt, daß mit dem Aussterben der unmittelbaren königlichen Linie in Dänemark die Ansprüche seiner eigenen — der Gottorpischen — Linie wieder aufleben, macht aber seine Ansprüche nicht geltend, um Deutschland nicht zu spalten. Das ist allerdings sehr ehrenwerth.

15. Mai. Ich gehe zu Max Duncker, der mir zum ersten Mal ganz offen und ausführlich Auskunft giebt über die Stellung des Kronprinzen und seine eigene.

Der Kronprinz erkennt in mancher Hinsicht den Einfluß der Kronprinzessin an, und die hat einen sehr scharfen, schnellen Verstand, eine sehr rasche Auffassungsgabe — aber sie kann sich von englischen Vorstellungen nicht immer losmachen und überträgt dieselben bisweilen unverändert, ohne die Verschiedenheit der Sachlage ganz zu erkennen, auf die hiesigen Zustände. — Sie meint, man müsse die Parteien regieren lassen, wie in England, und erklärt, sie selbst gehöre zu der liberalen Richtung. Diese Art von Liberalismus aber steht in gewissem Sinne im Widerspruch mit ihrer Stellung, wie Joseph II. das treffend aussprach, der, zu Anfang der französischen Revolution um seine Meinung befragt, antwortete: „que voulez vous, je suis royaliste de mon métier." Außerdem liegt eine gewisse Gefahr darin, Erwartungen zu erregen und Versprechungen zu machen, die man nachher vielleicht nicht erfüllen kann.

Max Duncker hat mit Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß man in Preußen überhaupt nicht mit einer Partei, am allerwenigsten mit der Fortschrittspartei regieren kann. Es handelt sich hier nicht um einen Kampf der Parteien, sondern leider um einen Kampf der Stände, und dieses Verhältniß ist durch die unglückliche Bildung des Herrenhauses gesteigert worden, da der Landadel ein Haus und ein

Veto für sich bekommen hat, und die Elemente der städtischen Betriebsamkeit nun das Abgeordnetenhaus bilden, wo der Landadel eigentlich hingehört.

Unter diesen Bedingungen, da nicht blos Partei gegen Partei, sondern Stand gegen Stand steht, muß der König über den Parteien stehen und sie alle beherrschen und einigen, sonst wird Preußen nie die gehörige Macht entfalten können. Die Thaten des Jahres 1813 wären nicht möglich geworden, wenn damals nicht die Reaction, die Goltz und Voß, ebenso thätig gewesen wären wie Hardenberg und Stein.

Ich: Sie hätten noch hinzufügen können, daß die Verfassung noch keineswegs bei uns, wie in England, der anerkannte gemeinsame Boden ist, der sich von selbst versteht; daß wir vielmehr zwei Parteien im Lande haben, die ganz und gar aus der Verfassung hinaus wollen und gern den ganzen bestehenden gesellschaftlichen Zustand geradezu umkehren möchten, und daß man solchen Parteien unmöglich die Regierung überlassen kann.

Max Duncker: Die Kronprinzessin läßt sich aber von ihrer Mutter von England aus berathen, wo man natürlich von falschen Voraussetzungen ausgeht und unsere Zustände nicht begreift. Auch den Herzog von Coburg hält sie für eine Art von Autorität. — Seitdem das liberale Ministerium beseitigt, die Reaction am Ruder ist, hat die Gothaische Gesellschaft (NB. die durchaus in Hirngespinnsten lebt und webt) sich der Fortschrittspartei angeschlossen, und Alles aufgeboten, um den Kronprinzen mit der Fortschrittspartei zu identificiren.

Diesen Bemühungen hat sich Max Duncker beharrlich und entschieden widersetzt. Er hat dem Kronprinzen stets gerathen dem Ministerrath beizuwohnen, dort seine Meinung über die einzelnen Regierungsmaßregeln, besonders über diejenigen, die im Sinne der Reaction beabsichtigt werden, entschieden auszusprechen und nachhaltig zu vertheidigen. Einmal gefaßte Beschlüsse, wenn sie auch gegen die eigene Ueberzeugung seien, dürfe man aber in der Ausführung nicht weiter „contrecarriren", denn das heiße die Regierung lähmen und der Macht des Reiches Eintrag thun. Die Ausführung solcher Beschlüsse, insofern sie sich namentlich auf die äußere Politik beziehen, müsse man vielmehr nach

Kräften fördern und öffentlichen Demonstrationen gegen die Regierung fernbleiben. Das Alles war nun ganz und gar nicht nach dem Sinn der Herren in Gotha, und es sind von dort aus vielfache Intriguen angesponnen worden, um Max Duncker von dem Kronprinzen zu entfernen und Sammer an dessen Stelle zu bringen. Die Rathschläge, die man von England und von Gotha her dem kronprinzlichen Paar an die Hand gab, gingen aber immer von der Voraussetzung aus, daß infolge der Einführung eines reactionären Ministeriums in Preußen eine Revolution unmittelbar bevorstehe. Der Kronprinz müsse sich also von der Regierung durchaus fernhalten, und dann, im Augenblick der Revolution, an der Spitze der Fortschrittspartei hervortreten, um die Dynastie zu retten.

In Folge dieses Treibens ist Max Duncker mit den Leuten in Gotha immer weiter auseinander gekommen. Auch mit Gustav Freytag, der in seinen „Grenzboten" heftig gegen die neue Organisation der Armee schrieb und das Heil der Welt von dem Treiben der Fortschrittspartei erwartete.

Sammer äußerte, als er im Winter 1863 in Berlin war, das Abgeordnetenhaus habe sich schon viel zu viel gefallen lassen; man hätte in Preußen von rechtswegen schon längst Revolution machen müssen — jetzt aber bleibe in der That gar nichts Anderes mehr übrig; und im März 1863 übergab er dem Kronprinzen eine Denkschrift, in der er darzuthun suchte, die Revolution sei unvermeidlich und in der That unmittelbar vor der Thüre. Von England aus rief man den Kronprinzen dorthin; man wollte ihn dort haben, um ihn der, wie man meinte, nahe bevorstehenden Revolution zu entziehen, damit er dann, ganz unbetheiligt bei den Ereignissen, von dort zurückkehren und sich an die Spitze der neuen Ordnung der Dinge stellen könne.

Auf seiner militärischen Inspections-Reise in Preußen that dann der Kronprinz die bekannten mißbilligenden Aeußerungen; Max Duncker mißbilligte diese Demonstration. — Das setzte man aber natürlich von Seiten Bismarcks nicht voraus. Man ging ihm von der Seite vielmehr sehr ernsthaft zu Leibe und wollte wissen, ob er den Kronprinzen zu solchen Aeußerungen veranlaßt habe? — Er antwortete,

daß er sich nicht berechtigt glaube, ohne Ermächtigung des Kronprinzen Auskunft darüber zu geben, in welchem Sinne er den Herren berathen habe.

Von England und Coburg her ist dann der Kronprinz in der Absicht bestärkt worden, dem König die bekannten Briefe über die gegenwärtige Politik Preußens zu schreiben, die seither gedruckt worden sind. Als sie in den Zeitungen erschienen, wurde Max Duncker amtlich vernommen, ob er den Druck veranlaßt habe! — Er konnte der Wahrheit gemäß nein sagen. Die Briefe waren entweder von England her, wohin der Kronprinz sie auch mitgetheilt hatte, oder (wahrscheinlicher) von Coburg aus der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Auch mit Sammer, der ihm nicht die Offenheit bewies, auf die er Anspruch zu haben glaubte, war Max Duncker in Folge dieser Brief-Affaire auseinander gekommen. Wahrscheinlich in Folge dessen hat auch Stockmar sich von Max Duncker zurückgezogen.

Als nun aber König Friedrich VII. starb, schrieb Max Duncker an Sammer, ihr persönliches Mißverständniß dürfe keinen nachtheiligen Einfluß auf die Sache Deutschlands üben; er sei daher bereit, Hand in Hand mit Sammer und den Uebrigen zu gehen und die Sache des Herzogs und der Herzogthümer auf das Thätigste zu fördern. „So glaube ich mich nach allen Seiten hin redlich und correct benommen zu haben!" So schloß dieser Theil seines Berichtes.

Vollkommen redlich und correct — hochachtungswerth und characterfest gewiß!

Im Stillen aber mußte ich mir sagen, daß Max Dunckers Stellung beim Kronprinzen von allen Seiten untergraben ist, und da sowohl von Seiten Bismarcks und seiner Anhänger als von Seiten des Herzogs von Coburg und der dortigen Coterie dahin gearbeitet wird, ihn zu entfernen, da sich auch Stockmar feindlich gegen ihn gestellt hat, eine sehr precäre geworden ist und sich auf die Länge schwerlich wird behaupten lassen.

Noch erzählte Max Duncker: Der Kronprinz äußerte den Wunsch, von Berlin weg in eine Provinzstadt versetzt zu werden; er wollte dort bei einer „Regierung" arbeiten. (NB. Die Königin Vic-

toria hat mir davon etwas gesagt.) — Max Duncker machte ihn darauf aufmerksam, daß man ihn ohne Zweifel an die Landesregierung in Potsdam verweisen werde, wenn er den Wunsch ausspräche, bei einer solchen Behörde zu arbeiten, daß es ihm also nicht gelingen würde, von Berlin wegzukommen.

Nun kam der Krieg; da fühlte der Kronprinz die unbedingte Nothwendigkeit, sich der Armee anzuschließen. Und glücklicher Weise hat er sich da über alle Erwartungen bewährt.

Die Führung der Armee, sagt Duncker, hat sehr viel zu wünschen übrig gelassen. Bis zum 3. April war die Belagerung von Düppel nur Schein, bestimmt die Dänen zu beschäftigen, und ihre Aufmerksamkeit von der wirklichen Absicht — der Landung auf Alsen, einem jedenfalls sehr gewagten Unternehmen — abzulenken. Erst als dieses Unternehmen mißlungen war, wurde die Belagerung, von General Hindersin geführt, wirklicher Ernst.

Max Duncker erklärt seinen Standpunkt in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit: „Wir haben im ersten Augenblick den Herzog vorgeschoben als Bollwerk" — weil das das einzige Mittel war, die Sache in Gang zu bringen, Bismarck zu zwingen, daß er es nicht bei dem Londoner Vertrag ließ und die Herzogthümer den Dänen preisgab. Er selbst ist auch jetzt noch, trotz aller Fehler, die der Herzog begangen hat, dafür, ihn einzusetzen, und, aus Gründen der Zweckmäßigkeit, gegen die Annexion. Er wird, um seine Meinung befragt, stets gegen die Annexion stimmen, — sollte sie aber dennoch beschlossen werden — fest — dann wird er sie nicht weiter „contrecarriren" — vielmehr nach Kräften mitarbeiten an der Ausführung und sie zu fördern suchen.

Der Herzog Friedrich hat sich freilich durch Manches geschadet. Gleich zu Anfang hat man ihm von hier aus gerathen, nicht nach Gotha zu gehen und sich mit der dortigen Gesellschaft nicht einzulassen, da Gotha hier, in Folge der Reise des Herzogs von Coburg nach Wien, seiner Intriguen mit Oesterreich und der Fortschrittspartei, ganz und gar nicht in gutem Ansehen steht. — Man rieth dem Herzog, nach Frankfurt a. M. zu gehen, wo er mehr an seiner Stelle war und mehr bewirken konnte.

Der Herzog hörte darauf jedoch nicht und ging gerade nach Gotha. Er rechnete im Anfang auf Das, was man im Allgemeinen Begeisterung zu nennen beliebt, d. h. auf den „Nationalverein" und die Wunder, welche die Fortschrittspartei thun sollte. Später, als das allein nicht ausreichend gefunden wurde, rechnete man auf den Bundestag und auf die Mittelstaaten — Preußen blieb immer vernachlässigt — und selbst jetzt, wo die Entscheidung offenbar unbedingt in Preußens Händen liegt, ist der Herzog nicht dahin zu bringen, daß er entschieden Schritte zu einer Verständigung mit Preußen thut. „Geffcken schreibt sich vergebens die Finger krumm."

Ich erwähne wieder meine Erlebnisse in Kiel, was Samwer immer von den „Fühlern" spricht, die ausgestreckt worden sind.

Max Duncker: Diese Fühler bestehen darin, daß er sich an den Kronprinzen wendet, an den schreibt und durch den vorbringen lassen will, daß er wohl geneigt wäre, Dieses und Jenes zu thun, diese und jene Concessionen zu machen. Das ist aber nicht der richtige Weg; gerade den Kronprinzen sollte er aus dem Spiel lassen; denn er schwächt durch dieses Treiben die Stellung des Kronprinzen. Wenn nun der Kronprinz im Ministerrath aus Gründen der Zweckmäßigkeit zu Gunsten des Augustenburgers spricht, so wird das nicht mehr so beachtet, als wenn er außerhalb aller Verbindungen mit dem Herzog stände; Niemand hält das nun für eine selbständige Meinung; man sagt: das ist der Augustenburger selber, der da spricht.

Ob die Annexion der Herzogthümer überhaupt möglich ist oder nicht, das ist schwer zu sagen. Es kommt darauf an, wie wir mit Frankreich stehen, „und das weiß Niemand!" — Der Herzog hat nun noch neuerdings den Fehler begangen, die Verfassung von 1848 anzuerkennen — ohne alle Nothwendigkeit — und dadurch hier von neuem verletzt.

Uebrigens ist ihm auch Bismarck gerade nicht entschieden und unversöhnlich feind; er hat vielmehr noch neulich geäußert, man könne auch den Augustenburger einsetzen, die Hauptsache sei gewesen, die Demokratie und die Mittelstaaten bei dieser Gelegenheit auf den Kopf zu schlagen; das sei geschehen — nun könne man sich den Herzog gefallen lassen.

Wäre mir im vorigen November die Lage der Dinge so gezeigt worden, so wäre ich wohl nicht nach London gegangen.

16. Mai. Stockmar bei mir, fragt nach allerhand, will vor allen Dingen wissen, ob die Irritation in England wirklich so groß und die Gefahr eines Krieges so dringend sei? — Der König der Belgier habe sehr ängstliche Briefe hierher geschrieben.

Ich antworte, der möchte wohl absichtlich ein wenig übertrieben haben, um die Conferenzen zu Stande zu bringen, an denen ihm sehr gelegen war. Daß er selber die Dinge nicht ganz in einem so trüben Licht sah, geht wohl daraus hervor, wie er in London meiner Ansicht der Lage zustimmte. — Im Ganzen und Großen kann ich die Gefahr eines Krieges mit England nicht für so nahe drohend halten. —

Den Abend Graf Henckel bei mir.

Er fordert mich auf, die Arnim-Boitzenburgische Bittschrift zu unterschreiben. (Bitte um gänzliche Trennung der Herzogthümer von Dänemark, sei es unter einem eigenen Fürsten und dem Schutz einer deutschen Großmacht, sei es unmittelbar mit dieser vereinigt.) — Ich hatte mir schon die Frage vorgelegt, ob ich nicht meinerseits Schritte thun sollte mich dieser Bittschrift anzuschließen, um mich dadurch von der Gothaischen Gesellschaft, vom National-Verein — und dergleichen — und zumal von den Coburgischen Intriguen, scharf und bestimmt gesondert hinzustellen. — Ich unterschrieb natürlich.

Uebrigens glaubt auch Henckel, daß wir die Herzogthümer nicht selber bekommen können, die Schwierigkeiten seien zu groß. Ich bestätige das und füge hinzu, selbst wenn die Annectirung möglich wäre, würde ich in Beziehung auf die Zweckmäßigkeit Zweifel haben. Preußens Ziel muß in der gegenwärtigen Zeit nicht sein, sich durch einzelne Provinzen im Kleinen nach und nach zu vergrößern — sondern mit einem Schlage an die Spitze Deutschlands zu kommen. In diesem Streben werden wir mehr gefördert, wenn wir uns als die uneigennützigen Vertheidiger deutscher Interessen bewähren, als durch die Erwerbung einer mäßigen Provinz, die im übrigen Deutschland Mißtrauen und Neid erregen könnte. — Henckel geht sehr darauf ein.

17. Mai. Früh morgens Geffcken bei mir, aus Gotha zurückgekehrt.

Holtzendorf sagte ihm: Sammers eigentliches Ziel ist Preußen; „er will an Dunckers Stelle kommen" — und träumt sich dann weiter als preußischer Minister und setzt sich sein ideales Ministerium aus Leuten wie Usedom u. s. w. zusammen — (d. h. er denkt sich als preußischer Premier-Minister an der Spitze der Fortschritts-Partei).

Geffcken meint, es habe keine Gefahr. — Als Sammer das letzte Mal hier war und von einer Audienz beim König zurückkam, bat er Geffcken an Luckner (des Herzogs Gesandten in Dresden) zu schreiben — denn er selber habe dazu nicht mehr Zeit; er möge schreiben, Sammer habe den König gar nicht gesehen! — Sammer war sehr verwundert, daß Geffcken sich dessen weigerte. — (NB. Habe ich doch selber Geffcken auffordern müssen, dem Herzog unmittelbar zu schreiben, weil ich keineswegs sicher war, ob Sammer Dinge, die nicht in seine Pläne taugten, auch wirklich dem Herzog vorlegen, ob er sie nicht unterschlagen würde.)

Geffcken hat erfahren — zuverlässig —, daß im Ministerrath förmlich von der Annectirung der Herzogthümer die Rede gewesen ist, und daß der König sich ganz entschieden dagegen ausgesprochen hat. — General Schack hat das in einem befreundeten Hause in Magdeburg erzählt und sich sehr ungehalten darüber ausgesprochen, daß man also für den Augustenburger werde gekämpft und gearbeitet haben.

Gustav Freytag, der „edle Idealist", wie ihn Geffcken mit Recht nennt, scheint nun zur Besinnung gekommen zu sein und die Hohlheit der Fortschrittspartei erkannt zu haben. Wenigstens erscheint jetzt in den „Grenzboten" eine Reihe sehr scharfer militärischer Briefe, in denen dargethan wird, daß man die zweijährige Dienstzeit nur vermöge gewichtiger Compensationen annehmen könne, zu denen namentlich stehende Lager und eine genügende Anzahl Capitulanten — Berufs-Soldaten — gerechnet werden. —

Nach Tisch Droysen besucht; der ist in gehobener Stimmung und erklärt die Einnahme von Düppel sei — nicht blos des Erfolges an sich

wegen, sondern vorzugsweise wegen der „Eleganz", mit der die Sache durchgeführt worden ist — eines derjenigen Ereignisse, die Epoche machen in dem Leben einer Nation. Die Armee hat eine solche Zuversicht gewonnen, ein solches Selbstvertrauen, daß sie nun jedem Feind gewachsen ist; sie weiß nun, was sie vermag. Die Bevölkerung hat Liebe und Vertrauen zur Armee gewonnen; sie hat gezeigt, welchen Antheil sie an dem öffentlichen Wesen, an der Ehre der preußischen Waffen nimmt. Es war merkwürdig, wie die Düppeler Soldaten geehrt worden sind, die mit den eroberten Geschützen und Fahnen herkamen. Es hat sich eine große Tüchtigkeit der Armee und der ganzen Bevölkerung gezeigt. — Auch die Landwehr-Officiere, die zu den Linien-Regimentern einberufen waren, haben sich sehr tüchtig bewährt.

Ich: Sammer und seines Gleichen sind auch über diese Dinge vollständig im Irrthum; er ist Kleinstaatler und hat keinen Begriff von dem Selbstgefühle der Bevölkerung eines Großstaats, der eine ruhmreiche, mit dem Volksleben eng verbundene Geschichte hat. Er hat kein anderes Bild als das einer Bevölkerung, der ihr gegenwärtiger staatlicher Zustand gleichgültig oder mißfällig ist, die theils gern, theils ohne Widerstreben in den ersten besten anderen übergehen könnte und würde, und bildet sich ein, Preußen könne ungefähr so wie Lippe-Detmold in ein fortschrittliches Deutschland hinein verarbeitet werden.

Droysen: Sehr richtig! — Er begeht auch stets neue Fehler; so hat er neuerdings die Verfassung von 1848 anerkannt, ohne alle Nothwendigkeit; und wem hat er damit einen Gefallen gethan? Niemanden als ein paar Advokaten in den holsteinischen Städten und „dem Jan Hagel im übrigen Deutschland, der jubelt, wenn er das Jahr acht und vierzig nennen hört" — dagegen hat er die Ritterschaft und die Landbevölkerung vor den Kopf gestoßen, durch diese dumme Verfassung; „denn sie ist dumm! — sie ist dumm!"

Hiesige Lage; es hat allerdings ein Umschwung zu Gunsten Bismarcks stattgefunden. Auch hat Bismarck wirklich bedeutende Eigenschaften. Er (Droysen) hat noch neulich zu Gruner gesagt: „Wenn Ihr noch am Ruder wärt, stünden wir noch an der Eider!" —

Bismarcks keckes, ja freches Auftreten den fremden Mächten gegenüber hat sein Gutes. So hat er sich, seitdem auch der vertrauliche Briefwechsel im Blaubuch veröffentlicht ist, alle vertraulichen Mittheilungen von Seiten Sir Andrew Buchanans verbeten.

(Unwohl und verhindert selbst zu kommen, hatte Sir Andrew eines Tages Lowther zu Bismarck geschickt, und dieser weise Thebaner hatte sich da in echt englischer Weise benehmen, brutal und grob auftreten wollen, gedroht; da hat ihm Bismarck ganz einfach gesagt, er solle gehen — und dann an Sir Andrew geschrieben, er solle ihm künftig in ähnlichen Fällen jemand anders schicken, nicht Mr. Lowther. Das ist in der Stadt bekannt geworden; Droysen bestätigt es mir.)

Droysen: Auch das Seegefecht bei Rügen, wo sich die preußischen Fahrzeuge den Dänen so kühn in den Weg warfen, hat einen sehr glücklichen Eindruck gemacht. „Die Leute haben nun den Durst nach der See bekommen" — auch der König schwärmt für die Marine. Die Seemacht wird jetzt einen raschen Aufschwung nehmen.

19. Mai. Geffcken bei mir, liest mir einen Brief aus London vor, demzufolge die Politik des Hinhaltens und Verschleppens, die Bismarck befolgt und die Preußen in den Ruf der Unredlichkeit bringt, ihre großen Gefahren hat, da der Bruch mit Oesterreich jeden Augenblick erfolgen kann. Er sagt, die Deputation mit der Arnim-Boitzenburgischen Adresse wird erst übermorgen ihre Audienz beim König haben. — In der officiösen Zeitung von heute Abend steht eine Depesche Bismarcks vom 15., in der Preußen sich förmlich von dem Londoner Traktat lossagt. In der Conferenz hat Preußen nicht die Personal-Union verlangt, sondern die vollkommene Selbständigkeit der Herzogthümer, ohne dabei zu erwähnen, wer als Landesherr betrachtet werden soll. „Damit sind wir wieder um Vieles weiter; so wirkt die Macht der Umstände."

Beust geht nach Paris, auf ausdrückliche Einladung Napoleons; „da werden sie wohl einen Plan verabreden."

Veränderungen in der Armee; Wrangel zum Grafen ernannt und abberufen; selbst als Gouverneur von Berlin beseitigt.

20. Mai. — Diner tête à tête mit dem alten Nostitz. — Wageners Rede gelesen. Welche elende Heuchelei. Der eigentliche Inhalt ist: Der deutsch-dänische Streit muß nicht so entschieden werden, wie das Recht gebietet, sondern ganz abgesehen davon, sowie es im Interesse unserer Partei ist. Aber wie denn eigentlich? — Das sagt der Mann nicht; er schließt ganz ohne auf eine practische Folgerung zu kommen; so ist leicht Kannegießern! —

Nostitz sagt mir, daß die Arnim-Boitzenburgische Bittschrift zwischen Armin-B. und Bismarck verabredet ist; — sie ist sogar zwischen Beiden Gegenstand vieler Berathungen gewesen. Bismarck will auf der Conferenz sagen können, er werde getrieben, gezwungen diese und diese Forderungen zu stellen; und er will etwas aufweisen können, wodurch eine solche Behauptung bestätigt wird. —

Zu Max Duncker.

Der Herzog Friedrich hat darin unvorsichtig gehandelt, daß er die ganze Sache auf zwei Individuen stellt, von denen man hier weiß, daß sie — im Verein mit dem Herzog von Coburg — die Fortschritts-Partei aufgemuntert und angetrieben haben immer weiter zu gehen; ja geradezu aufgefordert Revolution zu machen. (Doch hat das im Grunde nur Sammer gethan; Francke ist nicht unmittelbar bei diesen Umtrieben betheiligt.)

Der Herzog Friedrich wird aber Sammer nicht entlassen so lange die Sache nicht ganz beendigt ist; denn durch Sammer und Stockmar unterhält er seine Beziehungen zu dem kronprinzlichen Hause. — Stockmar hat aber ebensowenig wie Sammer einen Begriff von preußischem Wesen und preußischem Bewußtsein. — Den Kronprinzen hat der Herzog nun wieder in Hamburg unnützer Weise compromittirt; sie sind da zusammen auf der Elbe gefahren, und das ist natürlich überall besprochen worden, wenn es jetzt auch officiös geleugnet wird.

21. Mai. Um 2 Uhr auf dem Potsdamer Bahnhof; — der Kronprinz erscheint, Fahrt mit ihm allein im Wagen. —

Der Kronprinz sagte Einiges um sein Benehmen, das geräuschvolle zur Schau tragen seiner Freundschaft für den Herzog Friedrich zu rechtfertigen. Die Zeitungen hätten ihm deshalb Vorwürfe gemacht, er aber glaube, daß er so habe handeln müssen u. s. w.

Ich berichtete wie die Sachen in England stehen. Lord Derby hat sich gegen die Königin verpflichtet keinen Krieg zu führen, und eben deshalb will er nicht Premier-Minister werden, solange die deutsch-dänischen Händel nicht in einer oder anderen Weise beseitigt sind. Davon lebt das gegenwärtige Ministerium.

Die Conferenzen werden wahrscheinlich zu keinerlei Ergebniß führen, denn es liegt namentlich nicht in Napoleons Interesse, daß auf ihnen die Sache zum Abschluß kommt. Schon ist ihm Manches mißlungen: der beabsichtigte neue Rheinbund sowohl als der Plan, das suffrage universel als anerkanntes Princip in das europäische Staatsrecht einzuführen —: nun sollen ihm die Conferenzen als Mittel dienen, um zu dem gewünschten allgemeinen Congreß zu gelangen, und das kann nur geschehen, wenn die Conferenzen nicht zum Ziel führen. Napoleon wird also ganz gewiß Nichts thun, um den Gang der Unterhandlungen zu fördern, und es wird ihm ganz recht sein, wenn die Sache in sich zerfällt. Das englische Ministerium freilich bedarf der Conferenzen als eines Schutzes gegen das Parlament, und deshalb werden sie wohl im Gang erhalten werden, solange die Sitzung des Parlaments dauert. Positiv ist aber von ihnen nur das Eine zu erwarten, daß der Gedanke, man müsse die Herzogthümer selber befragen, sich Bahn bricht, und immer festere Wurzeln faßt. —

Uebrigens liegt die Entscheidung in Preußens Hand. Um sie Preußen aus der Hand zu nehmen, müßte die eine oder die andere der europäischen Mächte geneigt sein, einen Krieg mit Preußen anzufangen — dazu ist aber keine von ihnen auch nur im Mindesten geneigt; Frankreich jetzt, seit Düppel, seitdem Berichte französischer Officiere über die preußische Artillerie vorliegen — sogar weniger als je zuvor. — Palmerston hätte es zwar gern zum Krieg getrieben, gerne Napoleon zum Kriege gegen Preußen veranlaßt, aber natürlich vergebens, wie denn seine Verblendung, der Glaube, daß Napoleon, dessen Pläne ganz andere Ziele verfolgten, sich auf dergleichen einlassen würde, geradezu unbegreiflich ist. Außerdem findet er in England selbst, von Seiten der Königin und der Friedenspartei im Cabinet, einen Widerstand, den er nicht beseitigen wird, besonders von Seiten Gladstone's — vor Allem aber geht England nicht ohne Ver-

bündete in den Krieg, und Verbündete findet es nicht. Preußen ist also Herr der Situation.

Ist nun aber auch im Großen und Ganzen keine Gefahr — so können doch im Einzelnen und Besonderen gefährliche Momente hervortreten, in denen die Aufregung der unverständigen Masse der staatsmännischen Besonnenheit und der Staatsmänner Herr zu werden droht; Momente, die mit Schonung behandelt sein wollen. Ein solcher war jetzt eingetreten, und deshalb der Waffenstillstand wünschenswerth — ja nothwendig.

Besonders verweile ich aber dabei, daß der Herzog Friedrich in Kiel nicht gut berathen ist und nicht die richtigen Wege einschlägt. Ich beklage, daß die Herren „idealisiren" — zu sehr auf ideale Mächte bauen — und die nüchterne Wirklichkeit, die realen Verhältnisse nicht genug in das Auge fassen.

Der Kronprinz spricht wenig, hört sehr aufmerksam zu. Ankunft in Potsdam, fahre in einer Kalesche mit dem Kronprinzen durch Stadt und Park zum neuen Palais, wo ich seit 30 Jahren nicht war.

Diner. Gesellschaft, außer dem kronprinzlichen Paar, und dem Dienst — Schweinitz, Lucadou, Stockmar — Fräulein v. Dobeneck und Comtesse Röder — der Prinz Carl von Hohenzollern (Garde-Dragoner) — der Minister Bethmann-Hollweg und ich. —

Der Kronprinz erzählt bei Tisch von dem Sturm auf Düppel, wo die Truppen in der bekannten Weise über die Disposition hinausgingen. Der Prinz Friedrich Carl erklärte ihm eben die Nothwendigkeit „morgen" den Brückenkopf zu beschießen, damit man ihn übermorgen stürmen könne, als die Nachricht kam, daß er bereits genommen sei. General Hindersin sagte: „Wenn Sie befehlen, kann ich die Artillerie so disponiren, daß wir den Uebergang nach Alsen morgen ausführen können." Prinz Friedrich Carl antwortete: „Sie sind hierher geschickt um die Belagerung zu leiten; das Uebrige ist meine Sache."

Nach Tisch Gespräch mit der Kronprinzessin. Sie fragt nach England, nach Lady William Russell; erzählt von deren unglücklicher Ehe mit einem sehr einfältigen Mann, der ihr nicht treu war; — wundert sich, daß ihr Bruder Garibaldi besucht hat — und meint,

es habe mir ohne Zweifel sehr gut gefallen in England; wenn man einmal dort gewesen sei, verlange man gewiß dorthin zurück.

Ich sagte: „Ja, das Leben ist reich in England!" — und sie bemerkte dazu mit einem eigenthümlichen Ausdruck: „Ja; das vermißt man hier!" —

Ich dachte dabei im Stillen: nur die materiellen Interessen sind großartiger und weitumfassender als bei uns; in mancher Beziehung ist das Leben hier reicher als dort. —

Beim Nachtisch kamen nach englischer Sitte die drei Kinder schönstens herausgeputzt zum Vorschein; hübsche Kinder, die bald im Nebenzimmer einen recht kindlichen Lärm verführten.

Während des Diners war ein Gewitter herangezogen; es regnete. — Im Wagen zum Bahnhof, mit Bethmann-Hollweg und mit ihm auf der Eisenbahn nach Berlin zurück; er läßt sich viel erzählen.

Dem Kronprinzen hatte ich auch die ganze Garibaldi-Episode erzählt, wie auch, daß Max Schlesinger mir den geheimen Bericht Manteuffels an Bismarck vorlesen konnte, was ihn nicht wenig in Verwunderung setzte.

24. Mai. G. Vincke bei mir. — Ist bei der Abgeordneten-Versammlung in Frankfurt a. M. gewesen — hat sich aber da, gleich Simson und anderen preußischen Abgeordneten, außerordentlich mißfallen; — die Beschlüsse waren so unsinnig, daß man sie unmöglich mit unterschreiben konnte; thut dergleichen nicht wieder. — Seit er im Hause von den schmählichen Wahlmanövern der Regierung gesprochen hat, ignorirt ihn der König. Dergleichen müsse man sich gefallen lassen.

26. Mai. Alfred Auerswald bei mir. Er bestätigt mir, daß ein großer Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten Bismarcks stattgefunden hat — und erklärt mir durch ein Wort, ohne es selbst zu wissen, die widersprechenden Nachrichten über den Ruf, den der Prinz Friedrich Carl sich erworben hat —: die Garden und die westphälischen Regimenter sind erbittert über seine Bevorzugung der Brandenburger. —

Später Geffcken bei mir, mit der großen Neuigkeit des Tages: Preußen erkennt den Herzog Friedrich an, als Herzog

von Schleswig-Holstein. — Die Arnim-Boitzenburgische Bittschrift hat wesentlich beigetragen, dieses Ergebniß herbeizuführen, indem sie in die Nothwendigkeit versetzte, sich entweder offen zu der Annexions-Politik zu bekennen, oder sie aufzugeben. — Mich überrascht die Sache nach den heutigen Zeitungsartikeln ganz und gar nicht.

Den Ausschlag hat Beusts Reise nach Paris gegeben. Napoleon III. und Beust haben da einen Plan verabredet, der wohl darauf hinauslief, daß Frankreich die Anerkennung des Augustenburgers vorschlagen, oder Beust sie vorschlagen und Frankreich ihn dabei sofort unterstützen sollte. — Fürst Metternich telegraphirte aus Paris, alarmirend und warnend; Bismarck sah in der elften Stunde ein, daß er in dieser Beziehung keinem anderen Staat die Initiative überlassen dürfe; daß Preußen unmöglich dabei die Rolle eines bloß zustimmenden Staats spielen dürfe — und erklärte am Dienstag (24.) im Ministerrath: Es sei nun die Zeit gekommen, den Schritt zu thun, der von Anfang an das Ziel seiner Politik gewesen sei, und den Herzog anzuerkennen. — Was für Gesichter mögen seine Collegen bei dieser Erklärung gemacht haben!

Gestern bei dem diplomatischen Gala-Diner, das Sir Andrew Buchanan dem Geburtstage der Königin Victoria zu Ehren gab, war es unter den Diplomaten schon bekannt, daß Preußen — und Oesterreich, mit dem deshalb hin und her telegraphirt worden ist — den Herzog anerkennen werde.

Oubril — Geffckens Nachbar an der Tafel — war darüber in der allerübelsten Laune. Da Geffcken bemerkte, die Anerkennung der Rechte des Herzogs stehe bevor, antwortete Oubril: „On ne peut pas reconnaître le néant!“ — und meinte, die beiden Linien des Hauses Gottorp (Oldenburg und Rußland) müßten sich einigen, um ihre Rechte geltend zu machen. Geffcken konnte natürlich als Oldenburgischer Minister nicht antworten „on ne peut pas faire valoir le néant“, er sagte nur, der Herzog von Oldenburg habe aber ausdrücklich befohlen, seine Ansprüche nicht zur Sprache zu bringen, um Deutschland nicht zu spalten. Da wendete ihm Oubril den Rücken und sprach nicht weiter. —

So sind wir denn nun endlich über den Berg! —

Die politische Lage bis zum Wiederausbruch des Krieges.

28. Mai Geheimrath X. besucht. Will nicht glauben, daß in der öffentlichen Meinung ein Umschwung zu Gunsten Bismarcks stattgefunden habe. — Findet die Lage im Innern bedenklich. Streit zwischen Bismarck und dem Justizminister v. d. Lippe. Durch Verordnung des jetzigen Königs ist festgestellt, daß der früheren Praxis gemäß, die unter Manteuffels Ministerium verletzt worden war, die richterlichen Beamten streng nach der Anciennität in das höhere Gehalt einrücken sollen, wie das durch die Rücksicht auf die Unabhängigkeit des Richterstandes geboten ist. Bismarck will diese Verordnung umstoßen, um das höhere Gehalt, nach politischen Rücksichten, denjenigen Kreisrichtern zuwenden zu können, die sich politisch geschmeidig erweisen; um diejenigen, die mit der Opposition stimmen, dadurch strafen zu können, daß er ihnen das höhere Gehalt vorenthält. v. d. Lippe hat sich dem opponirt, der König dennoch in diesen Tagen Bismarcks Vorschlag unterzeichnet.

Ich: Wird nun der Justizminister seine Entlassung einreichen?

X.: Ich bin sehr gespannt, was er thun wird; noch hat er nicht gegengezeichnet.

X. erwartet nun nach solchen Proben, daß die Regierung ein neues Wahlgesetz octroyiren wird, und daß dann Bismarck mit Hülfe eines gefügigen Abgeordnetenhauses die Verfassung verändern, namentlich das Budgetrecht der Landes-Vertretung „lahm legen" werde.

So weitgehende Besorgnisse habe ich noch Niemanden äußern hören. —

Treffe Duncker; der meint, Napoleon habe offenbar auf Annexion der Herzogthümer an Preußen speculirt, um dann auch mit seinen Ansprüchen hervorzutreten.

31. Mai. Zu Max Duncker. Der sagt mir, daß die Dinge eine unerwartete, für Preußen nicht günstige Wendung nehmen. Daß Oesterreich den Augustenburger anerkannt hat — noch ehe Preußen das thun konnte — ist natürlich nur geschehen, um jede Möglichkeit fernzuhalten, daß Preußen die Herzogthümer für sich erwerben könnte. — Nun werden alle Bemühungen dahin gehen, daß Preußen

auch nicht mittelbare Vortheile gewinne, kein Besatzungsrecht in Rendsburg, keinen Hafen in Kiel — keine Militär-Convention. — Mit diesem Streben Oesterreichs ist natürlich England vollkommen einverstanden — und nun ist auch Frankreich „ganz auf Englands Seite getreten". — Daß die deutschen Kleinstaaten sich feindselig gegen Preußen gesinnt zeigen und diese österreichisch-englischen Intriguen mit aller Macht und dem größten Eifer unterstützen, versteht sich von selbst.

So ist die Stellung allerdings, gleichsam über Nacht, eine sehr ungünstige geworden. Max Duncker meint, aus unserer eigentlichen Position sind wir schon dadurch heraus, daß wir nicht zu rechter Zeit — d. h. von Anfang an — uns entschieden des Augustenburgers angenommen und ihm erklärt haben, der Bund, die deutschen Mittelstaaten könnten ihn nicht einsetzen; Preußen dagegen könne es, und wolle es auch unter gewissen Bedingungen, die man ihm dann förmlich stellen mußte.

2. Juni. Die Großfürstin Helene ist heute früh angekommen, ich gehe nach der russischen Gesandtschaft mich einzuschreiben und erfahre, daß Andreas Rosen hier ist.

4. Juni. Nach 10 Uhr ein Paar Stunden bei Andreas Rosen, der morgen mit seiner Großfürstin weiter reist. — Auch von Polen und Rußland gesprochen. Rosen sieht in Polen ein unheilbar krankes Glied des russischen Reichs. — Die als Majorats-Besitzer dorthin versetzten Russen sind schon in der nächsten Generation, schon jetzt, meistentheils „enragirte Polen" geworden (NB. das war vorher zu sehen!) — besonders aber wird die Zeit fehlen, Polen dem russischen Reich zu assimiliren, denn das russische Reich wird sich in seiner gegenwärtigen Gestalt wohl nicht so lange erhalten als dazu nöthig wäre. — Rußland wird in sich zerfallen. — Der Nationaldünkel ist auf eine sehr hohe Stufe gestiegen; die Leute sprechen, als hätten sie Wunder gethan auf jedem Gebiet; sie sprechen von einer „russischen Wissenschaft", als ob es so ein Ding gebe. — Die Dynastie wird sich nicht halten können. Das Streben der Unreife und Halbbildung geht auf eine Republik.

Murawieff, der in Litthauen herrscht, sucht das Land von dem

adeligen Proletariat zu säubern, von der sogenannten Szlachta. Jeder Edelmann, der keinen Grundbesitz hat, nicht ansässig ist und kein bestimmtes Gewerbe betreibt, ist nach seiner Theorie ein Proletarier.

Geffcken bei mir. Er hat den Herzog Friedrich auf dessen Durchreise hier gesehen — aber immer in Mitten fürstlicher Zerstreuung — auf dem Bahnhof, beim Frühstück, und dann spät Abends, d. h. in der Nacht um Ein Uhr, zu welcher Stunde der Herzog von einem Gespräch mit dem König oder mit Bismarck zurück kehrte.

Bismarck hat ihm ins Gesicht gesagt, es sei von Anfang an seine Absicht gewesen, die Rechte des Herzogs anzuerkennen und zu vollständiger Geltung zu bringen. Uebrigens hat er die ganze Schleswig-Holsteinische Sache aus großer Höhe herab, als nicht sehr bedeutend obenhin besprochen. Der Concessionen, deren Preußen bedarf — Rendsburg, Kiel, Elbe-Ostsee-Canal und Militär-Convention — hat er gar nicht erwähnt. Dagegen hat er — ganz wie Max Duncker sah und sagte — dem Herzog sehr dringend zugeredet, die Demokratie gehörig nieder zu halten in den Herzogthümern, und vor allen Dingen keine gemaßregelten preußischen Beamten bei sich anzustellen. — Der Herzog hat ihm geantwortet, er werde überhaupt nicht in den Fall kommen preußische Beamte anzustellen, er werde in den Herzogthümern selbst das nöthige Personal finden.

Was der König mit dem Herzog gesprochen hat, weiß Geffcken nicht. — Von der Conferenz erfährt Geffcken, daß die Gesandten Preußens, Oesterreichs und des Bundes in vollkommener Eintracht und Uebereinstimmung vorgehen. Beust ist, als der gescheidteste, den Engländern, Russen und Dänen ganz besonders unbequem. Lord Russell und Brunnow sollen neulich geweint haben aus Aerger über ihn. Beust hat nämlich mit großer Ueberlegenheit auseinander gesetzt, daß es sich gar nicht darum handelt, was etwa der König von Dänemark den Deutschen abtreten wolle, sondern lediglich darum, was Deutschland von seinem rechtmäßigen Eigenthum — den beiden Herzogthümern — dem König von Dänemark abzutreten einwilligt.

Geffcken: Die Theilung Schleswigs haben nun auch

die Dänen im Prinzip angenommen — aber sie bieten naiver Weise die Grenzlinie: Friedrichstadt-Eckernförde an. England schlägt die Linie Husum-Schleswig vor — Deutschland besteht auf der Linie Tondern-Apenrade — aber man meint, daß wir uns wohl mit der Linie Tondern-Flensburg werden begnügen müssen, obgleich der König, der strategischen Wichtigkeit wegen, darauf besteht Sundewitt und Alsen zu haben.

Ob Preußen das Besatzungs-Recht in Rendsburg und Kiel erhalten wird, scheint sehr zweifelhaft. Es muß durch Bundes-Beschluß darüber bestimmt werden, und die Klein- und Mittelstaaten sind natürlich aus Neid und Eifersucht dagegen. Es wird nicht gelingen, wenn man sich nicht vorher mit Oesterreich darüber verständigt hat.

Ich: Oesterreich ist aber jetzt gerade sehr leicht zu haben; die Oesterreicher sind um die Finger zu wickeln, denn die Leute leben in Wien in sehr großer Angst. Unter Anderen auch des Fürsten Cusa wegen, der sehr unangenehm wird.

Geffcken vertraut mir ein Geheimniß: er weiß aus sehr zuverlässiger Quelle, es soll bereits ein geheimes Abkommen zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen sein, vermöge dessen Oesterreich darein willigt, daß Preußen das Herzogthum Lauenburg für die Kriegskosten behält — wenn Preußen seinerseits den Oesterreichern ihre Kriegskosten ersetzt. — Die Oesterreicher liquidiren 8 Millionen Gulden Kriegskosten.

6. Juni. Max Duncker besucht und nicht sehr Erbauliches erfahren. Die Unterredung des Herzogs mit Bismarck ist ganz anders verlaufen, als mir Geffcken erzählt hat.

Bismarck hat dem Herzog sehr bestimmt gesagt, was er haben will, der Herzog aber hat ausweichende Antworten gegeben: er habe die Preußen gar nicht gerufen; — der deutsche Bund würde ihn auch ohne Preußen eingesetzt haben, und ohne ihm drückende Verpflichtungen auferlegen zu wollen; — man thäte besser, sein Herz zu gewinnen, anstatt ihm die Hände binden zu wollen.

Max Duncker bemerkte: Bismarck behält Recht; er hat immer gesagt: wozu sollen wir da einen neuen Herzog einsetzen, der mit

Oesterreich und dem Bundestag gegen uns intriguiren wird. Der Junker behält Recht.

8. Juni. In den Zeitungen ist viel davon die Rede, daß der Herzog Friedrich auf die Forderungen Preußens nicht eingehen will — und in den liberalen Blättern mit ziemlicher Entrüstung. Bismarck scheint die Sache selbst in die Oeffentlichkeit zu bringen — wie könnte man sonst wissen, was unter vier Augen zwischen ihm und dem Herzog vorgegangen ist? — Aber er thut recht daran! Welch einen Grund könnte es geben, schonend darüber zu schweigen? — Es kann sogar von Nutzen sein, die Entrüstung Preußens gegen den Herzog wach zu rufen, und ihm zu zeigen, daß er es mit ganz Preußen, nicht blos mit Bismarck zu thun hat.

Geffcken glaubt, gleich mir, daß die Conferenzen nicht zum Frieden führen werden; der Terrorismus, den der Pöbel in Kopenhagen übt, ist von der Art, daß Niemand von Frieden zu sprechen wagt.

England spricht zwar immer noch von der Schlei-Linie — unter der Hand aber wird von Seiten Englands bereits sehr viel mehr geboten, nämlich die Linie Flensburg-Bredstedt. — Von Seiten Preußens wird als Ultimatum die Linie Tondern-Flensburg verlangt, und zwar so, daß der ganze Flensburger Hafen — Nord- und Süd-Ufer, sammt Broacker — auf den deutschen Antheil käme. Für den Fall, daß der Krieg wieder ausbrechen sollte, erklärt Bismarck, daß man alsdann nur mit Dänemark direct unterhandeln, und daß man den Dänen nur genau so viel von Schleswig überlassen werde, als Lauenburg und die jütländischen Enclaven betragen.

Gortschakow hat auf der Durchreise vergebens versucht, ihn versöhnlicher zu stimmen.

18. Juni. Max Duncker bei mir. Politik; Lage besprochen.

Es scheint nun bereits entschieden, daß die Conferenz scheitert. (Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie scheitern würde.)

Lord Palmerston hat in der letzten Zeit die wahnsinnigsten Anstrengungen gemacht, um Frankreich zum Krieg gegen uns zu bewegen — natürlich vergebens.

Die Königin von England schreibt nun aber wiederholt und

dringend, man möge nachgeben; sie vermöge die Sache nicht länger zu halten.

Ein eben eingetroffenes Telegramm berichtet, daß Lord Russell im Oberhause auf Lord Ellenboroughs sehr kriegerische Interpellation geantwortet hat: Frankreich und Rußland seien nicht gewillt die Aufrechterhaltung des Vertrags von 1852 zu erzwingen, England sei auf seine eigenen Hülfsmittel angewiesen — *die Canal-Flotte in Bereitschaft* — auf das Nähere könne er sich nicht einlassen.

Wenn die Conferenz sich zerschlägt, müssen wir uns allerdings darauf gefaßt machen, *daß die englische Flotte unsere Häfen blokirt.* —

Ich fragte, ob man sich bei uns auch nicht durch diese Drohungen und solche wirkliche Maßregeln werde einschüchtern lassen.

Max Duncker: Durchaus nicht! — Man sagt sich, daß es keinen wesentlichen Unterschied macht, ob unsere Häfen von den Dänen blokirt sind oder von den Engländern. *Wir gehen nun zunächst nach Fünen hinüber.*

Ich: möchte Alsen nicht vernachlässigt sehen; es ist da eine strategische Position, die sehr wichtig werden kann, wenn fremder Beistand den Dänen etwa Muth und Mittel giebt, wieder die Offensive zu versuchen.

Max Duncker legt darauf wenig Gewicht — ist aber mit mir darüber einverstanden, daß von einer Theilung Schleswigs nicht mehr die Rede sein kann, wenn der Krieg wieder beginnt; daß wir dann das ganze Schleswig bis zur Königsau haben müssen — und meint, die Sache könne nun wohl mit dem Untergang Dänemarks enden.

Max Duncker spricht mit einer Verwunderung, deren man sich freilich nicht erwehren kann, von der wunderbaren Dummheit der Engländer — die jede Vorstellung übersteigt. Napoleons Spiel, sagt er, ist sehr einfach und sehr durchsichtig: *er will England mit Deutschland verfeinden* und gegen einander hetzen — und wenn ihm das gelungen ist — was sein großer Onkel nie vermocht hat — wenn er auf diese Weise England vollständig isolirt hat, *dann wird er es bis in den Staub demüthigen.* Er wird nicht landen in England — aber er wird die Engländer in allen allge-

meinen Angelegenheiten seinem Willen unterwerfen. — Sie arbeiten ihm in ihrer Dummheit in die Hände, ganz nach Wunsch!

Der Herzog Friedrich hat wirklich Bismarck gegenüber die Aeußerung gethan, die ihm die Kreuz-Zeitung zur Last legt: „Es wäre für ihn besser gewesen, wenn sich Preußen gar nicht in seine Sache gemischt hätte." — Er hatte übrigens Anfangs wirklich die Absicht, die Sache mit dem National-Verein zu versuchen; mit Freischaaren in die Herzogthümer einzudringen u. s. w., es waren dazu bereits eine Menge hoffnungsvoller Genies, wie sie sich eben zu Freischaaren zu finden pflegen, in Hamburg angeworben.

(NB. Das sagte mir zur Zeit auch Eduard Ungern-Sternberg, so wie, daß der Herzog in Lübeck ansehnliche Vorräthe von Waffen und Ausrüstungs-Gegenständen besitze. — Das also war deren ursprüngliche Bestimmung! — Wie unglücklich wäre ein solcher Versuch abgelaufen!)

Professor Georg Beseler bei mir, der selbst Schleswig-Holsteiner ist. Er berichtet, daß man in Schleswig das Verhalten des Herzogs keineswegs billigt. Man will vor Allem von Dänemark los. Ihn hat man als „das incarnirte Landrecht" aufgenommen; daß er jetzt das strenge Recht aufgeben und in eine Theilung des Landes willigen will, das hat man ihm sehr übel genommen.

Daß der Sturm auf Düppel nicht schon aus der 2. Parallele erfolgt ist — wie Prinz Friedrich Carl wollte — sondern daß man noch näher heranging — das verdanken wir dem Kronprinzen — der den betreffenden Befehl vom Könige erwirkt hat.

Das stimmt mit dem, was mir Blumenthal in Gravenstein erzählt hat.

22. Juni. Ich besuche Geffcken. — Der sagte mir, der Wieder-Ausbruch des Krieges sei bereits so gut wie gewiß. — Das Gerücht, die Verlängerung des Waffenstillstandes sei angenommen, müsse jedenfalls ein falsches sein — denn in der letzten Sitzung am 18. sei es nicht geschehen, und von den Ergebnissen der heutigen Conferenz-Sitzung, die erst um 1 Uhr beginne, könne hier noch Niemand etwas wissen.

Den Waffenstillstand, und auch die Entscheidung durch Spruch

eines Schiedsrichters haben sowohl Dänemark als Preußen verworfen. — Bei der Erneuerung des Kampfes laufe man freilich Gefahr in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden — aber darauf müsse man es ankommen lassen, und man sei hier auch entschlossen es darauf ankommen zu lassen.

Bernstorff hat in der Conferenz Fehler gemacht. — Er hat in die Verlängerung des Waffenstillstands um 14 Tage gewilligt ohne Instruction — und besonders: er ist in der Conferenz mit der Theilungslinie Tondern-Flensburg „herausgeplatzt", ohne dazu autorisirt zu sein, und während selbst Oesterreich noch an der Linie Tondern-Apenrade festhielt. — Bismarck und sein Anhang waren wüthend über ihn, der gesammte Ministerrath beantragte Bernstorffs Entlassung. Zu einer so strengen Maßregel wollte sich aber der König nicht entschließen, und so ist Bernstorff dem Schlimmsten noch entgangen.

Preußen verlangt jetzt folgerichtig, daß die Bevölkerung der Herzogthümer selbst befragt werde, wovon vorläufig weder England noch Dänemark hören wollen. — Da die Dänen in der Conferenz behaupteten, die Schleswiger seien „les sujets les plus fidèles de Sa Majesté" ihres Königs, bemerkte Beust: es freue ihn sehr das zu vernehmen; da könnte die dänische Regierung ja gar Nichts dagegen haben, daß man die Bevölkerung selbst befrage. Quaade und Krieger schwiegen dazu.

So weit wären wir also, und damit ist viel gewonnen; aber was wird nun England thun?

24. Juni. Der Großherzog von Oldenburg ist nun doch — wohl von Rußland veranlaßt — officiell mit seinen Ansprüchen auf die Herzogthümer bei dem Bundestage hervortreten. Das wäre früherhin sehr verdrießlich gewesen; in der gegenwärtigen Lage der Dinge aber kann es von einigem Nutzen sein. Der Krieg beginnt nun wieder.

Bei dem Abendessen erzählt mir Max Duncker: der „Altonaer Merkur" sagte vor einigen Tagen, er sei ermächtigt zu erklären, daß der Herzog Friedrich die Worte: es wäre besser für ihn gewesen, wenn sich Preußen gar nicht in die Sache der Herzogthümer gemischt hätte, nie gesprochen habe.

Heute Abend bringt nun die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" — als Bismarcks Organ bekannt — einen Artikel in gesperrter Schrift: sie sei ermächtigt zu erklären, daß der Herzog die berüchtigten Worte allerdings gesprochen hat. —

Ich: Warum thut Bismarck das? — Das Dementi im Altonaer Merkur war doch von Seiten des Herzogs ein Schritt, um einzulenken; das müßte man ihm doch nicht unnützer Weise erschweren.

Max Duncker: Er thut es, um den Herzog in Preußen zu ruiniren, und im Lande (in den Herzogthümern) — denn es regt sich auch im Lande schon eine Partei gegen den Herzog. Bei Bismarck ist Alles persönlich, der schenkt dem Herzog die Demüthigung nicht. Wenn man mit einem solchen Mann zu thun hat, muß man sich das sagen, vorsichtig sein und sich keine Blößen geben.

Uebrigens ist es mit dem Einlenken noch nicht so weit her; in seinen neuesten Briefen hierher hat der Herzog erklärt: er wollte durchaus mit Preußen und Oesterreich gehen — und das ist denn doch nur eine neue Form jedes nähere Verhältniß zu Preußen abzulehnen.

25. Juni. Die Zeitungen bringen in Telegrammen den Abbruch der Conferenz und den Wieder-Ausbruch des Krieges, wie ich das von Anfang an erwartet hatte.

Der Sturm auf Alsen und der Friede mit Dänemark.

29. Juni. Von Kebler erfuhr ich, daß unsere Truppen heute früh siegreich nach Alsen hinüber gegangen sind; oder wie man das nennt, daß Alsen erobert ist. — Doch ist das Gelände dort so weitschichtig, daß die Sache wohl nicht in ein paar Stunden abgemacht sein kann. — „Geringer Verlust, viele Gefangene" sagt das Telegramm. In der Stadt zeigen nur wenige Häuser preußische Fahnen, Alles still und alltäglich.

30. Juni. Max Duncker meint, in der letzten Zeit habe Bismarck die Dinge gut gemacht; er hat trotz österreichischer und bayerischer Intriguen den Zollverein wieder zu Stande gebracht, in diesen Tagen;

— er hat Rußland dahin gebracht, sich von dem Londoner Protocoll oder Vertrag los zu sagen und einzuwilligen, daß Oldenburg — mithin Deutschland — seine Ansprüche auf ganz Schleswig ausdehnt — und er weiß Oesterreich immer weiter zu führen, immer weiter mitzuschleppen, worin eine gewisse Sicherheit liegt in Beziehung auf die mögliche europäische Verwicklung.

Das Kunststück, vermöge dessen er das bewirkt, ist ein sehr einfaches. Die Oesterreicher möchten gern, gleichviel wie, aus der Sache herauskommen, und sind daher stets bereit auf jeden Vorschlag der Neutralen einzugehen. So wollten sie auch neuerdings wieder darauf eingehen, daß die Grenzlinie in Schleswig durch den Spruch eines Schiedsrichters bestimmt werden sollte. — Bismarck geht dann bei solchen Gelegenheiten scheinbar auf alle Bedenken Oesterreichs ein, und erklärt, er begreife sehr wohl, daß Oesterreich sich aus wichtigen Gründen so bald als möglich ganz aus der Sache zu ziehen wünsche; man möge demnach die Sache Preußen allein überlassen. — Auf eine solche Aufforderung hin stürzt sich dann Oesterreich jedes Mal mit verdoppeltem Eifer in die Sache.

England hat sich aber wieder auf die allerschmählichste Weise blamirt. Noch in den letzten Tagen hat Sir Andrew Buchanan hier die allerverwegensten Drohungen ausgesprochen; der Abbruch der diplomatischen Beziehungen verstand sich demnach von selbst, die Intervention Englands stand unmittelbar bevor —: und darauf folgen nun, da man es darauf hat ankommen lassen, die friedlichen Erklärungen der englischen Minister im Parlament! —

2. Juli. Droysen begegnet. Der spricht davon, wie über alle Begriffe England sich blamirt hat, und wie glänzend dagegen unsere Angelegenheiten gehen. — Nun ist Alsen so „glatt und elegant" genommen — und ganz nebenher auch der Zollverein auf Grundlage des Handelstractats mit Frankreich neu geschlossen!

5. Juli. Abends Geffcken bei mir. Er ist gestern aus Knauthain bei Leipzig zurückgekehrt, wo er bei dem Gesandten Hohenthal einige Tage zum Besuch war.

Geffcken erzählt, wie die Darstellung der Conferenz-Verhandlungen zu Stande gekommen ist, die Lord Russell in der letzten Sitzung vor-

gelesen hat, und die so ganz im dänischen Sinne gehalten ist. Sie ist das Werk des russischen Botschafters Brunnow — und der übersendete sie arglistiger Weise Russell erst eine Stunde vor der Eröffnung der Schlußsitzung. Auch Latour d'Auvergne ist dupirt worden und hat sie nicht geprüft; so ist sie denn als eine gemeinsame Darstellung von Seiten der neutralen Mächte vorgetragen worden. Latour d'Auvergne hat aber gleich darauf bei Bernstorff einen Besuch gemacht und sich und die Sache entschuldigt.

Aber daß Lord Russell sich seine Staats-Schriften von einer fremden Regierung machen läßt, der er mißtraut; — und daß er deren Elaborat gemüthlich vorträgt, ohne es vorher durchgesehen zu haben; daß er in demselben Augenblick, wo er im Namen Englands erklärt, man werde Dänemark seinem Schicksal überlassen, eine so dänische Gesinnung ausspricht — ohne es recht gewahr zu werden —: das übersteigt doch Alles, was man von staatsmännischer Unfähigkeit irgend erwarten kann!

8. Juli. Zeitungen. Die falschen Depeschen, die jetzt in der Morning Post veröffentlicht werden. Ich erkenne darunter den Brief des Generals Manteuffel an Bismarck, den mir Max Schlesinger in London vorgelesen hat, und dieser Umstand erweckt eine Reihe von Folgerungen, die zu einer bestimmten Ansicht über den Ursprung und die Bestimmung dieser Depeschen führen.

Sie sind nicht durch Lord Palmerston veranlaßt und in London fabrizirt worden, wie unsere Zeitungsschreiber glauben; sie sind nicht in London fabrizirt, sondern im Kreise der österreichischen Revolutionairs. — Max Schlesinger hatte den Brief, den er mir theilweise vorlas, aus der Fremde. Die Depeschen waren vom Continent aus nach England gesendet und kamen dort zum Vorschein, gerade zur Zeit als Garibaldi's Ankunft ganz England in eine wunderseltsame Begeisterung versetzte. — Dieses Zusammentreffen ist natürlich nicht zufällig — es wirft vielmehr ein helles Licht auf die Berechnung, die dabei zum Grunde lag. Die Absicht war ohne Zweifel, England und Frankreich in einen Krieg hinein zu ziehen, bei dem Dänemark — die Herzogthümer — und selbst Preußen ganz gewiß nicht als das eigentliche Object wären

aufgefaßt worden, der vielmehr zunächst vorzugsweise gegen Oesterreich gerichtet worden wäre und zum Zweck gehabt hätte, Venetien, Ungarn und Polen zu emanzipiren! — Um das linke Rheinufer als Lohn für Frankreich, als Mittel zum Zweck hätte es sich wohl nebenher gehandelt. Garibaldi wurde nach England geschickt oder gebracht, um die Volksbegeisterung, den Enthusiasmus, hervorzurufen, der die Sache in den gehörigen Schwung bringen konnte. Die Berathungen der kosmopolitischen Schwefelbande, die zu Garibaldi's Zeit in London stattfanden, hatten wohl den Zweck diese Pläne zu fördern.

9. Juli. Carl Frederichs, meinen alten russischen Bekannten, besucht. Vor der preußischen Armee hat er einen gewaltigen Respect. — Viel Wunderbares aus Rußland: der Trunk nehme überhand, seitdem das Branntwein-Monopol der Krone aufgehoben ist. — Die Großfürstin Constantin soll nicht etwa blos galant sein, sondern „dépravée dans l'âme avec raffinement"! Der Großfürst Constantin hat bei seinem Bruder, dem Kaiser, angefragt, was er thun solle, im Fall ihm die Krone Polens angeboten würde, und die Antwort erhalten: es sei durchaus unziemlich, daß ein Unterthan eine solche Frage an seinen Herrn richte.

10. Juli. Langes Gespräch ex parte mit Max Duncker. Er fordert mich auf zu Roon zu gehen und darauf zu bringen, daß wir nach Fünen übergehen. Das scheint ihm unerläßlich — und er kann zwar mit Roon über solche Dinge sprechen, wenn er am dritten Ort mit ihm zusammentrifft, nicht aber zu ihm gehen.

Es kommt nämlich darauf an, die Dänen durch empfindliche Schläge, die man gegen sie führt, dahin zu bringen, daß sie entmuthigt unmittelbar hier in Berlin bei uns den Frieden nachsuchen, ehe irgend eine Vermittelung dazwischen treten kann, — die England natürlich unterstützen würde. — Dem muß vorgebeugt werden. Denn Preußens Ehre erfordert, daß der Friede unmittelbar mit uns geschlossen werde, und daß wir Schleswig ganz und ungetheilt erhalten. Höchstens ein Aequivalent für Lauenburg könnte man den Dänen im Norden von Hadersleben lassen. — Ja, womöglich muß man es dahin bringen, daß Dänemark die Herzogthümer uns abtritt — nicht dem

Herzog von Augustenburg — gerade wie Oesterreich die Lombardei in dem Frieden von Villafranca nicht den Italienern abtrat, sondern dem Kaiser der Franzosen; dann hätte Preußen über die Herzogthümer zu verfügen. — Dahin ist es zu bringen, wenn wir nach Fünen hinüber gehen. — Und das läßt sich ganz gut ausführen; wenn etwa die Oesterreicher nicht mit wollen, braucht man eben nur die alte Taktik zu beobachten, mit der Bismarck sie nach Jütland gebracht hat; wenn er ihnen wieder sagt: „Er sehe ein, daß die Sache für sie sehr mißlich sei — sie möchten daher ihre Truppen zurückziehen und die Sache uns allein überlassen!" Darauf gehen sie überall hin. Und übrigens, wenn sie diesmal wirklich nicht wollen, haben wir Truppen genug in Schleswig, um das Unternehmen allein auszuführen.

Gneist unter dem Brandenburger Thor begegnet. Er gestand mir, daß er sehr „verstimmt" sei. Er sehe keine Aussicht, daß es irgendwo so gehen könnte, wie es eigentlich müßte.

Es geht mit der Fortschrittspartei eben mächtig bergab — auch in den Municipal-Angelegenheiten Berlins, deren sie sich ganz bemächtigt hatte.

12. Juli. Morgens um 10 Uhr bei Roon; langes und merkwürdiges Gespräch mit ihm. Wir sprachen zuerst von den falschen Depeschen, die erfunden worden, um England damit bange zu machen, daß Bismarck die Erneuerung der heiligen Allianz beabsichtige.

Roon: Sie sind im Ganzen so schlecht erfunden, daß man unmöglich dadurch getäuscht werden konnte. Es ist darin das gerade Gegentheil der wirklichen Verhältnisse vorausgesetzt. Nichts liegt so fern als eine Wiederherstellung der heiligen Allianz, davon muß man überzeugt sein, wenn man weiß, wie sehr man in Oesterreich jede europäische Verwicklung fürchtet, wie ängstlich man dort Alles zu vermeiden sucht, was dazu führen könnte, — wenn man weiß, wie sehr Rußland und Oesterreich noch immer gereizt und erbittert gegen einander sind, mit welchem Mißtrauen sie sich gegenseitig beobachten, so daß nur wir es sind, die ein leidliches Verhältniß zwischen beiden erhalten; — wenn man weiß, wie sehr man auch in Rußland eine europäische Verwicklung scheut — wie sehr der Kaiser von Rußland

während seines Besuches hier bemüht gewesen ist, unseren König klein zu machen — ihm Besorgnisse einzuflößen, ihn von großen Gefahren zu überzeugen — ihn zum Nachgeben zu bestimmen — und daß der Fürst Gortschakow noch immer an dem Gedanken einer Allianz zwischen Rußland und Frankreich hängt! — Da ist keine Neigung zur heiligen Allianz! — und wir! wir sind Herren der Situation! wozu sollen wir uns die Hände binden?

Ich erzählte ihm von Garibaldi's Anwesenheit in England — von den kosmopolitischen Revolutionärs, die zu gleicher Zeit eintrafen, von der Rathsversammlung bei Mazzini, der Garibaldi präsidirt hat, wer dabei gewesen — und wie dann mit der Anwerbung von Freischärlern der Anfang gemacht wurde. Das Alles ist ihm neu und interessirt ihn auf das Höchste, ebenso was ich von dem Zustand der englischen Armee zu berichten habe. Nebenher erwähne ich, daß ich mit mehreren Parlamentsmitgliedern, namentlich Kinglake, Grant Duff und Bernal-Osborne, in freundschaftlichen Beziehungen stehe, auf ihre Reden einen gewissen Einfluß geübt und zum Theil das Material dazu geliefert habe.

Ich theile ihm dann mit, was mir Duncker über die Vermittlerabsichten Napoleons gesagt hat, und welche Stellung England voraussichtlich zu denselben einnehmen wird. — Napoleon wird die Vermittlung übernehmen — als Vermittler alsdann auf einer Theilung Schleswigs, und zwar auf der Linie Tondern-Flensburg bestehen. Nicht aus irgend einem besonderen Wohlwollen für Dänemark, sondern damit nicht das Princip des positiven geschichtlichen Rechts zur Geltung komme, das wir vertreten, sondern das der souveränen Nationalität, mit dem er auftritt. Er wird dabei England gern zu Hülfe rufen, und England wird ihm beistimmen. Es wäre wünschenswerth, Dänemark durch rasche Schläge zum Frieden zu zwingen, ehe diese Vermittlung sich eindrängen kann.

Roon behandelt das Alles mit einer gewissen Geringschätzung und spricht geflissentlich, als habe die Politik Preußens von Anfang an immer folgerichtig ein und dasselbe Ziel im Auge gehabt, nämlich die gänzliche Trennung der Herzogthümer von Dänemark (!!). —

„Der Vermittlung Frankreichs werden wir uns principiell nicht widersetzen, die Vermittlung Englands aber werden wir sehr entschieden ablehnen. — Daß Napoleon sehr gern bereit sein wird die Vermittlung zu übernehmen, daran ist nicht zu zweifeln — denn der Arbiter Europa's zu sein, das ist ja sein Ziel! — Aber von solchen Friedensbedingungen kann nicht mehr die Rede sein. — Daß wir davon gesprochen haben, das Londoner Protokoll aufrecht zu erhalten, daß wir die Personal-Union hingestellt haben, daß wir von einer Theilung Schleswigs gesprochen haben — das Alles ist geschehen, um nicht vor Europa das Odium auf uns zu nehmen. Jetzt aber sind das Alles überwundene Standpunkte; von einer Theilung Schleswigs kann nicht mehr die Rede sein: will Napoleon deshalb Krieg mit uns führen, so mag er!" (NB. Wenn sich diese Entschlossenheit bewährt, soll sie mich gar sehr freuen.)

Ich: Doch wäre immerhin sehr wünschenswerth, es durch eine energische Führung des Krieges dahin zu bringen, daß die Dänen sich unterwerfen, ehe weitere Verwicklungen aus der Sache entstehen können.

Roon: Was nun weiter geschehen soll, hängt größtentheils von Oesterreich ab. Wenn die Oesterreicher jetzt in der Nordsee ernsthaft vorgingen, wo sie den Dänen vollkommen gewachsen sind, nach den Verstärkungen, die sie erhalten haben, kämen die Dänen in die Lage, daß sie entweder die Blokade der Ostsee aufheben müßten, um die Schiffe von dort an sich zu ziehen, oder daß sie sich in der Nordsee nicht behaupten könnten. Ziehen sie ihre Schiffe aus der Ostsee an sich, dann kommt es darauf an, ob unsere Ostsee-Escadre ihnen in die Nordsee folgen kann, und ob es ihr gelingt, sich dort mit der österreichischen Flotte zu vereinigen.

Es ist unbegreiflich, daß die Oesterreicher nicht energisch vorgehen in der Nordsee, um so mehr, da der Ruhm ganz ihnen anheim fallen würde, denn wir stehen zur See immer untergeordnet neben ihnen. Der „Adler" bedarf einer Reparatur, er muß einen neuen Kessel bekommen; so haben wir denn in der Nordsee, außer ein paar Kanonenbooten, nur die Corvette „Augusta" und eine zweite Corvette, die

wir in vierzehn Tagen erwarten. — Was die Oesterreicher zurückhält, ist immer die Furcht vor einer europäischen Verwicklung und dann auch der Geldmangel. Aber man kann doch am Ende nicht glauben, daß sie ihre Stellung in Deutschland darüber werden verlieren wollen.

Ich: Dem gegenwärtigen Zustand der dänischen Armee gegenüber läßt sich sehr viel unternehmen. Ich glaube nicht, daß die Dänen ihre Flotte daran wagen werden, den kleinen Belt zu vertheidigen. Sie haben es im Alsensund nicht gethan, noch weniger werden sie es im Belt thun, wo die Sache viel schwieriger ist.

Roon: Sehr viel schwieriger!

Ich: Der Gedanke, daß ihnen die Mittel fehlen könnten, Seeland zu vertheidigen, wenn sie ihre Flotte verlieren, um den Uebergang nach Fünen zu verhindern, wird die Dänen abhalten, sie im kleinen Belt auf das Spiel zu setzen.

Roon leitet das Gespräch auf den Herzog Friedrich über. Bei seiner Schwäche sei gar kein Abkommen in zuverlässiger Weise mit ihm zu treffen. Wenn er auch bestimmte Verpflichtungen gegen Preußen übernimmt, er läßt sich davon wieder dispensiren.

Ich: Durch wen?

Roon: Durch das Orakel aller constitutionellen Fürsten: durch das Parlament!

Ich: O, das hat keine Noth! In Holstein ist seine Sache bis zu einem gewissen Grade Sache des Gefühls, da hat man ein Gefühl für ihn; in Schleswig aber gar nicht, da wird die Lage des Landes sehr nüchtern beurtheilt, und er gilt als Mittel zum Zweck. Man erkennt in Schleswig sehr bestimmt, daß man des preußischen Schutzes bedarf, und Sie werden sehen! So wie das Land seine Stimme erheben und mitreden kann, wird gerade das Land dem Herzog sehr scharf zu Leibe gehen und sehr bestimmt darauf dringen, daß er Preußen die nöthigen Concessionen macht.

Roon gesteht, daß Deputationen aus den Herzogthümern, die bei ihm gewesen sind, ihm ganz in diesem Sinn gesprochen haben.

Um auf die Nothwendigkeit energischer Kriegsoperationen zurückkommen zu können, thue ich zunächst der allgemeinen Demoralisation

in Dänemark Erwähnung; es werde mich nicht überraschen, wenn das ganze Drama mit einer Revolution in Kopenhagen endet, wenn die Partei der Eiderdänen zuletzt gemeinschaftliche Sache mit der skandinavischen macht.

Roon: Das könnte um so eher geschehen, als zwischen den Eiderdänen und den Skandinaviern von einem principiellen Gegensatz nicht die Rede ist. — Er hält eine solche Revolution ebenfalls für möglich.

Ich: Ich erwarte sie einigermaßen, entweder unmittelbar vor dem Frieden, wenn ernsthafte Anstalten gemacht werden die Herzogthümer abzutreten, oder unmittelbar nach dem geschlossenen Frieden.

Roon: Ich erwarte sie jetzt! — Roon sagt mir dann, daß unsere Truppen über den Lim-Fjord gegangen sind.

Ich: Ich fürchte, wir finden Nord-Jütland verlassen.

Roon: General Hegermann soll dort sechs Regimenter Dragoner haben; denen werde man hoffentlich beikommen. (NB. Die Hoffnung, einen Theil dieser Reiterei zu Gefangenen zu machen, hat also zu dieser Operation geführt, und das könnte allerdings gelingen, da die Einschiffung von Reiterei eine sehr umständliche Sache ist und nicht schnell geht. Meines Wissens aber zählt die dänische Armee überhaupt nur fünf Reiter-Regimenter.)

Roon: ist nicht ganz zufrieden mit der Art, wie General Vogel von Falckenstein diese Operation ausgeführt hat; man habe den Uebergang begonnen, ohne im Augenblick mehr als vier Boote zur Verfügung zu haben; das sei denn doch zu viel gewagt.

Ich: Die Dänen sind wohl in dem Zustand, daß man so ziemlich Alles und Jedes gegen sie unternehmen kann. Sie wissen so gut und besser als ich, daß der echte, wahre strategische Calcül — wovon freilich solche Doctrinärs wie der Erzherzog Carl und Jomini keine Ahnung hatten — daß dieser Calcül größtentheils ein psychologischer ist!

Dieser Gedanke macht sichtlich großen Eindruck auf ihn. Mehrere Mal wiederholt Roon, das sei wahr, sehr wahr!

Ich: Eigentlich wünschenswerth ist, es dahin zu bringen, daß Dänemark die Herzogthümer uns abtreten muß, damit wir dann über sie zu verfügen haben.

Roon: Das ist unser Ziel!

Ich (indem ich mich verabschiede): Ich wünsche sehr, wir gingen bald nach Fünen!

Roon antwortet, daß er diesen Wunsch theilt.

Ich bin leidlich zufrieden mit diesem Gespräch. Die Operation nach Nord-Jütland gefällt mir aber nicht sonderlich. Es sollte mich sehr wundern, wenn wir dort das Nest nicht leer fänden, und einen Stoß in das Leere thäten! Oder sollten die Dänen wirklich thörichter Weise eine bedeutende Truppenmacht in Nord-Jütland haben, so wäre das ein Grund mehr nach Fünen hinüber zu gehen. Denn Alles, was sie in Jütland haben, wird ihnen in Fünen fehlen.

22. Juli. Besetzung von Rendsburg. Die Mittelstaaten werden ein Zetergeschrei darüber erheben. Doch scheint mir das Ereigniß erwünscht, das uns zum Herrn in den Herzogthümern macht.

Max Duncker, den ich besuche, ist sehr unzufrieden mit dem Polenprozeß. Der Hochverrath wird den Beschuldigten schwer nachzuweisen sein. Von Seiten unserer angenehmen Berliner Demokraten werden schon allerlei Anstalten getroffen, die erloschenen Sympathien für die Polen wieder anzufachen.

Was mich aber in die äußerste Verwunderung setzt, ist, daß Gneist sich zudrängt als freiwilliger Vertheidiger der Polen. Man macht ihm Schwierigkeiten, er aber läßt sich nicht abweisen und setzt es durch, daß er als Vertheidiger der Polen vor Gericht schöne Reden halten kann.

31. Juli. Der Präliminarfrieden ist geschlossen. Dänemark tritt die drei Herzogthümer vollständig ab. Das ist ein schöner Erfolg, der Demokraten und Fortschrittsmännern sehr mißfallen wird.

14. August. Ich muß oft an Gneist und den Polen-Prozeß denken. Die Art, wie er die Sache betreibt, setzt seinem Benehmen die Krone auf. Wenn er sie in großartiger Weise führte, als sei das Streben der Polen, ihr Vaterland herzustellen, in seinen Augen keine Schuld — oder auch, als halte er sie in einem engeren juristischen Sinn des Worts für unschuldig, als glaube er nicht an das Dasein der Umtriebe, die ihnen zur Last gelegt werden: dann hätte die Sache Art. Aber er vertheidigt die Leute, als halte er sie für

schuldig, und sucht ihnen durch allerhand armselige Advokatenkniffe durchzuhelfen!

Cunnersdorf. 28. September. Verlegung der italienischen Hauptstadt nach Florenz; könnte wohl die Einleitung zu einem neuen Kriege mit Oesterreich sein.*)

14. Oktober. General Grant gefällt mir mit seiner energischen Ausdauer vor Richmond. Von allen Generalen, welche die Nordstaaten bis jetzt ins Feld geschickt haben, scheint dieser ohne allen Vergleich der tüchtigste zu sein. Uebrigens ist auch das einleuchtend, daß von Seiten der Nordstaaten in diesem Augenblick die alleräußersten Anstrengungen gemacht werden, nicht sowohl um die Entscheidung herbeizuführen, als um die Wiederwahl Lincolns zum Präsidenten durchzusetzen. Grant wird sich auf jeden Fall, auch wenn er gar keine Aussicht hat Richmond zu erobern, ja wenn seine Lage auch eine bedenkliche werden sollte, auf jede Gefahr hin in seiner Stellung vor der südstaatlichen Hauptstadt zu behaupten suchen, bis Lincolns Wiederwahl erfolgt ist.

26. Oktober. Zeitungen: Rechberg hat seine Demission gegeben; Schmerling hat den Sieg über ihn davongetragen —: was bedeutet das? — was wird es für Folgen haben? — Daß es eine Folge der „Convention" vom 15. September ist, unterliegt keinem Zweifel; aber wie hängt das Ereigniß mit dieser Convention zusammen? — Ich muß darüber an Max Duncker schreiben und mich zu orientiren suchen. Die Convention ist in Abwesenheit der Kaiserin Eugenie geschlossen worden; es scheint, daß sie, nach ihrer Rückkehr nach Paris, der französischen Politik eine veränderte Richtung gegeben hat, die auch aus der Convention etwas wesentlich Anderes macht, als sie anfänglich wohl sein sollte.

30. Oktober. Politik. Die Wendung, welche die Dinge in Wien genommen haben, macht mir große Sorgen und ist mir sehr be-

*) Am 15. September war unter dem Eindruck der Schlacht bei Aspromonte und der Gefangennehmung Garibaldi's durch Pallavicini der französisch-italienische Vertrag, betreffend Verlegung der Residenz von Turin nach Florenz, allmähliche Zurückziehung der französischen Occupationstruppen aus Rom und Aufrechterhaltung der Autorität des Papstes, zum Abschluß gekommen.

denklich. Schmerling, der dort nun endlich seine Gegner verdrängt hat und als Herr der Situation dasteht, ist ein sehr arger und sehr gefährlicher Feind Preußens. Wir werden den Rückschlag sofort in Schleswig-Holstein spüren. Die Berather des Herzogs Friedrich sind ganz die Leute dazu, sich mit ihrem nationalvereinlichen, fortschrittlichen, mittel- und kleinstaatlichen Particularismus allenfalls auch auf Herrn von Schmerling und seine Intriguen zu stützen.

2. November. Zeitungen: der Friede ist also unterzeichnet! und Stenderup bleibt den Dänen! Hoffentlich ist doch wenigstens festgesetzt, daß sie dort keinerlei Befestigungen anlegen dürfen.

15. December. Bemerkenswerther Brief von Max Duncker; in Beziehung auf die Convention vom 15. September weiß er nur, was die Zeitungen bringen, ist übrigens ganz meiner Meinung:

„Von Wien aus hat man sich bemüht der Convention ein möglichst freundliches Gesicht zu machen und dem Papst gerathen, seine Stütze in Paris zu suchen. Bis jetzt sollen indes die Bemühungen Metternichs, Oesterreich und Frankreich auf guten Fuß zu setzen, keinen Erfolg gehabt haben."

(NB. Die europäische Welt wiegt sich in einem seltsamen Sicherheits-Schlummer — und doch ist gar sehr einleuchtend, daß der allgemeine Friede durchaus nicht auf die Länge gesichert ist, und mir scheint es sehr fraglich, ob das Jahr 1865 in Frieden vergeht. Ich zweifle eher daran!)

„Von Kiel weiß ich Ihnen gar Nichts zu sagen. Ahlefeldt aber sagte mir vor einigen Tagen, daß er den Abschluß für sehr weitaussehend halte. Die Erledigung der Succession könnte sich noch sehr lange, vielleicht Jahre hinausziehen. Die Stimmung in Preußen werde dazu sichtlich annexionistischer und in den Herzogthümern fange dieser und jener an zu rechnen. Da der Bund nun aus Holstein hinausgeworfen ist, wird man seine Hoffnungen wohl vorzugsweise auf Oesterreich richten und es vielleicht dadurch erreichen, die Annexion möglich zu machen. Ließe sich Oesterreich z. B. zur Anerkennung des Herzogs, d. h. zu einseitiger Disposition über das gemeinsame Eigenthum treiben, so würde man hier ebenfalls einseitig disponiren. Be-

sondere europäische Schwierigkeiten würden der Annexion schwerlich im Wege stehen; nur die Rücksicht auf den Rechtspunkt und die Bevölkerung in Schleswig-Holstein können von derselben zurückhalten.

Bismarcks Absicht ist, wie es scheint, die Sache in die Länge zu ziehen, die Leute mürbe zu machen, so daß sie sich zuletzt in die Annexion fügen. Er soll sich aber wohl vorsehen, ob er das auch durchführen kann; wenn nicht, wenn wir uns am Ende doch mit einer Militär-Convention, Besatzungsrecht und dergleichen begnügen müssen, dann ist es ganz und gar nicht gleichgültig, ob der Herzog und die Bevölkerung vorher erbittert worden sind oder nicht. —

Was die Kieler Gesellschaft betrifft, so fürchten die Leute die Annexion — suchen deshalb anderswo Schutz, zumal bei der Ohnmacht — verhalten sich mißtrauisch — abwehrend, feindselig gegen Preußen — und können und wollen nicht begreifen, daß sie gerade dadurch die Gefahr der Annexion heraufbeschwören; daß die Rettung einzig und allein in dem entgegengesetzten Verhalten, in einem offenen, vertrauensvollen Anschluß an Preußen lag. — Denn Preußen kann unmöglich den Krieg geführt haben, um einen Feind in Schleswig-Holstein einzusetzen oder auch nur, um einen neuen particularistischen Kleinstaat zu gründen.

Der Wunsch zu annektiren, muß wohl in Preußen sehr um sich gegriffen haben, wenn selbst ein Fortschrittsmann, wie der Oberbürgermeister Seydel, in seiner Anrede an die Truppen darauf hindeutet! Und dadurch wird die Sache ernsthafter, als wenn Bismarck allein sich mit solchen Plänen trägt!"

Einsame Studien in Cunnersdorf bis in den Beginn des Jahres 1865.

Schon nachdem die schleswig-holsteinsche Angelegenheit in dem Präliminarfrieden einen vorläufigen Abschluß gefunden hatte, war Bernhardi (Mitte August) von Berlin abgereist und in seine schlesische Land-Einsamkeit zurückgekehrt, um sich ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Es liegt die Annahme nahe, daß er vornehmlich

mit der Fortsetzung seiner, in der Hirzel'schen „Staatengeschichte der neuesten Zeit" veröffentlichten „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik" beschäftigt gewesen. Der erste Band dieses merkwürdigen Buches war im Jahre 1863 erschienen und hatte — entsprechend seinem Titel — nicht sowohl die Geschichte Rußlands, als die Theilnahme Rußlands an den europäischen Ereignissen der Jahre 1813 und 1815, im Besonderen die Verhandlungen des Wiener Congresses und den Gang des Feldzuges von 1815, zum Gegenstande gehabt. — Es darf beiläufig bemerkt werden, daß der zweite Band dieses — leider unvollendet gebliebenen — Werkes erst viele Jahre später (1874) erschien und nach einem wesentlich veränderten Plane gearbeitet war. Auf eine etwa 12 Bogen starke Einleitung, welche die Summe westeuropäischer Entwickelung seit den Tagen der Kreuzzüge zog, folgte in den nächsten Abschnitten eine Darstellung der älteren russischen Geschichte, welche in das Chaos der wenig bekannten und aus anscheinend incohärenten Episoden zusammengesetzten Historie von der Verwandlung des ursprünglich normannischen, dann halbasiatischen, erst durch die Moskauischen Theilfürsten zusammengeschweißten Zarenreichs in eine europäische Monarchie, Licht und Ordnung brachte und die entscheidenden Momente dieses schwer verständlichen, geschichtlichen Prozesses zum ersten Male deutlich aufwies. — Auf die einzelnen Theile dieses, bis zum Jahre 1818 fortgeführten, bis jetzt unübertroffen gebliebenen Werkes und auf die an demselben gemachten Ausstellungen werden wir in der Folge zurück kommen.

Die wenigen Mußestunden, die er sich gönnte, füllte Bernhardi damit aus, sich in die altgriechische Literatur zu versenken.

„Ich will," schreibt er am 17. August, „die griechischen Tragiker gleichzeitig mit dem Thukydides lesen und den Aristophanes dazu, um den vollen Eindruck griechischer Cultur zu haben."

Nebenher las er Livius und Anderes, was auf seine historischen Studien Beziehung hatte. — Wenn — wie schon die letzten Seiten des vorigen Kapitels zeigen — die politischen Aufzeichnungen dieser Periode sehr vereinzelte sind, so finden sich andererseits zahlreiche im Verfolg dieser Lectüre niedergeschriebene Bemerkungen, von denen einige auf den nachfolgenden Blättern Platz finden mögen.

Thukydides.

Nur Quellenschriftsteller, unmittelbare Zeugen, geben einen wirklichen Begriff, ein lebendiges Bild ihrer Zeit. — Wunderbar ist es in der unsrigen, wo alle Verhältnisse sich in die Weite ausdehnen, zurückzublicken auf die Contraste der griechischen Periode — auf den Gegensatz zwischen der räumlichen Enge, der materiellen Kleinheit, in der sich Alles bewegt, und der Größe der weltgeschichtlichen Aufgabe, die Griechenland zu lösen hatte; — der Höhe geistiger Bildung, die erreicht war, und dem kindischen Ungeschick in jeder materiellen Thätigkeit des Lebens, z. B. im Belagerungskriege und der Schifffahrt. — Wie seltsam nehmen sich diese Flotten aus, die zweimal täglich landen müssen, damit die Mannschaft ihre Mahlzeiten auf dem Lande bereiten und einnehmen kann.

Im Thukydides lernen wir unter Anderem auch die griechische Civilisation, die man leicht überschätzen könnte, wenn man sie nur von der ästhetischen Seite betrachtet, auf ihren wahren Werth zurückführen. — Hier stehen wir mitten im griechischen Leben der perikleischen Zeit — dem Höhepunkt griechischer Cultur —: und wieviel nichtswürdige Roheit entfaltet sich vor unserem Blick. — Wieviel Roheit namentlich — die Niemand dafür erkennt, was sie ist — kommt in dem übermüthigen Gebrauch des Sieges zum Vorschein!

Es geht eben das gesammte Staatswesen des Alterthums von der Vorstellung aus, daß der Zustand der Rechtlosigkeit und Gewalt der natürliche, jeder andere ein künstlicher, ein Ausnahmezustand ist, der nur in einer besonderen bestimmten Verabredung und übernommenen Verpflichtung seine Berechtigung haben kann.

Wir lernen da die Civilisation der Neuzeit schätzen; wir erkennen, was die christliche Religion dem Menschengeschlecht gebracht und gewährt hat.

Gerade in der objectiven Darstellung des Thukydides wird es überzeugend anschaulich, daß der Entscheidungskampf zwischen Athen und Sparta unvermeidlich war — und die wirkliche Lehre, die dieses großartige Gemälde giebt, liegt darin, daß es den Krankheits- und

Todeskeim erkennen läßt, der in einem solchen Staatsculturwesen, wie das griechische, liegt.

Merkwürdig ist die geringe Intensität, mit welcher der peloponnesische Krieg eigentlich geführt worden ist. Die Erscheinung hat ihren Grund in den sozialen Zuständen; in dem Mangel an einem stehenden Heer und an den Mitteln, ein solches zu unterhalten. — Die Mannschaften, aus denen die Heere zusammengesetzt waren, konnten sich, wenigstens in ihrer Gesammtheit, nur auf kurze Zeit von Hause entfernen.

Alkibiades' Zug nach Sicilien exemplificirt die Kleinheit der griechischen Verhältnisse; wie kolossal erscheint den Söhnen jener Zeit eine Expedition von 6450 Mann; und welch' ein fernes Ziel Sicilien! — Freilich war das, was sich in diesen engen Verhältnissen bewegte, Weltgeschichte und das gleichzeitige massenhafte Treiben der Barbaren war es nicht. — Aber, wenn wir damit die Plane der heutigen Politik vergleichen, müssen wir uns doch gestehen, daß der Horizont der gebildeten Menschheit sich gewaltig erweitert hat.

Belagerung von Syrakus. Wer den Thukydides als Militär liest, der überzeugt sich bald, daß Demosthenes — nicht der Redner sondern der Krieger — einer der allertüchtigsten Feldherren war, die Griechenland je gehabt hat. — Und wie wenige Menschen wissen etwas von ihm! — Der Ruhm ist nicht immer gerecht, und hängt zum Theil auch von Zufälligkeiten ab. Die große Masse der sogenannten Gebildeten weiß Nichts von diesem großen Feldherrn, zum Theil auch wohl deswegen, weil Plutarch sein Leben nicht beschrieben hat, und der konnte es für seinen Zweck nicht brauchen, weil es sich nur für eine wirklich geschichtliche, nicht für eine rhetorisirende und dramatisirende Darstellung eignet. —

Merkwürdig ist es, wie alle Aristokratien der Welt in gewissen Beziehungen einander ähnlich sehen. Rom war zur Zeit der Belagerung von Syrakus so unbedeutend, daß sich keine der in Sicilien kämpfenden Parteien um diesen Staat bekümmerte; Rom hatte damals keine andere Geschichte als das Streben der Patrizier, die Plebejer nieder zu halten. — An dem Aufschwung des Staats, dem sie angehörten, war den Patriziern, gerade wie den mecklenburgischen

Junkern, weit weniger gelegen als daran, daß sie immer die gnädigen Herren im Staat bleiben.

Aeschylos und Sophokles.

Die Eumeniden des Aeschylos gelesen: die politische Tendenz des Dichters wird in der Oresteia sehr evident. Es handelt sich zuletzt gar nicht mehr um das Haus der Pelopiden, sondern lediglich um Athen, seine Verfassung und sein Verhältniß zu den Göttern. — „Die Perser." Thöricht wäre es, wenn man ein solches Denkmal vergangener Zeit beurtheilen wollte, als ob von einem Ereigniß der Gegenwart die Rede wäre. Es kommt vielmehr darauf an, es in seinen Beziehungen zu seiner eigenen Zeit zu begreifen. Da ist mir Eines nicht recht begreiflich. Wie paßt zu den allgemeinen Vorstellungen der Griechen von dem Zustande der Abgeschiedenen, der Schatten im Hades, die aus dem Lethe getrunken haben, die plötzliche Erscheinung des Schattens des Dareios? Daß dagegen der Schatten der Klytämnestra nicht Menschen, sondern den Eumeniden erscheint, ist leicht verständlich und mußte damals wie heute den Eindruck des Großartigen und Erhabenen machen.

Den Abend „die Schutzflehenden" gelesen. So weit sich nach der Uebersetzung urtheilen läßt, scheinen die Danaiden hier mit einer mädchenhaften Anmuth aufzutreten, die man nach der allgemein herrschenden Ansicht von des Aeschylos großartigem titanischem Wesen von ihm gerade am wenigsten erwartet. — Ueberhaupt sind solche generalisirende Vorstellungen selten recht concret wahr. Die angebliche titanische Größe des Aeschylos bewährt sich auch in der Oresteia nicht; seine Elektra, sein Orest sind vielmehr viel milder und menschlicher gehalten, als die des Sophokles. Auch der Chor ist bei ihm keineswegs blos reflectirend, über der Handlung stehend, er ist eine handelnde Masse — in den Eumeniden eigentlich — in den Danaiden geradezu und ohne Widerrede die Hauptperson. — Gehört das Satyrspiel „Amymone" wirklich zu dieser Trilogie, dann ist hier auch die „Ironie", von der Ludwig Tieck so viel spricht ohne sich selbst oder An-

deren einen recht klaren Begriff davon beibringen zu können, wohl in sehr scharfer und unübertrefflicher Weise ausgeprägt.

Im Ganzen aber macht die äschyleische Kunst den Eindruck einer noch nicht vollständig entwickelten. Von ihr zum Sophokles ist allerdings ein Fortschritt — ein großer. —

Des Aeschylos „Grabesspenderinnen" gelesen. Großartig und schön, wenn auch das Gemälde bei Weitem nicht so sorgfältig ausgeführt ist, als des Sophokles Elektra. — Merkwürdig ist auch die Rolle der Kilissa, der Amme. Die vor Allem hätten die Franzosen beherzigen sollen, um darüber in das Klare zu kommen, daß ihre rhetorische Stelzengeherei himmelweit verschieden ist von der griechischen Tragödie.

Den „gefesselten Prometheus" in Droysens Uebersetzung gelesen. — Die Prometheia mag wohl überhaupt das schönste und herrlichste sein, was Aeschylos je gedichtet hat — ohne Zweifel gehört es zu dem Großartigsten und Schönsten, was der menschliche Geist je hervorgebracht hat. — Von dem philosophischen Gedanken selbst abgesehen: wie künstlerisch schön ist der Gegensatz des titanischen, stolzen Willens und der Alltagsnaturen, die ihm in Hephaistos, Okeanos und Hermes gegenüber stehen, und die Prometheus mit titanischer Verachtung behandelt. Wie schön, daß der stolze Prometheus gerade von den zarten anmuthigen Okeaniden umgeben ist — wie schön, daß gerade diese zarten, mädchenhaften Wesen ein wahres Verständniß haben für seine heroischen Leiden und sich einer idealen Aufopferung fähig erweisen — die Alltagsnaturen nicht; der ungern gehorchende Hephaistos und der gute Freund nach der Weise der Welt, Okeanos, so wenig wie der willfährige und mit seiner Willfährigkeit prahlende Diener der Tyrannei — Hermes nämlich.

Ich las unter Anderem Droysens Didaskalien zum Aeschylos — geistreich und lehrreich! Und doch schimmert da auch beiläufig die Ueberschätzung Schillers durch, die mir bei einem so gescheidten Mann wie Droysen vollkommen unbegreiflich ist. Schiller ist in seinen Augen unser großer National-Dichter.

Ich lese „Elektra" des Sophokles — in Solgers Uebersetzung.

Es fällt in die Augen, daß sich in Sophokles eine andere Zeit abspiegelt als im Aeschylos, eine weiter entwickelte. Das Leben ist vielseiti-

ger geworden, bewegter, leidenschaftlicher; die Motive aller menschlichen Handlungen complicirter. — Beim Aeschylos muß Orestes den Vater auch an der Mutter rächen, weil die Götter es geboten haben —: beim Sophokles wird die That durch menschliche Leidenschaften bestimmt — durch die Leidenschaften der Handelnden — und besonders Elektra befriedigt ein persönliches Gefühl.

Auch die tragische Kunst ist dementsprechend eine andere geworden; bei dem Aeschylos ist das Ganze noch durchaus durch den Chor getragen, der den überwiegenden Raum einnimmt — bei dem Sophokles tritt der Chor zurück, die handelnden Personen treten viel bedeutender hervor; der Dialog nimmt nicht nur einen größeren Raum ein, sondern er wird auch vielseitiger und bewegter. —

Sophokles' „Oedipus in Kolonos", übersetzt von Solger. Von allen griechischen Trauerspielen, die uns geblieben sind, hat mir keines je so zugesagt, als des Aeschylos Prometheus und dieses.

Man sagt, Sophokles motivire gar nicht, daß Oedipus trotz der drohenden Göttersprüche erzeugt wurde. Mir scheint, seine Entstehung wird erklärt und das Unheil, das die Labdakiden betrifft, wird gerechtfertigt durch die frevelnde Geringschätzung, mit der Jokaste Göttersprüche und Seher-Warnungen behandelt.

In diesem zweiten Stück der Trilogie — wie lieblich erscheint da Antigone — wie edel Oedipus — wie glänzend und erhaben die Gestalt des Theseus! — wie heiter großartig der Schluß.

Sophokles' „Antigone". Wie schön, daß Antigone's Klagen sich nicht auf Hämons Liebe beziehen, sondern auf das Leben und seine Freuden überhaupt; unumwunden auch auf die Freuden der Liebe — und in Verbindung damit auf die Freuden des Mutterberufs. Das ist die Naivität einer sittlich gesunden Zeit. Wie superfein, sentimental, der Natur und ihren Forderungen ausweichend, mit der zarten Scheu eines bösen Gewissens, hätte das so mancher Dichter der Neuzeit eingerichtet.

Hämon, der sich aus Liebe zu einem Mädchen das Leben nimmt, ist eine moderne Figur — vergleichungsweise. In dem Ideenkreise, in dem sich Homer bewegt, und selbst noch Aeschylos, ist für eine solche krankhafte Leidenschaft kaum Raum. —

Sehr merkwürdig sind alle Einzelheiten der Verse 264—267, die auf ein Gottesgericht im Sinn des Mittelalters deuten; — und Antigone's Ausspruch V. 74—75, daß sie den Göttern der Oberwelt nur kurze Zeit, nur für die Lebensdauer zu gefallen habe — den Göttern der Unterwelt aber für immer.

Livius.

Ich fange den Livius an, den ich ganz durchlesen will, und lese den Anfang mit großem Genuß. — Dieser Anfang ist natürlich nicht Geschichte, sondern Sage — und Livius hat keinen Sinn für Sage. Er erzählt sie weder mit der verständigen naiven Gläubigkeit Herodots, noch mit dem echt geschichtlichen Sinn des Thukydides — sondern wie der Sohn einer nüchternen, skeptischen, blasirten Zeit, als Fabel, um die es eigentlich nicht der Mühe werth ist sich zu kümmern — und dennoch ist das Colorit dieser Erzählung, der gesellschaftliche Zustand, der vorausgesetzt ist, gewiß historisch. Er tritt uns da sehr lebendig entgegen. — Das liegt so mächtig in der Sage selbst, daß Livius es nicht hat vertilgen können.

Die Geschichtschreibungsweise der Alten hat im Vergleich mit unserer kritisch sichtenden und zusammenfassenden Methode ihre eigenthümlichen Vorzüge, die sie uns immer unentbehrlich machen wird. — Die Darstellungsweise ist plastisch und lebendig; das ist ihr Vorzug und ihr Reiz. Sie führt uns immer nur das äußere Leben der Individuen vor und läßt durch die Handlungen und Aeußerungen, aus denen dieses zusammengesetzt ist, das innere Leben errathen, ohne je dieses unmittelbar zum Gegenstand der Darstellung zu machen. — So behandelt auch Livius seinen Gegenstand, bei großer Sorgfalt, die er unverkennbar eben auf die künstlerische Behandlung verwendet. —

Dabei sieht man auch wohl, daß er sich mit Bewußtsein einer kritischen Geschichtschreibung befleißigt — und er geht dabei in der That ehrlicher zu Werke, als so mancher unter den allerneuesten Franzosen. — Nicht selten läßt er uns Blicke in seine Quellen und in seine Methode thun. So können wir ihn beurtheilen, und es ergiebt

sich, daß ihm eben der Geist echter Kritik fehlt, der dem Thukydides in so großartiger Weise eigen ist. —

Daß der Krieg mit Porsenna sehr unglücklich und ein sehr wunder Fleck in den Erinnerungen Roms war, geht schon daraus hervor, daß so viele verschönernde, mildernde Sagen — die doch alle nicht von einem Sieg zu berichten wagen — sich um diese Ereignisse gelagert haben. — Hin und wieder glaubt man auch zu errathen, wie die Sage entstanden ist. Wahrscheinlich hat der Beiname Scaevola, den die Mucier führten und den man zu erklären suchte, die Sage veranlaßt. Gerade wie die Schildsagen im Mittelalter aus den Wappen hervorgingen, deren Entstehung sie zu erklären vorgaben. — In Rom stand seit alter Zeit eine Reiterstatue, eine Jungfrau zu Pferde; was sie bedeutete, war vergessen; sie veranlaßte die Sage von der Cloelia. —

Mommsens Ansicht, daß Rom die hervorragende Stellung, die es gleich von Anfang an in Latium einnahm, dem Umstande verdankte, daß es eine Handelsstadt war, hat etwas Befremdendes; man kann sich nicht sofort hineinfinden, sich das alte Rom als Handelsstadt zu denken, wenn man auch von dem Handels-Vertrag mit Karthago weiß, den uns Polybius bewahrt hat. — Da ist denn die Notiz bei Livius II, 27 sehr merkwürdig, daß es schon zur Zeit, als die Könige vertrieben wurden, zu Rom eine Kaufmanns-Gilde, ein consilium mercatorum gab. —

M. Manlius Capitolinus. — Merkwürdig ist, wie die Patrizier den Einzelnen, der sich als Privatmann dem Volk geneigt erweist, zu vernichten wissen. Das stehende Mittel ist die Beschuldigung: „er strebt nach der Krone!" — Daß ein so obscurer Mann wie Manlius — dem Anschein nach ein reicher Kaufmann — gehofft haben sollte, sich zum König von Rom zu erheben, ist nichts weniger als wahrscheinlich.

Livius gesteht denn auch zu, daß gar kein eigentlicher Beweis gegen ihn vorgelegen zu haben scheint. — Aber natürlich ist zu allen Zeiten ein dem Standesgeist ungetreu gewordener Standesgenosse den Aristokraten immer am meisten, am unversöhnlichsten verhaßt. — Ganz entschieden aber liegt in allen diesen Verurtheilungen das Geständniß, daß die Plebejer alle Ursache hatten sich einen König zu wünschen,

der sie gegen die Tyrannei der Patrizier schütze. — Die „adelige" Gesinnung der Patrizier zeigt sich dann auch darin, daß die Herren Wucher trieben.

Mit der Wiederaufbauung der Stadt nach der Zerstörung durch die Gallier beginnt die eigentliche Geschichte Roms. Was von den früheren Begebenheiten erzählt wird, ist sagenhafte Tradition, und höher hinauf ganz Sage. — Aber wie in diesem Sagengewebe denn doch ohne Zweifel ein guter Theil ernster, wirklicher Geschichte steckt — so bleibt nun auch die Geschichte nicht frei von eingewebten Sagen. Dahin gehört Curtius.

Das Talent der Darstellung, das Livius besitzt, muß als ein sehr großes anerkannt werden. Wie lebendig, greifbar, tritt uns das ungeschlachte Wesen des Manlius Torquatus entgegen! — Freilich verdankt seine Heldenthat die Gestalt, in der sie auf die Nachwelt übergegangen ist, auch mehr der Sage als der Geschichte.

So anschaulich die Erzählungsweise dieses Autors aber auch ist, so bedeutend das Talent, die Gegenstände zu vergegenwärtigen — so wenig prägt sich doch dem Gedächtniß ein, was er erzählt. Die Ereignisse sind eben gar nicht gruppirt.

Dann ist aber auch eine eigenthümliche Unwahrheit in der ganzen Auffassung leicht zu erkennen. Unmöglich können z. B. die Kriege mit den Italikern, mit den Samnitern sich so zugetragen haben, wie sie hier geschildert werden. Wenn solche riesenhafte, blutige Kämpfe sich Jahr aus Jahr ein wirklich wiederholt hätten, müßte wohl sehr bald auf beiden Seiten Niemand übrig geblieben sein. —

Der Stolz der Römer wird mitunter kleinlich. An den Niederlagen, die sie erleiden, ist niemals Hannibals Feldherrngröße Schuld. Die Römer werden besiegt, weil der Consul eine Schlacht annimmt, obgleich die heiligen Hühner nicht fressen wollen u. s. w. Das erinnert an die französischen Schriftsteller einer neueren Zeit. —

Livius XXIII zu Ende gelesen. Konnte Hannibal wirklich nach dem Sieg bei Cannä Rom erobern und vernichten? — Sind die Vorwürfe begründet, die man ihm macht, weil er es nicht that? — Die Zeit liegt uns zu fern, wir sind zu unvollständig unterrichtet, um darüber mit Bestimmtheit absprechen zu können. Aber soweit wir

urtheilen können, scheinen diese Vorwürfe wohl unbegründet. — Hannibal hatte seine Siege, wie das in der Natur der Dinge liegt, auch mit großen Opfern erkauft, und seine Kräfte reichten wohl nicht mehr aus für ein so großes Unternehmen, wie die Belagerung von Rom unter allen Bedingungen blieb — namentlich, wenn man erwägt, wie unzureichend die technischen Hülfsmittel waren, die bei einer Belagerung zur Anwendung kommen konnten, und welche Widerstandsfähigkeit damals ein Graben und eine starke Mauer besaßen.

Der Senat zu Karthago und der Einfluß, den in ihm eine dem Hannibal und den Barkiden überhaupt feindliche Partei übte — die haben eigentlich das Mißlingen der großartigen Pläne Hannibals verschuldet, das sieht man deutlich genug. Karthago hätte in dem Augenblick Alles aufbieten, die höchsten und äußersten Anstrengungen machen müssen, um Hannibal für die Belagerung von Rom gehörig auszurüsten. Darauf mußten alle Anstrengungen gerichtet sein, anstatt daß man die Kräfte zersplitterte und Truppen nach Sizilien, nach Sardinien, nach Spanien hinschickte — überall hin, nur nicht in Hannibals Lager.

Daß dieser ohne eine solche Erneuerung seines Heeres nicht Rom erobern konnte, davon müssen wir uns wohl überzeugen, wenn wir sehen, daß es ihm selbst nicht gelang, sich Neapels zu bemächtigen.

Er strebte nach seinem Siege zunächst darnach, einen Seehafen in der Nähe von Rom zu gewinnen —: natürlich um die Verstärkungen, deren er bedurfte, und die ihm den höchsten Siegespreis gewinnen konnten, auf dem kürzesten Wege zu sich heran und in die Nähe von Rom bringen zu können. Das war ohne Zweifel das Richtige. —

Gar merkwürdig aber ist es, zu sehen, wie schnell Rom lebt, d. h. wie schnell sein Leben sich entfaltet und wie schnell die Lebenskraft dann auch wieder verbraucht wird.

Nach der Vertreibung der Könige war Rom dürftig und klein; 120 Jahre später konnte es von den Galliern verwüstet und zerstört werden; kaum 100 Jahre später tritt Pyrrhus auf, und Rom steht mit einem Mal als Weltmacht da! — Wieder nur etwa 70 Jahre später finden wir in Rom — während des zweiten punischen Krieges

— einen weit entwickelteren Zustand, der hin und wieder bereits zur Corruption neigt —: große Vermögen — ungeheuer reiche Leute — Steuerpächter — öffentlichen Credit — Entrepreneurs und Lieferanten, welche die Verpflegung des Heeres als ein großartiges Geschäft übernehmen und betreiben (lib. XXIII). — Wie schnell folgt das Alles auf einander.

Wie bald nach dem sagenhaft verherrlichten Fabricius erscheinen die publicani, die das Vaterland betrügen.

Man sagt, unsere Zeit lebe schnell. Darin mag etwas Wahres sein, sofern man dabei germanisches Leben einer früheren Periode als Gegenstand der Vergleichung denkt. Sonst muß man wohl gestehen, daß die Republiken der alten Welt — Athen und Rom — ganz anders schnell lebten, ganz anders schnell ihre Lebenskräfte verbrauchten als unsere Zeit.

Schicksal von Capua; grauenhaft! — Es ist gar seltsam, wie vollständig dem Alterthum der Begriff der moralischen Würde des Menschen und der Menschenrechte fehlt. Das Alterthum kennt nur Würde und Rechte des Bürgers. Eben darum geht die furchtbarste Roheit mit der höchsten Bildung Hand in Hand. —

Livius XXIX zu Ende gelesen.

Wie der gebildete, phantastische, etwas theatralische Scipio Africanus ist auch der Quinctius Flamininus ein modern römischer Charakter, wie er im älteren Rom nicht möglich war. Ein feiner Diplomat. — In der alten Zeit war auch die römische Unredlichkeit plumper. Es ist eben wunderbar, wie rasch ein verändertes Wesen in Rom hereinbricht. —

Was den Römern die Weltherrschaft sicherte, war nicht blos die militärische Tüchtigkeit —: es war mehr noch die staatsmännische Ueberlegenheit über ihre Gegner, die sich in allen Dingen zeigt. —

Wie kläglich ist z. B. dagegen das staatsmännische Gebahren des Antiochus, des Aetolischen und des Achäischen Bundes. Was die Weltherrschaft der Römer mächtig förderte, war, daß sie es nach dem Fall Karthago's durchaus nur mit verkommenen Völkern und absterbenden Staaten zu thun hatten. So wie sie dann auf Parther und Germanen stießen, blieb die Eroberung stehen.

Den Abend im Livius den Prozeß wegen der bacchischen Mysterien gelesen. — Da dergleichen im Verein mit der aus der Fremde erborgten Bildung zur Erscheinung kam, ist es wohl zu erklären, daß einem Cato die Bildung selbst als Verderb erschien.

Roms Geschick wurde großentheils dadurch bestimmt, daß es die Bildung nicht allein aus der Fremde entnahm, sondern von einem verkommenen, entarteten, absterbenden Volk borgen mußte.

Livius XLIII zu Ende. — Was für Zustände! — Der frühere Streit im Inneren Roms war zwischen Stand und Stand, er hat etwas großartiges, und Ueberzeugung und Tüchtigkeit stand auf beiden Seiten — wenn auch eine zum Theil unvernünftige Ueberzeugung. — Jetzt, zur Zeit des macedonischen Krieges dreht sich Alles um persönliche Interessen der einzelnen Großen. Und wie hat gleich zu Anfang des 7. Jahrhunderts der Stadt die Plünderung der Provinzen durch einzelne Optimaten um sich gegriffen! — Die ganze civilisirte Welt war damals lumpig — da der beginnende, ja schon weit vorgeschrittene Verfall des römischen Charakters mit dem vollendeten Verfall des Hellenenthums zusammentraf. Die beiden weltgeschichtlichen Völker jener Tage waren entartet. — Wenn wir die Gegenwart mit einer solchen vergangenen Zeit vergleichen, dann können wir wohl mit Stolz auf unser Jahrhundert sehen.

Livius XLV zu Ende gelesen, und damit überhaupt Alles, was von diesem Schriftsteller noch übrig ist. Es ist mir von großem Werth und ein bleibender Gewinn, daß ich ihn ganz gelesen habe. Das Erstaunen über die Geschwindigkeit, mit der das Verderben einreißt, erneuert sich stets. Und doch ist dies rasche Umsichgreifen der Fäulniß eben auch ein Schauspiel das sich öfter wiederholt im Lauf der Weltgeschichte. Plötzliche Bereicherung durch Raub und Plünderung hat gewöhnlich eine solche beinahe plötzlich einreißende Verderbniß zur Folge.

* * *

Gustav Freytags „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes" zu Ende gelesen. Ein lobenswerthes Werk, im Ganzen! — Die eigentliche Absicht tritt hier deutlicher hervor als in den beiden

ersten Bänden —: das Bürgerthum und Preußen, das sind die Mächte, auf die er uns für die Zukunft verweist. — Sehr gut ist nachgewiesen, wie nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegs alle Stände in Deutschland tief gesunken waren — und in den Geschichten aus Grenichen ist zum Schluß darauf hingewiesen, wie das Mittel zur gänzlichen Erstarkung und Gesundung darin liegt, daß man das Leben überall entschlossen selbst in die Hand nimmt.

Daß er die „Abenteuer des armen Mannes aus Toggenburg" für buchstäbliche Geschichte hält, ist Mangel an Kritik. Der Umstand, daß der „arme Mann" die Capitulation der Sachsen im Lager bei Pirna (1756) vor der Schlacht bei Lobositz erlebt, daß er, der angeblich bei Lobositz desertirt ist, sie überhaupt mit angesehen haben will, hätte den Verfasser aufmerksam machen sollen. — Indessen, da die „Abenteuer" im Ganzen recht gut im Costüme der Zeit erfunden sind, thut das dem Werk im Allgemeinen wenig Eintrag. Für den Augenblick freilich ist es nicht gerade wünschenswerth, daß über den Werth der Berufs-Soldaten und einer Volksbewaffnung noch mehr irrige Vorstellungen verbreitet werden. —

Die Bemerkung, daß in den älteren deutschen Romanen das politische Gespräch eben so breit hervortritt, wie in den späteren das ästhetische. — Ich muß dabei an L. Tiecks Phantasus denken. — Ich habe diese Zeit noch mit erlebt — und doch vermögen wir uns jetzt eigentlich gar nicht mehr in Zustände zurückzudenken, in der die ästhetischen Interessen als die eigentlich allein berechtigten der Menschheit besprochen wurden.

Reinhold Pauli's „Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815." Das ist eigentlich ein schlechtes Buch und hat dennoch auf mich einen sehr großen Eindruck gemacht! — Es war mir nie so klar entgegengetreten, daß England ein durchaus Anderes geworden ist, als es noch zur Zeit meiner Jugend war. England hat, seit Castlereaghs Tod, der zufällig ungefähr den Wendepunkt bezeichnet, eine Revolution durchgemacht — glücklicher Weise auf dem Wege der Reform — und stückweise; die Emanzipation der Katholiken und Dissenter — Parlaments-Reform — Auf-

hebung der Korngesetze — Umgestaltung der Armengesetze — veränderte Eintheilung und Verwendung des Einkommens der Kirche — veränderte sociale und ökonomische Verhältnisse, indem die Interessen der Industrie die des Ackerbaus bei Weitem überflügelt haben — Freihandel —: das sind die Stufen dieser Umwälzung.

Der Militär-Etat und die Lage in den Herzogthümern im Februar 1865.

Hatte sich Bernhardi während des Spätsommers und Herbstes 1864 andauernd seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen können, so brachten schon die ersten Wochen des Jahres 1865 eine abermalige Unterbrechung. Zu Beginn des Februar war der preußische Landtag zusammengetreten und die Frage, ob der Streit um die Militär-Reorganisation zu einem bleibenden Hinderniß für die deutsche und europäische Entwickelung des preußischen Staats werden sollte, war eine brennende geworden.

Diese Frage hatte von ihrem ersten Auftauchen an Bernhardi's Interesse in höchstem Maße in Anspruch genommen; er hatte bezüglich ihrer eine gesonderte Stellung innerhalb der liberalen Partei eingenommen und betrachtete, wenn er auch nicht alle Forderungen des extremen Militarismus gut heißen konnte, ihre Lösung im Sinn der Regierungsvorlage als schlechthin entscheidend für die Zukunft Preußens. Da nun auch mit der schleswig-holsteinschen Angelegenheit die geschichtliche Entwickelung Preußen-Deutschlands in ein kritisches Stadium getreten war, so drängte es den warmherzigen preußischen Patrioten, in den Mittelpunkt der Ereignisse zu eilen und, so viel an ihm lag, zu günstiger Gestaltung der Dinge mitzuwirken.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten dachte er dabei keineswegs gänzlich zu vernachlässigen, vielmehr sollten ihm die Berliner Archive neue Ausbeute gewähren.

Mit den Umrissen der Lage durch einen Brief seines Freundes Max Duncker bekannt gemacht, verließ daher Bernhardi seine Land-Einsamkeit, um am Morgen des 8. Februar 1865 in Berlin einzutreffen. Duncker hatte unter Anderem das Folgende geschrieben:

„Der Fortschritt ist so stark herabgestimmt, daß er augenblicklich Frieden machen würde, wenn man ihm mittelst des Wehrgesetzes eine leidliche Brücke baute. Dieses Gesetz ist berathen; man hat von Seiten der Minister dem König mehr zugestanden, als man von dem Landtage verlangen wollte; dennoch kann man sich höchsten Orts nicht entschließen die Vorlage zu zeichnen. Wartet man noch 14 Tage, wie es den Anschein hat, um neue und immer neue Berechnungen aufzustellen, so echauffiren sich natürlich die unbeschäftigten Vertreter gegenseitig und montiren sich durch Incidenzfälle. Und doch könnte man morgen eine Friedensstärke von 200,000 Mann und ein Budget von 40 Millionen für die Armee votirt erhalten! — Andererseits wüthen die Doktrinairs der Kreuzzeitung schon über die Aussicht eines Compromisses. Und was hinge nicht für die auswärtige Politik von der Beseitigung des Conflikts ab!"

„Oesterreich ist bereit die Annexion zuzugeben, wenn Preußen einen guten Preis zahlen will. Auch Rußland und Frankreich sind unter gewissen Bedingungen bereit. England würde mit derselben völlig einverstanden sein. Aber für die Bevölkerung Schleswig-Holsteins ist Herzog Friedrich, wie vor einem Jahr das Mittel der Ablösung von Dänemark, so heute das Bollwerk des Partikularismus; und wenigstens in Holstein wird man aus demselben nicht weichen."

9. Februar. Gestern Morgen angelangt. Heute suchte ich Paul v. Rennenkampff, den Finanz-Attaché der russischen Gesandtschaft auf. Er zeigte mir russische Zeitungen, und darin die Adresse des Moskauischen Adels an Alexander II. — Sie ist stärker und entschiedener im Original als in den Uebersetzungen, die in unseren Zeitungen zu lesen sind. Die Herren — der Adelsmarschall Graf von Orlow-Dawydow an der Spitze — verlangen in wenig verstellter Weise ein Zweikammersystem, und vor allen Dingen für sich selbst erbliche Pairieen, was in den Uebersetzungen so ziemlich verschwindet.

Weiter berichtet Rennenkampff: Roon hat die Militär-Vorlagen ohne alle und jede Modification, genau wie das vorige Jahr in das Haus gebracht! — (NB. Also hat beim König der Prinz Carl mit seiner Coterie selbst über Bismarck und das jetzige Ministerium den Sieg davon getragen! — Das ist sehr

schlimm!) — Ich sage darüber natürlich Nichts, da Paul Rennenkampff von dem dessous des cartes Nichts zu wissen scheint. Im Stillen bin ich überzeugt, daß Grabows taktlose Rede, die eigentlich jede Versöhnung, jeden Compromiß von der Hand wies und den König verletzen mußte, nicht wenig dazu beigetragen hat, diese unselige Wendung herbeizuführen.

Paul Rennenkampff sagt weiter: In der Arbeiterfrage wird die Regierung weiter gehen, als den Liberalen lieb ist, weiter selbst, als Schulze-Delitzsch will; sie wird nicht nur die §§ 181 und 182 des Gewerbe-Gesetzes aufheben, sondern auch die §§ 183 und 184; sie wird den Arbeitern das Coalitions-Recht — das Recht zu strikes — einräumen. Die Kreuz-Zeitungs-Partei geht hier Hand in Hand mit den Radikalen, den Lassalleanern! —

Abends um 6 Uhr kommt eine Einladung zu dem Ball im Palais.

Einer der ersten, mit denen ich auf dem Balle verkehren konnte, war Droysen, dann Saucken-Julienfelde, der nun endlich wieder Mitglied der Kammer oder des Hauses der Abgeordneten ist — und der sich gereizt äußerte über das Ministerium — namentlich über Bismarck, weil man von Versöhnung und Entgegenkommen gesprochen habe und nun doch wieder die Militär-Vorlagen ganz ohne alle und jede Veränderung einbringe.

Droysen sucht ihn zu beschwichtigen, sagt — was mir auch Max Duncker geschrieben hat —: Bismarck trage im vollen Ernst das größte Verlangen nach einer Verständigung mit dem Abgeordneten-Hause — und zwar aus sehr naheliegenden Gründen; er will große auswärtige Politik machen, und das kann er nicht „mit diesem Klotz am Fuß". — (NB. Natürlich! er muß dem übrigen Europa gegenüber in der Lage sein, daß er eine Anleihe bewilligt erhalten kann, und daß man das weiß.)

Droysen fährt fort: Aber „man" hat sich nicht entschließen können. — Es sind drei- oder viermal neue Berechnungen angestellt worden. — Dann ist die taktlose Rede dazwischen gekommen, die der Präsident Grabow gehalten hat — die hat den König „stutzig" gemacht. —

Nebenher erfuhr ich auch, warum Grabow eigentlich diese seine zweite Rede gehalten hat. — Er hatte in einer ersten Rede vernünftig und versöhnlich gesprochen, — damit war die „Volkszeitung" nicht zufrieden; sie brachte einen Leitartikel, in dem Grabow getadelt wurde. Das konnte der tapfere Mann nicht vertragen; es wurde ihm sofort bange um seine Popularität — er hatte nichts Eiligeres zu thun, als gleich wieder auf die Tribüne zu laufen um den Anfall von Vernunft, den er gehabt hatte, in den Augen der Volkszeitung dadurch wieder gut zu machen, daß er zu sehr unrechter Zeit eine taktlose, verletzende Rede hielt, die sehr viel verdorben hat.

(NB. Grabows Rede war in der That, als ob sie der Prinz Carl bei ihm bestellt hätte. — Unsere Liberalen haben es überhaupt an der Art, immer genau gerade Das zu thun, was die Reaction wünschen muß und wünscht. — Diese charakterlose Feigheit aber, die Grabow auch hier wieder bewährt, die macht unsere Liberalen abhängig von jedem lumpigen Literaten, der in der Zeitung schreibt.)

Die Königin ließ mir durch ihren Kammerherrn Grafen Pückler sagen, sie wünsche mit mir zu sprechen. — Ich mußte mich in der Rotunde an einer Säule aufstellen, in der Nähe der Sofas, wo die bleibenden Plätze der Damen des königlichen Hauses waren. — Da leistet mir der alte Wrangel Gesellschaft — der mich ohne Rücksicht auf meine grauen Haare immer „mein Sohn" anredet und sehr freundschaftlich thut. Auch von meinen Söhnen war die Rede — da sie zur Kavallerie wollen, werde ich sie dem Feldmarschall empfehlen — er meinte aber: „ich kann Niemanden mehr in die Welt einführen!" — und so schimmerte doch ein Gefühl seiner jetzigen Nullität und ein gewisses Mißbehagen durch; nebenher fragte er, ob der kühne Moskauische Redner, Orlow-Dawydow, nicht werde nach Sibirien geschickt werden? —

Die Kronprinzessin ließ sich auf dem Diwan vor mir nieder, bemerkt mich, redet mich an —: „der arme Herzog!" — der Augustenburger natürlich, dem gehe es schlecht. — Ich wollte wissen wie sie die Situation beurtheilt und äußerte deshalb: „Ich glaube zum

Theil mag er wohl selber daran schuld sein!" — Ach nein! Das sei durchaus nicht der Fall.

Die wenigen Worte, die sie sprach, genügten mir; ich sah, daß sie das ganze Verhältniß noch immer ganz in weiblicher Weise auffaßt, bestimmt auf der einen Seite durch persönliche Freundschaft für den Herzog — auf der anderen durch Abneigung gegen Bismarck, ohne alles Verständniß für die Interessen des Staats, ohne Sinn dafür, daß die, und zwar ganz allein, maßgebend sein müssen. — Stockmar weiß nach wie vor diese Saiten zu behandeln — und durch ihn behauptet nach wie vor Samwer seinen Einfluß. Gegen Samwer darf man Nichts sagen; daß die Politik, zu der er seinen Herzog verleitet hat, eine verkehrte ist, darf man nicht geltend machen.

Der Kronprinz, der mich von Weitem bemerkte, eilte durch den Saal herbei, um mir die Hand zu schütteln, — fragte nach den Meinigen — u. s. w.

Es dauerte sehr lange, ehe die Königin mit mir sprach. — Sie bemerkte, daß sie mich sehr lange nicht gesehen habe — ich sei längere Zeit außer Landes gewesen; — in Brüssel, wie sie gehört habe; — wie sie im Herbst nach Berlin zurück gekommen sei, habe sie sich gleich erkundigen lassen, ob ich noch in der Stadt sei.

Nun aber wurde unsere Unterhaltung unterbrochen. Der König kam in die Nähe, kam heran, begrüßte mich — und schüttelte mir dabei recht gründlich die Hand — ich mußte Rechenschaft von meinem Befinden und über Manches Auskunft geben; als ich mich dann aber wieder nach der Königin umsah, war sie verschwunden.

10. Februar. Zu Vincke-Olbendorf. Der ist mit dem Pferde gestürzt. —

Ich fand ihn auf dem Sopha ausgestreckt — und da er nicht ausgehen kann, versammelt sich die Fraction der Alt-Liberalen bei ihm. Ich fand da Schwerin-Putzar — den Grafen Krassow und noch einen Deputirten, den ich nicht kenne; der Präsident Bonin kam etwas später — Sänger und Saucken-Julienfelde wurden noch erwartet. — Das ist jetzt die ganze, ehemals so zahlreiche und mächtige Fraction.

Man gab mir Recht in diesem Kreise, da ich Grabow seiner

zweiten Rede wegen tadelte — und fand es sehr unpassend, daß er eine Bürgerkrone angenommen hat, die ihm von Köln aus zugesendet worden ist — und besonders die geräuschvolle Weise, in der er das ausdrücklich als Präsident des Hauses gethan hat. —

Als ich aber auch Gneist tadelte, nahm Graf Schwerin den seltsamer Weise in Schutz. — Ich sagte nämlich, die moralische Ueberzeugung, daß die Polen im Posenschen Hochverrath getrieben haben, die hat Gneist so gut wie wir Alle; es handelt sich nur darum, ob sich der juristische Beweis escamotiren läßt oder nicht. Gneist hat sich als Vertheidiger der Polen ungerufen eingedrängt, um den juristischen Beweis womöglich zu escamotiren —: was versprach er sich für seine Partei davon, wenn das gelang? — Ist es nicht ein großes Glück, daß alle Sympathien für Polen bei uns zu Lande vollständig todt und erloschen sind? — Wollte er etwa der revolutionären Partei helfen, sie wieder anfachen? — Was wäre damit gewonnen?

Schwerin antwortete: daß es Gneist daran gelegen sei, daß die strenge juristische Beweisführung auch in diesem Fall gefordert und das Urtheil nur auf strengen juristischen Beweis gesprochen werde, das könne man ihm als Juristen nicht übel nehmen.

(NB. Ich ließ darauf den Gegenstand fallen; aber selbst, wenn es nöthig gewesen wäre, für die Beobachtung der korrekten juristischen Formen in die Schranken zu treten — was bestritten werden muß —: kann das denn wirklich in ganz Preußen Niemand, als er? — War er gerade dabei unerläßlich? — An tüchtigen Juristen fehlt es uns am allerwenigsten. — Wenn ihn nicht die Eitelkeit verblendete, konnte ihm wohl nicht entgehen, daß er das einem Anderen überlassen mußte, der nicht parlamentarischer Führer ist.)

11. Februar. Droysen ist jetzt ein Anhänger Bismarcks geworden und ganz für die Annexion der Elbherzogthümer. Bismarcks Keckheit und Glück imponirt ihm, und was ihn mehr noch für Bismarck gewonnen hat, ist ein Artikel in der Revue des deux mondes — von dem bekannten Polen Wolowski. Da ist erklärt, ausdrücklich und unumwunden, daß es die Convention ist, die Preußen mit Rußland abschloß, die dem polnischen Aufstand ein Ende machte. — Darauf legt Droysen großen Werth. — Dann aber, erzählt

Wolowski, im September 1863 hatten England sowohl als Frankreich eine gewisse Neigung gehabt, sich der Polen anzunehmen — **Bismarck** aber sehr entschieden erklärt, daß Preußen eine solche Einmischung nicht unthätig mit ansehen werde. Preußen werde dann zuerst und vor Allem die Elbherzogthümer besetzen. Daß Bismarck das im September 1863 erklärt hat, vor dem Tode des Königs von Dänemark — ja als Niemand ein solches Ereigniß erwartete, oder daran denken — darauf rechnen konnte: das rechnet ihm Droysen sehr hoch an.

Ich: Die Aktien des Herzogs von Augustenburg stehen in diesem Augenblick sehr schlecht, davon habe ich mich in den wenigen Tagen hier schon überzeugt — sie stehen in der That schlechter als je zuvor, und zwar durch seine eigene Schuld. Der Herzog hat seine Stellung auf das Gründlichste verdorben dadurch, daß er in dem Wahn lebte, er könne seine Sache ohne Preußen durchführen — mit Hülfe des National-Vereins und der Kleinstaaten — und daß er nun seine particularistischen Interessen zu wahren sucht, finassirt und Concessionen abzulehnen sucht. —

Droysen: Natürlich stehen seine Aktien schlecht, und durch seine eigene Schuld! Er hat wollen ohne Preußen seine Sache durchführen „und dann gegen Preußen die Zunge heraus strecken."

Ich: Wie ich in Kiel war, fürchteten die Leute dort die Annexion; es war ihnen aber nicht begreiflich zu machen, daß diese Besorgniß ein Grund mehr war, sich Preußen auf jede Bedingung anzuschließen; daß eben Niemand sie vor dieser Gefahr retten konnte als Preußen selbst. —

Droysen: Der Herzog hätte müssen ein weißes Papier hersenden, mit seiner Unterschrift versehen, und dabei erklären, Preußen möge darauf schreiben, welche Bedingungen es wolle; das wäre von seiner Seite der einzig richtige Weg gewesen.

Ich: Im Anfang war es nur Bismarck persönlich, und eine kleine Partei, die die Annexion wollten; wenn der Herzog aber noch lange zögert, wenn es das Ansehen gewinnt, als wolle er nur seine particularistischen Interessen wahrnehmen — finassiren — und die Concessionen nicht machen, die Preußen ein Recht hat zu fordern —:

dann wird er es dahin bringen, daß die neunzehn Millionen Preußen die Annexion fordern wie ein Mann!

„So weit sind wir ja beinahe schon!" rufen Droysen und seine Frau wie aus einem Munde.

Droysen: Selbst die Fortschrittspartei verlangt die Annexion ganz entschieden. — Uebrigens haben Oldenburgs Ansprüche auf den Gottorpischen Antheil an den Herzogthümern wirklich viel für sich — freilich nur auf den Gottorpischen Antheil, nicht etwaige Ansprüche auf das übrige Land. Namentlich liegt ein Reichshofrath-Beschluß aus dem Jahre 1773 vor, vermöge dessen der damals eben geschlossene Transact zwischen Rußland und Dänemark — Austausch der Gottorpischen Lande gegen Oldenburg — anerkannt und in dem festgestellt wird, daß im Fall des Aussterbens der direkten königlichen Linie von Dänemark das Haus Holstein-Gottorp in der Erbschaft der alten Gottorpischen Lande den jüngeren Zweigen der königlichen Linie vorgehen solle. — Hier ist also eine authentische, rechtskräftige Interpretation des Traktats von 1773, die zu Gunsten Oldenburgs spricht. — Die Verhältnisse der Herrschaft Pinneberg sind ganz verwirrt; unzweifelhafte, klare Ansprüche auf den Besitz dieser Herrschaft hat eigentlich keiner der Prätendenten.

Das Gutachten des preußischen Kron-Syndikats wird wahrscheinlich dahin lauten, daß nach strengem Erbrecht das Land — oder die Lande — unter mehrere Besitzer getheilt werden muß — und die Folgerung, die nahe liegt, ist: wollen die Herzogthümer „up ewig ungedeelt" bleiben, wie ihre Devise lautet, so giebt es dazu nur ein Mittel: die Vereinigung mit Preußen. Dazu, meint Droysen, wird man das Gutachten schließlich brauchen.

Abend bei Droysen. Langes Gespräch ex parte mit G. Beseler über die Fehler, welche die Gesellschaft in Kiel begangen hat, und die Irrsale in denen sie sich herumdrehen — aus denen man ihnen ein für alle Mal nicht heraus helfen kann.

G. Beseler ist im Lauf des Sommers in Schleswig gewesen und namentlich auch in Kiel. Dort hat er Samwer und Francke absichtlich nicht besucht, um dem Herzog seine Meinung um so freier

sagen zu können — und er hat sie ihm auch in einem langen Gespräch auf echt Schleswig-Holsteinisch, d. h. in sehr derber Weise gesagt; hat ihm die Nothwendigkeit des engsten Anschlusses an Preußen erklärt, die Fehler seiner finassirenden Politik vorgehalten, — diese seinen beiden Rathgebern Sammer und Francke zur Last gelegt — und hinzufügt: Diese beiden Herren seien das Unglück des Landes.

Der Herzog erwiderte, wenn man Sammer und Francke als die Autoren der von ihm befolgten Politik ansehe, so heiße das ihm selbst zu nahe treten, indem man damit eine geringe Meinung von seiner Selbständigkeit zu erkennen gebe — und darauf erhielt er von G. Beseler zur Antwort: „So! also Sie identificiren sich mit den Herren! das ist ja noch schlimmer!"

Der Herzog hat übrigens gestanden, daß er bei seiner Anwesenheit in Berlin Fehler begangen habe; das heißt, er giebt zu, da Bismarck ihn mit Zurückhaltung und ablehnend empfangen habe, sei auch er, mehr als eigentlich gerathen war, zurückhaltend und ablehnend aufgetreten.

Sammer treibt sein altes, kleinlich finassirendes und intriguirendes Wesen fort nach wie vor und hat keine Ahnung davon, daß er leeres Stroh drischt; er ist in seiner Weise thätig, Huldigungs-Adressen im Lande hervorzurufen und dergleichen, und hofft Wunder zu bewirken durch kleine Correspondenz-Artikelchen, die er hierhin und dorthin sendet an verschiedene Zeitungen. — Auch an der Kieler Universität hatte er allerhand Intriguen angesponnen; er wollte die Universität veranlassen sich mit förmlicher Eingabe um Anerkennung des Augustenburgers an den Bundestag zu wenden. Doch da hat G. Beseler „einen Strich durchgemacht" — er hat Einfluß bei seinen ehemaligen Collegen an der Kieler Universität und hat ihnen begreiflich gemacht, was eigentlich von Seiten Sammers beabsichtigt werde; daß aber diese fortgesetzten Bestrebungen die Ansprüche des Herzogs ohne Preußen, ja gegen Preußen durchzusetzen und zu vollständiger particularistischer Selbständigkeit zu gelangen, nur alle Verhältnisse mehr und mehr verderben können, und die Eingabe an den Bundestag ist unterblieben.

Uebrigens meint G. Beseler, die Annexion sei bei alledem bedenklich und habe ihre großen Schwierigkeiten. Das Land widerstrebt dem Gedanken und hängt an seiner Selbständigkeit, selbst persönlich an dem Herzog, besonders in Holstein. Preußen würde an den Elbherzogthümern widerstrebende Provinzen haben, widerstrebende Unterthanen. Könne man allerdings auch auf das Assimilations-Vermögen einer Großmacht vielfach rechnen, so bleibe die Sache eben doch schwierig; mit der Zeit, „wenn man sie erst zehn Jahre hat", würden die Holsteiner sich freilich wohl in den großartigeren Verhältnissen gefallen, wie sie sich den Angehörigen einer Großmacht eröffnen — sie würden sich besser darin gefallen als in ihren engen, particularistischen Zuständen — aber in der Zwischenzeit bleibe die Lage precär — und was könne nicht Alles in zehn Jahren vorfallen!

Dann aber ist auch der Herzog Friedrich zu berücksichtigen; er cedirt seine Rechte nicht gegen eine Entschädigung, läßt sich nicht mit Geld und Gut abfinden. Das thut er nicht, weil er zu tief empfunden, in welche schiefe Lage sein Vater das ganze Haus durch eine solche Transaction gebracht hat, und was zu seiner Unehre darüber gesagt worden ist. Also: „eine Verlegenheit wird es immer bleiben." Dann hat auch Bismarck in den Herzogthümern vielerlei falsche Schritte gethan und Fehler begangen, und die haben „viel böses Blut gemacht" — besonders seine Beziehungen zu Scheele-Plessen, der eine in den Herzogthümern sehr verrufene Persönlichkeit ist. Und endlich sind auch Unterlassungs-Sünden hinzugekommen. So hat Preußen die Post- und Telegraphen-Verwaltung in den Herzogthümern an sich genommen. Das ist als ein Eingriff in die Selbständigkeit des Landes empfunden worden — aber es hätte sehr heilsam werden können, denn die Verwaltung der Post und der Telegraphen liegt dort in der That gar sehr im Argen. Die Postmeister sind meist invalide Offiziere, und sie haben gar kein subalternes Personal; sie miethen sich kleine Jungens und zum Theil selbst kleine Mädchen — die besorgen die Briefe! — Bei dem Telegraphen-Amt geht es eben so primitiv zu. Das wäre nun eine Gelegenheit gewesen, den Leuten die Vortheile einer stricten, correcten, pünktlichen preußischen Verwaltung anschaulich zu machen — den Eintritt in den großen

Weltverkehr. — Man hat aber anstatt dessen nur das Odium auf sich geladen, daß man sich der Sache bemächtigte — im Uebrigen aber Alles beim Alten und in seinem lässigen, unsicheren Betrieb gelassen.

G. Beseler hat einen höheren Beamten, der Einfluß auf die Dinge hat, darauf aufmerksam gemacht, wie viel da im Geist der Bevölkerung zu gewinnen wäre, wenn man da eine wirkliche preußische Verwaltung einführte — aber der Mann fiel aus den Wolken über eine solche Zumuthung und meinte, die Einrichtung in den Herzogthümern sei ja ein bloßes Provisorium — da könne man nicht eine Menge Beamter hinschicken u. s. w. — Die Beamten behandeln eben alle diese Fragen blos technisch — ohne politischen Blick; ohne Sinn für die politische Bedeutung der Dinge. —

12. Februar. Zu Max Duncker, den ich nun endlich treffe. Langes Gespräch; er belehrt mich ausführlich über die gegenwärtige Lage.

„Die Angelegenheiten des Herzogs Friedrich stehen allerdings sehr schlecht, und zwar durch seine eigene Schuld; er hat so schlecht operirt, daß er selbst die Sache ganz aus der Hand verloren und gar keinen Einfluß mehr auf ihren Gang hat. Er wird gar nicht mehr gefragt; es wird ganz ohne ihn unterhandelt und entschieden. — Was die Entscheidung betrifft, kommt es jetzt wesentlich nur darauf an, wie man mit Oesterreich einig wird, das principiell und im Allgemeinen Nichts dagegen hätte, daß Preußen die Elbherzogthümer annectirt, wenn es bei der Gelegenheit nur auch etwas gewinnt, wenn wir ihm auch nur eine Erweiterung seines Gebiets bewilligen und etwa die Grafschaft Glatz abtreten wollten."

Ich protestire sehr lebhaft gegen einen solchen Gedanken.

Max Duncker: „Wir können ihnen Nichts geben als Geld — und das wollen sie nicht haben (die Oesterreicher nämlich), und darin liegt die Hauptschwierigkeit. — Uebrigens ist der Herzog Friedrich auch nicht ohne allen Halt; sowie er im Anfang als Vertreter der nationalen Deutschen in den Herzogthümern eine nothwendige Person war und in diesem Verhältniß seine Stärke fand, so findet er jetzt seine

Stütze in dem derben Particularismus der Holsteiner. Das ist jetzt seine Position."

Im vergangenen Mai, als er hier in Berlin war, hätte er abschließen können mit Bismarck, aber damals „hielt er sich auf der Reserve" — war difficil und unzugänglich — und seitdem hat er eben gar keinen Einfluß mehr auf den Gang der Unterhandlungen. „Ich (Max Duncker) schrieb damals an Sammer, der Herzog habe den günstigen Augenblick versäumt und dadurch seine Sache sehr zweifelhaft gemacht." — Sammer antworete darauf: „man könne nicht ausschließlich mit Preußen allein gehen, man müsse auch auf Oesterreich und auf die Mittelstaaten Rücksicht nehmen!" —

„Seitdem correspondire ich nicht mehr mit den Leuten in Kiel. Geffcken setzt die Correspondenz fort. — Die Annexion der Elbherzogthümer wäre für Preußen ein Gewinn von entscheidender Bedeutung; wichtiger noch als zu seiner Zeit die Erwerbung von Schlesien. Dafür hat aber leider das kronprinzliche Paar nicht den rechten Sinn; beide, der Kronprinz sowohl als die Kronprinzessin behandeln die Sache in gewissem Sinne als eine Frage persönlicher Freundschaft für den Herzog Friedrich. Bei der Kronprinzessin kommt noch die persönliche Abneigung gegen Bismarck hinzu, die sehr entschieden ist — und außerdem werden beide auch noch von England, von Belgien, von Coburg und von Carlsruhe aus in diesem Sinn bearbeitet."

Ich: Auch von Carlsruhe, von Baden aus? — Weswegen denn von dorther? — Was haben denn die Leute dort für ein Interesse dabei?

Max Duncker: „Von Carlsruhe wird geltend gemacht, daß mit Schleswig-Holstein der Anfang gemacht werden muß mit dem deutschen Bundesstaat" (der an die Stelle des Staaten-Bundes treten soll). — Das ist auch, was der König Leopold urgirt. — Uebrigens will auch der König die Annexion nicht. —

„Uebrigens, die auswärtige Politik macht mir keine Sorgen" — aber was soll im Innern werden, wie soll da eine Lösung des Conflicts herbeigeführt werden, und welche? —

Dieses Thema wird weiter besprochen, auch mit Schubert aus

Königsberg — (jetzt im Herrenhaus als Vertreter der Universität Königsberg — oder der Stadt?).

Eine Ausgleichung war möglich, Bismarck trug großes Verlangen darnach — Prinz Carl und seine Coterie arbeiteten dagegen, da den Leuten daran gelegen ist, daß der Zwist eben nicht beigelegt wird.

„Bei dem jetzigen Einfluß der fortschrittlichen Presse kann es dahin kommen, wie es 1848 in Wien war, wo von Journalisten und Studenten den Abgeordneten, von der Galerie herunter, die Anträge, die sie dann stellen mußten, schriftlich in die Hand gegeben wurden." — Die Fortschrittspartei geht übrigens mit großen Plänen um; sie haben uns all' die Jahre her gesagt, daß wir die Reorganisation der Armee nicht bezahlen können, daß wir kein Geld haben, — „jetzt haben sie andere Schmerzen"; sie haben die Entdeckung gemacht, daß wir zu viel Geld haben, und wollen 12 Millionen Steuern streichen.

Von Glienicke aus wird dem König immerfort wiederholt: „Mache keine Concessionen, es wäre doch vergebens, denn sie werden nicht angenommen!" — Diese Redensart ist die wirksamste Waffe der Herren und verfehlt ihren Eindruck nicht. Damit ein Compromiß möglich wird, muß man es also dahin bringen, daß die Geneigtheit der Abgeordneten auf einen solchen einzugehen, dargethan wird. Man muß es dahin bringen, daß im Hause der Abgeordneten selbst ein entgegenkommender, ein vernünftiger Vorschlag gemacht wird, auf den die Regierung eingehen könnte; der, wenn auch nicht gleich in dieser Sitzung, eine Möglichkeit gewährt, eine Verständigung anzubahnen.

Man muß es zu diesem Ende dahin bringen, daß einige vernünftige Leute in die Militär-Commission kommen, die nächsten Dienstag gewählt wird. Wir sollen alle Kräfte und allen Einfluß aufbieten, um einige vernünftige Leute hineinzubringen.

Ich: Das ist nicht möglich! — jeder Versuch wäre vergebens; die Fortschrittlinge und die Bockumiten lassen Niemanden in die Militär-Commission, der nicht zu ihrer Fahne schwört. — Man muß thun was möglich ist; nämlich man muß bewirken, daß im Plenum ein Antrag gestellt wird, auf den die Regierung eingehen kann.

Schubert stimmt dem bei, und bei diesem Beschluß bleibt es denn auch. Simson, Saucken u. s. w. sind die Leute, die man dabei im Auge haben muß.

13. Februar. Besuch bei General Moltke; langes und interessantes Gespräch mit ihm. Er erzählt mir viel merkwürdiges von dem Feldzug in Schleswig — und erwähnt dabei des Prinzen Friedrich Carl mit keinem Wort.

Ich bemerke, es sei schade, daß die Landung am 3. April mißglückte, die dem Kriege mit einem Schlage ein glänzendes Ende und in Europa noch größeren Effect gemacht hätte, als Alles, was nachher wirklich geschah.

Moltke: Es war allerdings sehr zu bedauern. Es war ein vortrefflicher Gedanke Blumenthals; dem gebührt die Ehre des Gedankens. — Man hatte gehofft, daß unsere Kriegsfahrzeuge, die Kanonenboote, uns dabei helfen würden. Die sollten sich von Swinemünde her, längs der Küste, im seichten Wasser, wo die dänischen Kriegsschiffe sie nicht angreifen konnten, bis zum Alsensund heranschleichen; aber das gelang nicht. Es zeigte sich, daß die Kanonenboote dazu nicht zu brauchen sind; sie haben einen schlechten Gang, und es ist überhaupt gar Nichts mit ihnen anzufangen.

Ich: Admiral Eden sagte mir in England, daß sie nichts taugen. Wir hätten an der Fregatte Thetis, die wir in England eingetauscht haben, ein sehr gutes Schiff bekommen, die zwei Kanonenboote dagegen, die wir ihnen dafür gegeben haben, taugten gar Nichts, sie gehorchten dem Steuer schlecht und kämen nicht von der Stelle.

Moltke: Man ist auch ganz von diesem System zurückgekommen und wird keine Kanonenboote mehr bauen. Unmittelbar nach dem Waffenstillstand war eigentlich die Absicht, zu gleicher Zeit nach Alsen und nach Fünen überzugehen; in der Ueberzeugung nämlich, daß die Dänen nur an einem dieser beiden Punkte mit hinreichender Macht aufgestellt sein könnten (NB. der gleichzeitige Angriff auf den anderen also gelingen müsse). Das wurde uns aber nicht erlaubt — die Politik war dagegen und gestattete den Angriff auf Fünen nicht. Es blieb also Nichts übrig, als der Angriff auf Alsen allein. Nach Alsen war aber eigentlich sehr viel schwerer zu

kommen, als nach Fünen; die Landung auf Fünen wäre leichter gewesen; man hatte da Nichts von der dänischen Flotte zu befürchten, sie hätte sich gewiß nicht in den kleinen Belt hineingewagt, um ihn zu vertheidigen, da er leicht — durch Batterien am Strande — der Länge nach bestrichen werden kann. — Uebrigens, wenn der Schlag auf Alsen nicht genügt, den Frieden nicht herbeigeführt hätte, wären wir doch nach Fünen hinübergegangen — obgleich die Oesterreicher gar keine Lust hatten, mitzugehen. Es war Alles dazu vorbereitet.

Moltke fügt noch mancherlei zum Lobe der dänischen Soldaten hinzu, von deren Ausdauer in Mühsal und Beschwerden. Im Gefecht zeigte sich freilich, daß die Leute durch Arbeiten erschöpft waren. — Die Werke bei Düppel hatten den Fehler, daß die Grabenvertheidigung fehlte.

Dann spricht Moltke auch seine Ansicht über die gegenwärtige Lage aus, und was nun nach seiner Ansicht weiter geschehen müsse, und zwar das Alles viel offener und bestimmter, als sonst seine Art ist. — Es ist überhaupt seltsam, daß dieser im Allgemeinen so überaus schweigsame, verschlossene, vorsichtige Mann sich immer gegen mich mit großer Offenheit ausspricht

Moltke, der von Geburt ein Holsteiner ist und seine Laufbahn als dänischer Offizier in der dänischen Armee begonnen hat, verlangt auf das Entschiedenste die Annexion der Elbherzogthümer, und mir wurde sehr bald klar, daß das nicht eine bloß persönliche Ansicht von seiner Seite sei, daß vielmehr die ganze Armee die Annexion mit derselben Bestimmtheit verlangt; das ist von Bedeutung.

Eine Militärconvention mit den selbständigen Elbherzogthümern kann uns nicht genügen, sagte Moltke; wir haben ja eine Militärconvention mit Coburg — hätten wir nun können das coburgische Contingent nach Schleswig marschiren lassen? — Nein! das ist Nichts. Die Annexion ist das Einzige, was uns helfen kann! Und sie ist auch möglich, es kommt nur darauf an, Oesterreich dafür zu gewinnen und dahin zu bringen, daß es einwilligt; aber freilich, da liegt auch die Schwierigkeit. Oesterreich verlangt für seine Einwilligung auch seinerseits eine Vergrößerung, eine Abtretung von Land und Leuten.

Ich: Oesterreich möchte die Grafschaft Glatz gewinnen, wie ich

höre; die können wir ihnen aber unmöglich geben, es hieße die preußische Monarchie in ihren Grundfesten erschüttern, wenn man einen solchen Theil ihres Gebiets abtreten wollte. Preußen hörte damit auf, ein Vaterland zu sein, und wäre nur noch ein gleichgültiger Ländercomplex.

Moltke gibt das mittelbar zu, indem er sagt: die Hohenzollernschen Lande könnten wir ihnen allenfalls geben, wenn sie die haben wollen; freilich ist auch das unangenehm, des Namens wegen.

Ich halte auch diese Abtretung für verderblich, für unmöglich, und nicht bloß des Namens wegen. Preußen würde dadurch seinen Charakter als Staat aufgeben, und der moralische Verlust wäre groß und unersetzlich. Wir können den Oesterreichern Nichts geben, als Geld.

Moltke: Das ist ihnen bereits geboten worden, aber abgelehnt. Das wollen sie nicht, sie wollen Land!

Ich: Die Abtretung eines Gebiets ist aber unmöglich.

Moltke: Die Erwerbung der Elbherzogthümer wäre aber doch sehr wichtig.

Ich: Gewiß! — und sehr wünschenswerth! Aber man muß sie doch nicht dadurch erkaufen, daß man sich moralisch zu Grunde richtet.

Moltke läßt den Gegenstand fallen und geht auf die Einrichtungen über, die in Schleswig getroffen werden müssen. Kiel wird wohl nicht Kriegshafen werden können. Man wird den Kriegshafen nach Eckernförde verlegen müssen, weil der Kanal, der die Nordsee mit der Ostsee verbinden soll, nicht wohl nach Kiel geführt werden kann. Da müßte ein Landrücken von 250 Fuß Höhe durchstochen werden, und der Kanal würde fünf Millionen Thaler mehr kosten, als auf der Linie von Brunsbüttel nach Eckernförde. Auf dieser letzteren bleibt man immer im Marschlande, und man hat die Wassermasse der großen Seen, um den Canal zu speisen. — Daß man den Kriegshafen nach Eckernförde verlegen muß, hat freilich sein Unangenehmes, denn der Hafen von Eckernförde ist nicht so leicht (fortificatorisch) zu schließen, als der von Kiel.

Ich bedauere, daß Rendsburg in fortificatorischer Beziehung sehr veraltet ist.

Moltke: Rendsburg ist für uns von gar keiner Bedeutung; aber auf Alsen müssen wir festen Fuß fassen; Sonderburg muß befestigt werden; es muß den Dänen unmöglich gemacht werden, auf Alsen zu landen, was immer sehr unbequem wäre.

Er geht dann auf die seltsame Weise über, in der die Ereignisse dieses Feldzuges von unseren Abgeordneten beurtheilt werden, und das führt auf die Militärorganisation und den Zwist im Innern. — Moltke sagt, die Leute sind so unvernünftig und verblendet, daß sie behaupten, unser altes Militärsystem, die Landwehr habe sich in diesem Kriege vortrefflich bewährt; da sehe man, daß man weiter nichts brauche, als unsere Landwehren.

Ich: Das ist nicht zu leugnen, denn es ist buchstäblich wahr; buchstäblich diesen Unsinn hat Lette im vergangenen Frühjahr gegen mich ausgesprochen. Die Verblendung ist eine hoffnungslose.

Moltke: Mit den Leuten ist Nichts anzufangen; man muß sie gehen lassen; sie müssen sich ableben.

Ich: Ein Compromiß wäre bei alledem sehr wünschenswerth, besonders der auswärtigen Politik wegen, in der man doch nur dann energisch auftreten kann, wenn man gewiß ist, über die Finanzkräfte des Landes verfügen zu können.

Moltke: Es geht auch so; kommt kein Budget zu Stande, so leben wir ohne Budget weiter; das geht auch und ist kein Unglück.

Ich: Es geht allerdings, aber doch nur bis zur nächsten ernsten Krisis und nicht weiter.

Moltke: Wenn uns die Franzosen in's Land marschiren, bekommen wir auch Geld!

Ich: Das ist doch nicht so ausgemacht! — und das Schlimmste ist, daß eine Auflösung des Abgeordnetenhauses zu gar Nichts helfen würde. Bessere Wahlen sind nicht zu hoffen. Unmittelbar nach der Einnahme von Düppel und Alsen wäre ein günstiger Augenblick gewesen — denn die Ereignisse hatten allerdings einen großen und günstigen Eindruck im Lande gemacht — aber das ist jetzt schon längst wieder verwischt und spurlos verschwunden. Die Maßregelungen von unbedeutenden kleinen Beamten, mit denen die Regierung seitdem vor-

gegangen ist, haben viel böses Blut gemacht. Sie sind es, die den günstigen Eindruck der großen Ereignisse verwischt haben. Denn man darf sich darüber nicht täuschen, die politische Erziehung ist bei uns im Lande noch nicht sehr weit vorgeschritten; die Leute haben gar keinen Maßstab für die relative Wichtigkeit der Dinge; ihre Ansichten erinnern uns an die chinesische Landschaftsmalerei, es ist keine Perspective darin, und Grashalme und Palmen haben dieselbe Bedeutung. So sagen sie jetzt: Die Erwerbung der Elbherzogthümer — was kann uns das helfen! — Da in Goldberg ist der Kreisrichter Schmidt gemaßregelt worden, und dieser gemaßregelte Kreisrichter Schmidt in Goldberg, der ist der große Gegenstand, der die Gemüther in Bewegung setzt, über den werden die Elbherzogthümer vergessen.

Moltke giebt zu, dem könne wohl so sein; wiederholt aber seinen Refrain in Beziehung auf die Abgeordneten: Die müssen sich ableben.

Ich: Man müßte aber diesen Zustand politischer Unreife berücksichtigen und die Leute demgemäß behandeln. Ich halte diese kleinlichen Maßregelungen unbedeutender Individuen für einen Fehler, den die Regierung begangen hat; es kommt dabei gar Nichts weiter heraus, als daß die Stimmung im Lande immer wieder eine gereizte wird und daß die Fortschrittspartei gewinnt.

Moltke scheint nicht geneigt, dem zu widersprechen. Da ich wiederholt darauf zurückkomme, daß man doch einen Compromiß mit dem Abgeordnetenhause zu treffen suchen müsse, namentlich wenn es vermöge einer unwesentlichen, vielleicht einer bloßen Scheinconcession geschehen könnte, erfahre ich, was die Leute — das Ministerium — en définitive haben wollen und worauf sie eingehen würden.

Moltke sagt: Sie sollen uns ein Procent der Bevölkerung geben, als Friedensstand der Armee, und in runder Summe ein Budget von 40 Millionen. Ein Procent der Bevölkerung, das wären 190,000 Mann, und wenn wir dann 10,000 aus den Herzogthümern dazu bekommen, so sind das die 200,000 Mann, die wir gebrauchen. Und ein Procent der Bevölkerung als Prinzip angenommen, so wächst das Contingent ganz von selbst, wie die Bevölkerung zunimmt, ohne daß es dazu eines neuen Gesetzes bedarf. Und ein Budget von 40 Millionen — was dann der Kriegs-

minister damit macht, ob er dafür Kanonen gießen oder Hosen machen läßt, darum sollen sie sich nicht bekümmern — sie verstehen auch Nichts davon. — Die dreijährige Dienstzeit sei Gesetz, daran brauche Nichts geändert zu werden.

Auf Rendsburg legt Moltke doch vielleicht zu wenig Gewicht — auf Sonderburg zu viel. — Um eine Landung der Dänen allein auf Alsen zu verhindern, wird unsere Flotte wohl bald genug stark sein. Doch ist ein neuer Krieg mit einem isolirten Dänemark wenig wahrscheinlich.

Auf einen Krieg mit einer skandinavischen Union — oder mit einem skandinavisch-französischen — oder mit einem skandinavisch-russischen Bündniß müssen wir uns dagegen in Schleswig gefaßt machen — und in einem solchen Krieg wird es immer darauf ankommen, daß wir uns unter allen Bedingungen an der Eider behaupten können. Glücklicher Weise kann man aber — namentlich wenn der Canal von Brunsbüttel an Rendsburg vorbei nach Eckernförde geführt wird — die stärkste Vertheidigungslinie herstellen, die es in Europa giebt. Nur darf Rendsburg weder vernachlässigt noch geschleift werden. — Man denke sich nur: Friedrichsstadt, das durch einige Erdwerke und Ueberschwemmungen leicht zu decken ist, und an dem der Feind einmal nicht viel gewonnen hätte, wenn er es eroberte — von da der heutige Canal bis Rendsburg — dieser Theil der Linie außerdem noch gedeckt durch die Ueberschwemmungen längs der Treene — dann von Rendsburg bis Eckernförde der neue Canal — und was für ein Canal! tief und breit genug für Kriegsschiffe, — und endlich als Abschluß der Linie, am Meer, eine befestigte Hafenstadt.

Man muß also dahin wirken, daß auch im Fall die Herzogthümer einen eigenen Staat bilden, Rendsburg eine preußische Festung und verstärkt, nicht geschleift wird.

Parteiungen im Inneren und auswärtige Politik im Frühjahr 1865.

14. Februar. Besuch bei General Alvensleben, der mir in mancher Beziehung sehr interessant wird. Das Gespräch kommt zuerst auf Polen. Alvensleben fragt, ob dort wohl eine neue Erhebung des Adels möglich sei?

Ich: Wohl kaum in der nächsten Zeit, da der Adel theils durch die Insurrection, theils durch die Emancipation der Bauern, die Separation u. s. w. gar sehr ruinirt ist. — Die Zukunft ist schwer zu berechnen, man kann kaum vorher sagen, wie sie sich unter dem Einfluß der neuen Verhältnisse gestalten wird. Doch läßt sich das wenigstens vorher sagen, daß der Adel schwerlich seinen alten Einfluß gewinnen wird — da bei der Art, wie die Auseinandersetzung erfolgt, wohl die Absicht zum Grunde liegt den polnischen Adel vollständig zu ruiniren. — Man thut jetzt, was der Kaiser Nicolaus meiner Ansicht nach schon vor 30 Jahren hätte thun müssen, als ihm der Krieg das Recht dazu gegeben hatte. — Schon damals — ja von Anfang an — hätte Rußland seine Stütze in Polen in den Städten und Bauernschaften suchen müssen, nicht in dem Adel, der ein für allemal nicht zu gewinnen war. — Die stets erneuerten Versuche den Adel zu versöhnen, die man anstatt dessen machte, während man ihn doch in seinen theuersten Interessen unheilvoll verletzen mußte, — das war ein verfehltes, von Hause aus hoffnungsloses Beginnen; es hieß das etwas Unmögliches versuchen. — Man studirt eben den Macchiavell nicht genug — den ich, beiläufig bemerkt, hoch verehre. — Eine seiner Hauptlehren ist, daß man das ein für allemal Unmögliche entschlossen dafür erkennen, und nie wollen — nie versuchen muß.

Alvensleben (sehr freundlich lächelnd): „Ueberreden Sie doch unseren König auch, daß er nicht auch das Unmögliche versucht, nämlich mit dem Haus der Abgeordneten zu regieren!" — (NB. So? — also die Coterie Prinz Carl, Manteuffel, Alvensleben, Pückler u. s. w. glaubt jetzt schon so

weit zu sein, daß sie offen auf ihr letztes Ziel hinwirken kann, auf die Cassirung der Verfassung! — Es ist mir lieb, das zu wissen.)

Ich äußere mich schonungslos über das Haus der Abgeordneten, dessen Verblendung, Thorheit und characterlose Feigheit. — Ich fügte dann auch mit Absicht hinzu, daß von neuen Wahlen vor der Hand nichts Besseres zu erwarten sei — und da immer deutlicher hervortrat, daß nach Alvenslebens Meinung gar nicht wieder gewählt werden müsse — sage ich dann, es sei allerdings möglich die Verfassung aufzuheben und ein rein absolutistisches Regiment herzustellen, es frage sich nur, ob dies rathsam und zweckmäßig sei; ich glaube nicht, da die wiederhergestellten Zustände sich jedenfalls nur eine Zeit lang würden behaupten lassen, nur bis zu einer ernsten Krisis und Gefahr: „es darf uns dann kein Unglück begegnen! das ist die Bedingung! so wie uns irgend ein Unglück betrifft, sind wir verloren!" — denn dann werde die Wage wieder nach der entgegengesetzten Seite umschlagen, und die Bewegung wohl ohne Zweifel in entgegengesetzter Richtung ganz in das Maßlose gehen.

Alvensleben meint, ein Unglück dürfe uns überhaupt nicht begegnen — und das Volk könne sich wohl wieder den alten Zuständen zuwenden.

Ich: Bleibend nicht, das dürfen wir nicht hoffen; besonders auch weil der Landadel — was ich mit Bedauern sehe und sage — einen sehr geringen, beinahe gar keinen Einfluß auf Gemüth und Stimmung der Bevölkerung hat, vielmehr von der ländlichen Bevölkerung mit entschiedenem Mißtrauen betrachtet wird. Die Bauern sind eben von Jahrhunderten her gewöhnt in dem Landadel ihren natürlichen Gegner zu sehen — und so hat leider jeder erbärmliche Winkel-Advokat in einer Kreisstadt mehr Einfluß auf die Landleute als der gesammte Adel des Kreises. Alvensleben kann nicht leugnen, daß dem wirklich so ist. Ich fügte hinzu, daß die alten Zustände für uns auch eine sehr bedenkliche Seite haben. Bei der verhältnißmäßigen Armuth Preußens an materiellen Mitteln bedürfen wir vor Allem, selbst mehr als andere Staaten, einer regen lebendigen Theilnahme an dem öffentlichen Wesen; eine große Persönlichkeit wie Friedrich II., die Alles an sich fesselt und mit sich fortreißt, die der

Mittelpunkt aller Interessen wird —: die kann man nicht immer haben — und ohne eine solche Persönlichkeit könnten die alten Zustände wohl wieder dahin führen, wo wir im Jahre 1806 waren. Daß z. B., wenn der Feind in's Land rückt, die Einwohner von den Behörden ausdrücklich aufgefordert werden — wie damals geschah — dem Feinde recht „freundlich" und willfährig entgegen zu kommen.

Ich glaube keineswegs, wie die doctrinären Liberalen, daß dem Lande eine parlamentarische Verfassung ohne Weiteres eine bessere und weisere Regierung, eine bessere Verwaltung sichert. — In dieser Beziehung schlage ich im Gegentheil den Werth solcher Institutionen ziemlich gering an. Mit anderen Worten, sie haben in meinen Augen keinen großen Werth an sich. Aber wir bedürfen solcher Zustände, die eine rege Theilnahme der Bevölkerung an dem öffentlichen Wesen sichern — wir müssen uns sogar bemühen die Bevölkerung zu einer solchen regen und thätigen Theilnahme zu erziehen. Wir bedürfen *solcher Zustände, die Charactere bilden*, die unter allen Bedingungen den Aufgaben des öffentlichen, des Staatslebens, gewachsen bleiben. *Aus den bloßen Beamten gehen solche Charactere nicht* hervor.

Alvensleben stimmt dem sehr entschieden bei — da ich aber im weiteren Hin- und Herreden den Ausdruck „*mecklenburgische Zustände*" brauche, fragt Alvensleben mit der allermildesten Sanftmuth: „Halten Sie die denn wirklich für so unglücklich?" —

Ich: Darum handelt es sich eigentlich nicht; sie sind gefährlich — ein Staat, der nicht, wie Mecklenburg, unter allen Bedingungen seine Stütze auswärts suchen muß — der als Großmacht selbständig dastehen soll, könnte mit solchen Zuständen nicht bestehen. Sie haben in Mecklenburg dahin geführt, daß der Bauernstand ganz verschwunden ist. Selbst nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges gab es dort im Lande noch mehr als 20,000 Bauernhöfe — jetzt nur noch zwölfhundert.

Alvensleben ist sehr überrascht, hat das nicht gewußt; fragt wie es dahin gekommen ist. Ich deute an, daß die Herren sich selbst, vermöge eines Gesetzes, daß sie selber gemacht haben, das dominium utile der Bauernhöfe zugesprochen und dann die Bauernhöfe

und ganze Dörfer „gelegt" und die Fluren in herrschaftliche Vorwerke verwandelt haben.

15. Februar. Ball im kgl. Schloß. Ich bin viel mit Droysen, G. Beseler, v. Sänger — auch mit Knesebeck. — Längeres Gespräch mit Stiehle, über England, wo er in diesem Mai gewesen ist, bald nachdem ich abgereist war. Er hat die Stimmung dort sehr feindselig gefunden.

Die Königin spricht mit mir bei ihrer tournée in der Bildergalerie.

Alfred Auerswald erzählt mir von den Scenen, die sich hier ergaben, als in diesen Zimmern — im Rittersaal, wo der Thron steht — die Verfassung beschworen wurde. — Die Minister, zu denen Alfred Auerswald damals gehörte, traten einzeln vor den Thron um den Eid zu leisten. Die Schlußformel ist, nach unseren Gesetzen: „So wahr mir Gott helfe!" — es steht aber einem jeden frei, nach individueller Ueberzeugung noch hinzuzufügen, was seinen religiösen Anschauungen entspricht. — Keiner hatte etwas hinzugefügt, bis auf Alfred Auerswald, der die weiteren Worte sprach: „durch Jesum Christum zum ewigen Leben!" — und dieser Formel bedienten sich dann später noch einige Andere.

Arnim-Boitzenburg, auch einer der damaligen Minister, kam dann auf Alfred Auerswald zu und fragte, warum er das gethan habe; Auerswald erwiederte, er habe eben den Eid seiner Ueberzeugung gemäß gesprochen — und Arnim-Boitzenburg war unvorsichtig genug einzuwenden: „Einen so hohen Eid zu leisten, in einem Fall, wo man doch nicht weiß, ob er werde gehalten werden können" — das sei doch sehr bedenklich! — Als ob ein Eid nicht eben immer ein Eid sei! —

16. Februar. Bei dem Staats-Minister Bernuth finde ich Gruner, und beide sind — was jetzt selten vorkommt — sehr entschieden gegen die Annexion der Elbherzogthümer, die ihnen unmoralisch vorkommt und bloß als eine Schlechtigkeit Bismarcks. — Bernuth bedauert, daß unserer Zeit der Begriff des Rechts nur all zu sehr abhanden gekommen sei — und Gruner meint, nach der Erklärung, die man am 28. Mai auf der Londoner Conferenz abgegeben habe, sei die Annexion gradezu eine Schändlichkeit. Beide haben aber keine Ahnung davon, wie der Herzog von Anfang an gehandelt hat.

Sie meinen, Bismarck habe ihn zurückgestoßen und fahre fort alle Annäherungsversuche abzuweisen.

23. Februar. Abermals Ball im kgl. Palais. Ich traf Mr. Ward, den englischen Consul in Hamburg. Er sprach mir von Schleswig-Holstein, natürlich in der Voraussetzung, daß ich ganz unbedingt in den Interessen des Herzogs von Augustenburg sei, und sprach demgemäß davon, wie man dafür sorgen müsse, daß über die Bevölkerung nicht ohne ihre eigene Zustimmung verfügt werde: „there is a debate in the house of commons coming on; Mr. Duff Grant“ — (er meinte natürlich Grant Duff) — „is to bring it on“ — er wunderte sich sehr darüber, daß dieses große Ereigniß nicht bereits stattgefunden hat, daß die heutigen Zeitungen nicht bereits darüber Bericht erstatten.

Es war nicht schwer zu durchschauen, daß diese beabsichtigte Parlaments-Debatte von Kiel aus veranlaßt ist, und daß der würdige Mr. Ward sie vermittelt! — Daran erkenne ich meine Kieler Freunde: nur nicht etwas Reelles thun; nur nicht den Weg einschlagen, der grade zum Ziel führt! — Immer und immer soll im Dunkeln auf Nebenwegen gearbeitet, durch Schein-Thätigkeit, — durch wesenlose Nichtigkeiten soll das Ungeheuerste bewirkt werden! — Wie in aller Welt kann man über die gegenwärtige Lage Europas in dem Grade verblendet sein, daß man glaubt, eine Debatte über Schleswig-Holstein im englischen Unterhause habe irgend etwas zu bedeuten und könne irgend einen Einfluß auf den Gang der Dinge üben! Solcher Verblendung ist nicht zu helfen.

Prinz Christian von Augustenburg begrüßte mich und flüßterte mir zu: „Es steht schlecht;“ hier ist ein starkes Verlangen nach Annexion. „Allerdings“ — erwiederte ich, „die Gefahr ist dringend geworden; vor sechs Monaten war sie sehr gering.“ „O!“ erwiederte der Prinz „ich habe schon, als wir zusammen in Gotha waren, immer gewarnt vor Preußen — schon damals.“

Viel mit Schweinitz, dem Adjutanten des Kronprinzen, gesprochen. Er spricht von meinem Werk; die Verhandlungen über den deutschen Bund — auf dem Wiener Congreß — seien besonders lehrreich. Fragt nach den Zuständen in Rußland, die seien wohl schlecht? — Aller-

dings, sie sind in der Gegenwart nicht sehr erfreulich, und versprechen in mancher Beziehung auch für die Zukunft nichts Gutes. —

Schweinitz: „Als guter Preuße muß ich mich darüber freuen!"

Langes Gespräch mit Stiehle, — unter anderem über den Macchiavell, den ich gar sehr bewundere, namentlich auch wegen seines Werks dell' arte della guerra, in dem überraschend treffende Dinge über das Wesen des Krieges gesagt sind; — Anschauungen, zu denen die Theorie nach den wunderbarsten Verirrungen in das Abstruse erst in unseren Tagen wieder zurückgekehrt ist; wenn man nun bedenkt, daß der wirkliche Krieg zu Macchiavells Zeit — der Krieg, den er kannte aus unmittelbarer Anschauung — dem naturgemäßen Begriff und Wesen des Krieges mehr als zu irgend einer anderen Zeit untreu — ganz zu einem Kampf in durchaus conventionellen Formen geworden war, unter der Leitung der Condottieri —: dann muß man wohl den Geist bewundern, der sich, über alle Erfahrungen seiner eigenen Zeit hinaus, zu so durchgreifend richtigen Anschauungen zu erheben weiß.

24. Februar. Den Abend kommt ganz überraschend Eduard Ungern-Sternberg zu mir. — Er hat schon im Oktober die Redaction der Flensburger Zeitung aufgegeben und Flensburg verlassen; ist seitdem wieder in Baden gewesen — und geht jetzt nach Esthland zur Hochzeit seiner Schwester, die dort heirathet. — Er will aber nicht dort bleiben, wo auch in der That für ihn kein Bleibens sein kann.

Ich finde ihn sehr verändert. In Gotha schwärmte er für den Herzog. Er wußte um die 6000 Gewehre, die der Herzog in Lübeck verborgen hatte — reiste mit Proclamationen des Herzogs im Mantelsack nach Holstein, und erwartete Wunder. — In Flensburg fand ich ihn gehörig abgekühlt in Beziehung auf den Herzog und zu der Einsicht gelangt, daß die Elbherzogthümer ihr Heil in dem Anschluß an Preußen suchen müssen. — Jetzt beseelt ihn, in Beziehung auf den Herzog, ein feindseliges Gefühl, und was die Herzogthümer betrifft, ist er ganz unumwunden und entschieden Annexionist.

Er sagt mir, daß die Partei der Annexion in den Herzogthümern gewachsen ist; viele bedeutende Männer dort sind jetzt für

die Annexion und halten sie für den besseren Ausweg, — aber sie können sich nicht offen dazu bekennen, weil sie sich einmal, gleich zu Anfang, für den Herzog erklärt und ausgesprochen haben. — Um consequent zu bleiben fahren sie fort in seinem Sinn und für ihn zu sprechen.

Ball bei Roon. C. Vincke erzählte mir ein Gespräch, das er mit dem König gehabt, dem er seine neueste Schrift über die Militär-Organisation zugesendet hatte. Der König hat die ersten dreißig Seiten gelesen und zeigte sich sehr zufrieden mit dem Inhalt, fragte aber dann: „welches ist denn nun aber Ihr wirkliches Gesicht? — dies oder das frühere?" — C. Vincke, der in der seltsamen Selbsttäuschung lebt, daß er stets seine gegenwärtigen Ansichten gehabt und vertheidigt habe, antwortete: wenn S. M. weiter gelesen hätte, würde seinem Auge nicht entgangen sein, daß er auch jetzt noch seinen früheren Ansichten treu geblieben sei. (Das glaubt Vincke, weil am Ende wirklich angedeutet ist, es könnte zweckmäßig sein, aus Sparsamkeits-Rücksichten die Dienstzeit der Infanterie factisch um etwas abzukürzen.)

Darauf wurde der König etwas böse und erklärte: nicht einen Thaler von dem Militär-Budget, nicht eine Stunde von der dreijährigen Dienstzeit werde er sich abhandeln lassen, „das können Sie Allen sagen!"

Das eigentlich Wichtige dabei ist, daß Vincke diese Unterredung dem Kriegsminister Roon erzählt hat, der darauf rasch antwortete: „sagen Sie es lieber Niemandem." — Ein Beweis, daß das Ministerium noch immer sehr gern ein Abkommen mit dem Haus der Abgeordneten treffen würde.

Ich war viel mit Bethusy-Huc, der zwar zur Kreuz-Junker-Partei gehört, dabei ein sehr ordentlicher Mensch von reiner vaterländischer Gesinnung ist. Wir sprachen von der Nothwendigkeit einen vernünftigen Vorschlag in das Plenum des Hauses zu bringen. Er sagte mir, daß er sich die größte Mühe gebe Stimmen für einen solchen Vorschlag zu werben — und sprach die Hoffnung aus, daß auch wohl eine Majorität dafür gewonnen werden, und die Sache durchgehen könnte. — Das glaube ich kaum.

25. Februar. C. Vincke verabredeter Weise bei mir. Ich sage ihm das Nöthige darüber, daß in der Militärfrage ein vernünftiger

Vorschlag in das Plenum des Hauses kommt — und daß er sich so viel als möglich dem nähert, was die Regierung als ihr minimum im Auge hat, und worauf sie eingehen würde. Das ist ein Prozent der Bevölkerung als Friedens-Etat der Armee und ein Budget von 40 Millionen.

Vincke erwidert: Stavenhagen wird schon in der Militär-Commission einen Vorschlag einbringen, und wenn er da, wie vorauszusehen ist, nicht durchgeht, wird er ihn im Plenum wiederholen; und im Plenum wird er Unterstützung finden. Stavenhagen wird einen Friedens-Etat von 180,000 Mann anbieten, und in runder Summe 200 Thlr. per Kopf. — Er muß nicht nothwendiger Weise dabei bleiben; darüber wird sich handeln lassen — aber jedenfalls bewilligt das Haus nicht ein Prozent der Bevölkerung, weil dann der Militär-Etat stets mit der Bevölkerung wachsen würde — man will eine bestimmte Zahl.

Da wir dann auch davon sprechen, daß die Abgeordneten selbst in Beziehung auf die Bankvorlagen der Regierung Schwierigkeiten machen, meinte Vincke: es wäre recht gut, wenn auch die von den Abgeordneten verworfen würden; denn „mit diesem Hause!" — je ärger der Unsinn wird, den es treibt, je schneller es sich ruinirt, desto besser.

Solche Worte aus Vincke's Munde zu hören war mir sehr neu!

Sir Rowland Blennerhasset kommt. — Er thut mancherlei Fragen — denn er sucht sich über unsere Zustände zu unterrichten.

Er kennt Virchow und hat sich von diesem Natur, Entstehung und Bedeutung des über die Militär-Frage entstandenen Conflikts erklären lassen. Am Ende fragte Sir Rowland — recht als wollte er den Beweis liefern, in welcher harmlosen Weise er den Dingen gegenübersteht —: ob denn nicht ein Compromiß mit der Regierung möglich sei?

Virchow hat ihm mit bewunderungswerther Aufrichtigkeit geantwortet: „ich will gar keinen Compromiß mit der Regierung; ich will den König dahin treiben, daß er die Kammern nach Hause schickt und die Verfassung aufhebt; daraus muß sich dann später eine Revolution ergeben." — Eine solche Offenheit läßt Nichts zu wünschen! — Ich hätte sie von einem Mann,

der mit solchen Plänen umgeht, in der That nicht erwartet! — Wahrscheinlich hat sich Virchow durch seine Eitelkeit dazu verleiten lassen; durch die Hoffnung dem Irländer als titanischer Volkstribun — als der O'Connell Preußens zu imponiren. — Sir Rowland zeigte sich recht kindlich darin, daß er mir das wiedererzählte.

Mir aber ist es sehr viel werth, daß ich das weiß, und Virchows eigenes Geständniß dafür anführen kann. Das muß man unter die Leute bringen.

Eduard Ungern-Sternberg in seinem Zimmer im Hôtel de Brandebourg besucht. — Wir sprechen von Roggenbach in Baden. Der ist sehr verstimmt — sehr entmuthigt — und wird sich wahrscheinlich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückziehen.

Ich fragte: weshalb? — und es ergab sich, daß dieser jugendliche Enthusiast und Idealist nach und nach zu wirklicher staatsmännischer Reife gelangt ist; er ist namentlich zu der Einsicht gelangt, daß Baden — daß ein Kleinstaat überhaupt nicht das Feld der Thätigkeit ist, von dem aus sich große Politik treiben läßt, von dem aus man große Pläne verwirklichen und die Einheit Deutschlands gründen kann — und zwar, weil diesen Staaten die reale Macht fehlt, die dazu nöthig ist. — Er sagt: „ich habe Wechsel ausgestellt, die ich nicht einlösen kann!" — So ist er zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Zukunft Deutschlands nur von Preußen aus gegründet werden kann.

Danach ist nicht zu verwundern, daß Roggenbach jetzt auch für die Annexion ist und meint, das sei das Beste; Preußen möge die Herzogthümer für sich nehmen und womöglich die anderen deutschen Kleinstaaten dazu verschlingen. — Er selbst möchte, wie gesagt, aus dem öffentlichen Leben ausscheiden, weil er die ausgestellten Wechsel nicht einlösen, das heißt, die Hoffnungen nicht verwirklichen kann.

28. Februar. Carl Vincke wundert sich gar nicht über Virchows Aeußerungen, die ich ihm mittheile. Er erzählt, Virchow habe den Vorschlag eingebracht, der Regierung allerdings die gewünschten Gelder zu bewilligen, aber nicht für die neue Organisation, sondern um den Sold für Unteroffiziere und Gemeine zu erhöhen. Als dann derselbe Vorschlag in der Commission gemacht wurde, und vernünftige Leute

einwendeten, es sei bedenklich derartige Hoffnungen zu erregen, die doch kaum verwirklicht werden könnten und einen gefährlichen Gährungsstoff in die Armee werfen könnten, war ein Fortschrittsmann, Professor, so naiv, ganz unbefangen zu antworten: Das gerade sei die Absicht!

1. März. Abend bei G. Beseler. Ziemlich zahlreiche Gesellschaft. Max Duncker, Saucken, Sänger u. s. w. — Unter anderen auch Dr. Wehrenpfennig. — Der erzählte mir von einem Gespräch mit Bockum-Dolffs, dem großen Parteiführer.

Wehrenpfennig suchte ihn in Beziehung auf die Organisation der Armee günstiger zu stimmen und verwies dabei auf die mögliche Annexion der Elbherzogthümer. Der Augenblick, wo es sich darum handle die Herzogthümer zu gewinnen, wo gerade deswegen Preußen in den Fall kommen könne seine Armee zu brauchen, sei nicht geeignet, der Regierung Schwierigkeiten zu machen, wegen der Armee! — Wie so? — Je nun, es läßt sich noch nicht absehen, ob aus der Sache nicht eine europäische Verwickelung entsteht.

Da antwortete Bockum-Dolffs apodiktisch, im Magistral-Ton: „Wenn sich eine europäische Verwickelung daraus ergiebt, dann müssen wir sofort heraus aus den Herzogthümern; wir müssen sie dann ohne Weiteres aufgeben!"

Wehrenpfennig, der seinen Sinnen nicht traute, ließ sich die Worte wiederholen —: Ja! so wie eine europäische Entwickelung aus der Sache zu entstehen droht, müssen wir ohne Weiteres die Herzogthümer verlassen, denn — „der Militär-Etat darf nicht erhöht werden!" — (NB. nicht über den Etat von 1858 ohne Zweifel!) — Das ist ein Staatsmann!

Ich sagte zu Wehrenpfennig und Sänger, es sei gewiß eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß ein eigentlich dummer Gesell wie Bockum-Dolffs in einem Lande wie Preußen Haupt und Führer einer Partei sein kann — und beide gestanden, daß Bockum-Dolffs wirklich über jedes gewöhnliche Maß von Dummheit hinaus dumm ist.

Da ich die Frage aufwarf, ob man denn die Worte, die Virchow zu Sir Rowland gesprochen hat, nicht öffentlich — selbst im Hause — gegen ihn benutzen könnte — was Saucken nämlich nicht für möglich

hielt — wurde ich gewahr, daß Max Duncker diese Notiz vorzugsweise bei dem Kronprinzen zu verwerthen gedenkt oder schon verwerthet hat, um Dem schlagend zu beweisen, daß man — was auch die Kronprinzessin lehren mag — in Preußen nicht ohne Weiteres, wie in England, die Parteien kann regieren lassen, je nachdem sie die Majorität haben. —

3. März. Zeitungen. Unsere Forderungen sind nun in Wien; ihr Inhalt ist durch die Zeitungen hinlänglich und in zuverlässiger Weise bekannt geworden. — Wenn die Kieler Herren klug wären, so müßten sie und würden sie die Forderungen Preußens in Wien mit aller Macht unterstützen; sie würden mit allen Kräften, die ihnen zu Gebote stehen, dahin wirken, daß Oesterreich diesen Forderungen zustimmt. Das ist für sie das einzige Mittel der Annexion zu entgehen — sich zu retten.

Aber so klug werden sie ganz gewiß nicht sein; sie werden vielmehr das gerade Gegentheil thun. Sie werden die Annahme der preußischen Forderung zu hintertreiben suchen; sie werden dagegen wühlen; sie werden in Wien und an allen kleinen deutschen Höfen intriguiren und finassiren; sie werden in diesem und jenem süddeutschen Parlament Demonstrationen gegen die Annexion hervorzurufen suchen — und sie werden glauben Wunder zu thun.

In den Herzogthümern sind sie schon in voller Thätigkeit in diesem Sinn. Sie veranlassen die Schleswig-Holstein-Vereine sich nicht nur gegen die Annexion auszusprechen, sondern auch feindselig gegen Preußen. Dem Herzog muß es nach der zu Rendsburg ausgesprochenen Meinung dieser Vereine überlassen bleiben, ob er Preußen überhaupt Concessionen machen will und welche. Und was muß die nothwendige Folge dieses geistreichen Treibens sein? — Daß man in ganz Preußen sagt: „Ja! — wenn sich dort in den Herzogthümern ein solcher partikularistischer Geist regt, dann müssen wir uns natürlich doppelt sicher stellen!“

Nachher Eduard Ungern-Sternberg bei mir. Georg Bunsen hat ihn in Partei-Zusammenkünfte und Berathungen der Fortschritts-Leute eingeführt, und er ist zwar sehr verwundert, aber nicht sehr erbaut, was er da gehört und gesehen hat. — Ich erfuhr, daß auch der Legations-Rath Carl Meyer und Brandis, der Se-

cretär der Königin, in diesen Versammlungen zu finden sind — und daß Beide da sehr eifrig gegen die Annexion der Elbherzogthümer wühlen. — Meyer erklärt apodiktisch: „die Intelligenz (d. h. die par excellence intelligente Classe) — ist gegen die Annexion!" — Besonders aber dürfe nicht annectirt werden, weil dadurch die deutsche Frage verdorben würde. — „Als ob die nur auf Eine Weise gelöst werden könnte!" — meint Eduard Ungern-Sternberg. Er erzählt dann: Als die Preußen einrückten, sagte Sammer zu Ludwig Reventlow, der viel darüber gespottet hat: „Sagen Sie, lieber Graf, wissen Sie nicht anzugeben, wie wir hier ein simulacrum von Widerstand zu Wege bringen könnten? Denken Sie darüber nach, wie man das machen könnte."

Im Uebrigen erzählte er von Neuem, daß der Herzog im Anfang wirklich — wie sehr das auch später in Abrede gestellt worden ist, — mit Freischaaren nach Schleswig-Holstein vorgehen wollte, was gewiß einen erbärmlichen Ausgang genommen hätte. In Hamburg war ein Werbebureau errichtet. Eduard Ungern-Sternberg hatte sich selbst anwerben lassen, war eingeschrieben unter den Helden der Freischaaren und exerzierte mit ihnen auf Hamburger Gebiet.

6. März. Max Duncker erzählte ein kleines Ereigniß, das sich auf dem bal costumé bei Putbus zugetragen hat. Der König hatte sich verkleidet und maskirt. In dieser Gestalt trat er vor die Comtesse Frida Arnim (Arnim-Boitzenburgs Tochter) — ergriff ihre rechte Hand, legte sie auf ihr Herz und fragte: „Für wen schlägt dieses Herz?" — „Für Eure Majestät!" — Der König fragte etwas verwundert, woher es komme, daß sie ihn gleich erkannt habe. — „Kein Anderer als der König konnte das wagen!"

Diese Antwort der jungen Dame wird mit Recht sehr bewundert.

Besuch bei Legations-Rath E. Meyer. Er berichtet, die Königin Viktoria werde in ihrer persönlichen Politik von der Ansicht geleitet, daß der Augustenburger im Recht ist. Das war nämlich die Ansicht des Prinzen Albert, und sie betrachtet diese Politik als ein Vermächtniß ihres Gemahls.

Da ich zufällig erwähne, die Königin habe Lord Derby verpflichtet England nicht in einen Krieg zu verwickeln, und daß ich

sehr erfreut war das nach Kiel und hierher melden zu können, rief C. Meyer sehr überrascht: „So, diese Meldung kam von Ihnen! Im Anfang wollte man hier im Ministerium nicht recht daran glauben, dann aber ist sie hier sehr wichtig geworden und hat wesentlich zur Entscheidung beigetragen."

8. März. Wie Geffcken mir erzählt, hat Oesterreich zu unseren Forderungen einfach und entschieden nein! gesagt — wenn auch in den höflichsten Formen — und überhaupt hat Oesterreich seine bisherige Politik in der Schleswig-Holsteinischen Sache geändert, ja geradezu umgekehrt. Bisher forderte Oesterreich die Entscheidung, und daß dem Provisorium sofort ein Ende gemacht werde; — jetzt dagegen verlangt Oesterreich, daß es bei dem status quo zunächst sein Bewenden haben soll, findet die sofortige Entscheidung der dortigen Zustände nicht nothwendig, und legt sich gerade wie Bismarck auf das Abwarten. — Bismarck selbst gesteht, daß die Unterhandlungen mit Oesterreich vollkommen zu Ende sind. — Dagegen arbeitet Lord Napier jetzt im Namen Englands entschieden für die Annexion. (NB. im geraden Widerspruch mit der persönlichen Politik seiner Königin und ihres verstorbenen Gemahls! — Spielt etwa die Feindschaft zwischen Lord Palmerston und der Königin auch dabei wieder ihre Rolle?)

Geffcken: Oesterreich wird nun natürlich sein Mitbesitz-Recht an den Herzogthümern viel mehr betonen und geltend machen als bisher; es wird an der Regierung dort mehr Antheil nehmen, und Preußen beschwerlich zu werden suchen. Es wird auch an den kleinen deutschen Höfen intriguiren und wühlen, und die Anträge am Bundestag stellen lassen.

13. März. Geffcken in der Leipziger Straße begegnet. Der ist eben bei Bismarck gewesen, — hat eine Cigarre mit ihm geraucht — über große Politik aber Nichts erfahren. — Nur erklärt Bismarck, daß er Post und Telegraphen in den Elb-Herzogthümern, nun er sie einmal in Besitz hat, nicht wieder herausgiebt.

Ich: Da sollte er den Post- und Telegraphen-Dienst in den Herzogthümern, der allerdings gar sehr im Argen lag, denn auch ganz auf preußischen Fuß einrichten. — Dazu die gehörige Anzahl

preußischer Beamten hinschicken. Damit würde er sich den Dank des Landes verdienen.

Geffcken (mit einem Lächeln, das mir beinahe als ein wenig schadenfroh aussah): Das kann er nicht; Halbhuber, der österreichische Civil-Commissar, sagt jetzt nein! zu allen Anstellungen, die Preußen dort verfügen will; — sagt überhaupt nein! zu Allem, was Preußen in den Elbherzogthümern verordnet.

Daß Schmerling der Meinung ist, Oesterreich müsse Italien anerkennen und sich mit Frankreich verständigen, um sich Preußen und dem Einfluß Preußens in Deutschland energisch widersetzen zu können, das ist sicher. Ohne Zweifel wird er jetzt, wo Oesterreich nein gesagt hat zu den Forderungen Preußens in Beziehung auf die Elbherzogthümer, diese Ansicht mehr als je zur Geltung bringen — und er wird jetzt wie immer auf Schwierigkeiten stoßen, deren Besiegung wohl kaum möglich sein dürfte. Denn Italien anzuerkennen widerstrebt dem eigensten Sinn der kaiserlichen Familie.

26. März. Geheimrath X. bei mir. Zu seinem großen Leidwesen war auch in Beziehung auf Simson geschehen, was unter dem jetzigen Ministerium oft wiederholt worden ist, und von X. in jedem Fall auf das Höchste mißbilligt wird. Der Minister ließ Simson die Zulage zu seinem Gehalt nicht zukommen, die ihm nach seiner Anciennität von rechtswegen gebührte! — Erst nach längerer Zeit wurde sie ihm endlich gewährt — wie mir scheint, eben auf X.'s dringende Vorstellungen — Simson aber ignorirt das nun seinerseits und erhebt die Zulage nicht — nie! und unter keiner Bedingung. Wiederholte Erinnerungen bleiben unbeachtet.

Abend bei Max Duncker. Es ist von dem inneren Conflict die Rede. Saucken hob die Fehler hervor, die das jetzige Ministerium inner- und besonders außerhalb des Hauses begeht — Maßregelungen von Beamten und dergleichen. — Diese Fehler sind freilich nicht zu leugnen — wenn nur die politischen Geister unserer Nation nicht in diesen Kleinkrämereien die ganze Weltgeschichte sähen — und darüber blind und taub für die wirklich großen Weltereignisse werden wollten!

Saucken erzählt uns davon, wie die Fortschritts-Partei die Leute im Lande zu führen weiß — und wie wenig ihre Grundsätze doch

eigentlich Anklang finden bei der Bevölkerung des flachen Landes. Er sprach von einer Versammlung der Wahlmänner im Darkehmer Kreise, in dem er selber lebt. Ein fortschrittlicher Gutsbesitzer aus der Gegend, ein Herr Krüger something, hielt da Reden und suchte die Leute gegen die Reorganisation der Armee aufzubringen. Saucken sprach nach ihm, erklärte, daß nach dem Entwurf der Regierung die Landwehr ersten Aufgebots von dem Dienst außer Landes befreit, und die Dienstzeit im Ganzen um vier Jahre abgekürzt werden soll: „die Fortschrittspartei sagt, das wollt Ihr nicht haben!"

„Wat! det wollen wir nich? — J! — det wollen wir erst recht!" — riefen die Bauern in hellen Haufen und vollends unruhig wurden sie, als ihnen Saucken Waldecks projectirte Gemeinde-Ordnung erklärte, die Alles auf Abstimmungen nach der Kopfzahl zurückführen will — und vollkommene Gleichheit Aller. — „Wat! de Schweinehirte soll ooch mitreden? — J! da soll ja det Donnerwetter drin schlagen!" u. s. w. — Herr Krüger hat sich die ganze Zeit unruhig bewegt „wie ein Hampelmann" und hielt es für geboten sofort auf den Stuhl zu springen, der als Redner-Tribüne diente, um zu erklären, er müsse gestehen, auf diesen Punkt sei Waldeck verrückt — das sei „sein Tollpunkt" — aber die Fortschritts-Partei gehe in dieser Beziehung keineswegs mit ihm u. s. w.

Wehrenpfennig erzählte auch Einiges, das des Behaltens werth war —: In der Schleswig-Holsteinischen Zeitung erschien vor längerer Zeit — (NB. ich glaube nachdem der Herzog Friedrich von hier zurückgekehrt war, ohne seinen Vertrag mit Preußen abgeschlossen zu haben) — ein Artikel, der „ultima ratio" überschrieben war und der offenbar der preußischen Regierung Furcht einflößen und sie dadurch zur Nachgiebigkeit stimmen sollte. — Man sagte darin, wenn der Herzog und die Herzogthümer auf anderem Wege nicht zu ihrem Recht kommen könnten, würden sie eben den mächtigen Schutz Frankreichs anrufen, und wenn darüber Preußen — Deutschland — das linke Rheinufer verlieren sollten — so werde das sehr zu bedauern, aber eben nicht die Schuld des Herzogs oder der Schleswig-Holsteiner sein. (NB. Ich erinnere mich diesen Artikel gelesen zu haben.) Da er aber nicht den gewünschten Schrecken einflößte, vielmehr eine ziemlich allgemeine

Entrüstung hervorrief, wurde von Seiten Sammers in — ich weiß nicht welcher Zeitung — officiös erklärt, daß der Herzog und sein Cabinet mit keiner Zeitung in Verbindung ständen und keinem Blatt Mittheilungen machten. Diese sehr dreiste Behauptung konnte man für eine Verleugnung des verunglückten Artikels ansehen.

Er war aber dennoch von Sammer veranlaßt — Ed. Ungern-Sternberg nannte mir ex parte den Mann, der ihn geschrieben hat; er ist jetzt Pfarrer in Ulkebüll auf Alsen. Sammer hatte umfassende Pläne im Sinn, in die eben dieser Zeitungs-Artikel gehörte. Er sendete, eben zur Zeit, wo er diese Drohungen drucken ließ, einen Agenten, einen Kieler Professor, nach Schleswig; der sollte namentlich im Norden des Landes eine große Deputation zusammenbringen — und diese sollte sich dann nach Paris begeben, um dort, vor Napoleons Thron, einen „Schmerzensschrei" vernehmen zu lassen; die phlegmatischen Nordschleswiger waren aber nicht aufgelegt zu solchen Abenteuerlichkeiten, und die Sache mißlang.

Dr. Busch, der vollständig eingeweiht sein soll in Alles, was zu Kiel geschehen ist, bestätigte das Alles durch energisches Kopfnicken.

Dieser Geniestreich scheint aber den Schiffbruch Augustenburgs herbeiführen zu müssen; denn da tritt doch einem Jeden von uns die Frage nahe, ob Staatsmännern, die solche Dinge thun, um dynastische Interessen auf Kosten der nationalen zu wahren, wohl ein wichtiges deutsches Grenzland anvertraut werden kann? — Ich gestehe, daß mir darnach die Annexion ziemlich als eine Nothwendigkeit erscheint. —

Wehrenpfennig: Nun ist auch der „Sechsunddreißiger-Ausschuß" (des National-Vereins) hergekommen; die ganze Gesellschaft ist hier — um sich mit unserer Fortschritts-Partei zu verständigen, und womöglich eine große Demonstration zu Gunsten Augustenburgs zu Wege zu bringen.

(NB. Ich bin geneigt zu glauben, daß die 36 auch von Kiel aus veranlaßt worden sind sich in Bewegung zu setzen; jedenfalls weiß man in Kiel um dies Treiben. — Ich wünschte wohl sie erreichten ihren Zweck, und es käme die gewünschte Demonstration recht großartig zu Stande. Wie die Stimmung im Lande jetzt ist, würde das keine

andere Folgen haben als die, daß die Fortschritts-Partei sich selbst zu Grunde richtet und im Lande unmöglich macht. — Aber leider ist dazu wenig Aussicht, denn in der Fortschritts-Partei sind auch viele für Annexion, namentlich Waldeck und sein unmittelbarer Anhang.)

Natürlich arbeitet der National-Verein aus Eifer für die deutsche Einheit in diesem Sinn.

Max Duncker: Die deutsche Einheit, wie die Süd-Deutschen sie verstehen, ist Nichts weiter als die Vernichtung Preußens; sie wollen Preußen unter ihren Fuß bringen und mit in die deutsche Kleinstaaterei hinein verarbeiten.

Wehrenpfennig: Die Demokraten des National-Vereins wollen eigentlich Deutschland in siebenhundert kleine Republiken auflösen; — dann werden die stehenden Armeen abgeschafft — wir haben Schweizer Milizen — dann ist Alles vortrefflich.

Ich: Und das Ausland respectirt natürlich diese Ohnmacht.

Wehrenpfennig: Ja wohl! — eine Schweizer Miliz ist ja die beste Armee der Welt.

Dr. Busch sagte uns auch, daß Francke ganz unbetheiligt ist bei Allem was Samwer seinen Herzog thun läßt, er weiß gar nicht was vorgeht; der Herzog und Samwer sagen ihm Nichts davon.

So ziemlich mit der ganzen Gesellschaft in die Stadt zurück gewandert.

4. April. Ueber die Veränderungen in der Armee erfahre ich, daß Bismarck und Roon die Erledigung des General-Commandos in Coblenz benutzen wollten, um Manteuffel loszuwerden, indem sie ihn dorthin schicken. Nun soll aber Herwarth, mit dem man in Schleswig nicht ganz zufrieden ist, nach Coblenz, und Manteuffel würde dann nach Magdeburg kommen, wo Schack beseitigt werden soll. — Manteuffel sucht nun zu bewirken, daß das General-Commando des IV. Corps von Magdeburg nach Berlin verlegt wird. Er will natürlich den Boden seiner hiesigen Thätigkeit und Wirksamkeit nicht verlassen.

Auch Roon soll ein General-Commando verlangt haben. — Zu ihm und Moltke aber hat der König an seinem Geburtstage gesagt: „Sie beide müssen hier aushalten."

9. April. Rheinbaben längere Zeit bei mir. — Der will nicht glauben, daß die erwarteten großen Veränderungen in der Armee wirklich erfolgen werden, daß Mantenffel wirklich schon am 18. abziehen wird als Kommandirender nach Magdeburg. Er wird die Sache wenigstens bis zum Herbst hinzuziehen suchen, denn ihm ist an seiner hiesigen Stellung zu viel gelegen. — Der König hat sich nämlich nachgerade gewöhnt den General Manteuffel so ziemlich über Alles und Jedes zu Rathe zu ziehen — über Alles sein „Gutachten" einzufordern, so daß seine eigentlichen Geschäfte, die Geschäfte seines Amtes, durchaus Nebensache geworden sind.

Manteuffel hat nach und nach, da ihm seit Jahren Weihrauch gestreut wird, eine außerordentlich hohe Meinung von sich selbst gewonnen, er glaubt sich zu großen Dingen berufen — und seine Pläne gehen, wie Rheinbaben versichert, dem entsprechend sehr weit. Er hofft selbst Premier-Minister zu werden, an Bismarcks Stelle, und würde dann natürlich sofort bereit sein die Verfassung aufzuheben und jeden beliebigen Staatsstreich auszuführen. —

Ich dachte später viel darüber nach. Die ganze Camarilla-Umgebung des Königs drängt auf einen Staatsstreich hin, das weiß ich — und Bismarck ist ihnen nicht genehm, weil er dazu nicht ohne Weiteres schreiten will. — Die beiden Bestrebungen, nämlich einen Staatsstreich herbeizuführen — und Manteuffel zum Minister-Präsidenten zu machen, gehören, wie mir scheint, zusammen, aber in eigenthümlicher Weise. Es ist nicht etwa das Eine Mittel und das Andere Zweck, sondern beides ist Zweck und jedes ist das Mittel für das Andere. Man will den König zu dem Entschluß bringen einen Staatsstreich auszuführen, weil dieser Entschluß Manteuffel zum Minister-Präsidenten machen würde — und will Manteuffel zum leitenden Minister machen, damit er den ersehnten Staatsstreich ausführt.

14. April. Geffcken berichtet, der Herzog Friedrich habe jetzt die preußischen Forderungen angenommen; — das habe C. Lorentzen durchgesetzt, gegen Sammer, der auch jetzt nicht wollte. — Er habe sie angenommen — „so weit es angemessen ist!" — Post und Telegraphen hat er sich vorbehalten — die Aushebung der Hol-

steinischen Matrosen für den Dienst auf der preußischen Flotte will er auch nicht einräumen; er will sich nur verpflichten jährlich der preußischen Flotte eine Anzahl Matrosen aus seinem Lande zu liefern, die er aushebt. — Auch in der Einverleibung der holsteinischen Truppen in die preußische Armee, darein, daß die holsteinischen Rekruten dem König von Preußen den Fahneneid leisten sollen, will er nicht willigen. Er will nur eine Militär-Convention nach dem Muster der Coburgischen. — Der Herzog habe diese Forderungen angenommen, „aber leider, wie er Alles thut, um drei Wochen zu spät!"

(NB. Der Herzog hat die preußischen Forderungen angenommen „soweit es angemessen ist!" — Der Nachsatz hebt den Satz auf. Er hat gar nicht die preußischen Forderungen angenommen, sondern nach eigenem Belieben etwas wesentlich Anderes, das ihm Niemand vorgeschlagen hatte. — Und dann, wo hat er es zu wirklicher, thatsächlicher Geltung gebracht, daß er sie angenommen hat? — Das ist bis jetzt nirgends geschehen.)

15. April. Gneist bei mir und bleibt ein paar Stunden. Es muß ihm sehr viel daran liegen nicht ganz mit Allem auseinanderzukommen, was der alt-liberalen Partei angehört, sonst wäre er nicht bei mir erschienen. Obgleich ihn Niemand anklagte, suchte er sein politisches Benehmen — nicht etwa zu rechtfertigen — sondern zu entschuldigen. Er versuchte nämlich gar nicht es als das an und für sich, seinem Wesen und Prinzip nach, rechte darzustellen —: sondern nur als durch Umstände geboten und zur Nothwendigkeit gemacht. — Das Dasein des Ministeriums Bismarck — die Verletzungen des Rechts und der Verfassung, die vorgekommen sind — die Nothwendigkeit eine wirklich parlamentarische Verfassung zu erkämpfen — darauf berief er sich.

Natürlich hütete er sich wohl etwas zu sagen, was auch nur in der entferntesten Weise an den Polen-Prozeß erinnern konnte — und ich hatte die Schonung, diese Seite nicht zu berühren. Es wäre grausam gewesen ihrer zu gedenken.

Daß ich mit sehr entschiedener Geringschätzung von unseren gegenwärtigen Abgeordneten sprach, nahm er in einer Weise gelassen auf, als verstehe es sich ganz von selbst — als habe er nicht ungern, wenn

ich gewahr würde, daß er die Leute eben nicht höher achtet als ich. — Selbst einige recht starke Aeußerungen ließ er hingehen, als seien sie der Sache vollkommen angemessen, und Nichts dagegen einzuwenden. So als er mich fragte ob ich eine gewisse im Abgeordneten-Haus gehaltene Rede gelesen habe, und ich antwortete: nein! ich habe nicht die Geduld die Radotagen zu lesen, die dort vorgebracht werden.

Er versicherte, es sei auch ihm peinlich Mitglied des Hauses zu sein; er sei das „wahrhaftig nicht zu seinem Vergnügen" — er halte aus Pflichtgefühl darin aus. — Er halte aus, weil man doch der Unvernunft das Feld nicht allein überlassen darf — damit die Continuität nicht abreißt — weil doch immer eine Anzahl besonnener Männer da sein muß, die die Sache halten — die Extreme abwehren.

Er versicherte ausdrücklich, er mache eigentlich gar nicht Opposition — er sei gern zu jeder Ausgleichung bereit. Mit gesuchter Milde sprach er über die Militär-Frage; man sehe wohl, die Minister würden gerne nachgeben, aber hier stehe der persönliche Wille des Königs im Wege. Der König bestehe auf der dreijährigen Dienstzeit.

Ich: Davon ließe ich mir auch Nichts abhandeln, wenn ich Minister wäre.

Gneist: Alte Compagnie-Commandeure, zuverlässige Männer, haben ihm doch versichert, daß eine zweijährige Dienstzeit genügend sei.

Ich: Ja! genügend für den Schein, für den Friedens-Dienst, für Parade-Märsche; — aber nicht genügend um die feste Disciplin zu gründen, die auf dem Schlachtfeld die Probe besteht. Es ist noch keinem Menschen eingefallen, daß eine zweijährige Dienstzeit für die Artillerie oder die Kavallerie genügen könnte. Nun! dann genügt sie für den Dienst der Infanterie **noch weniger** — denn die schwierigste Aufgabe auf dem Gebiet militärischer Organisationen ist gerade, eine solide Infanterie zu bilden. Man erwäge nur den Character der Infanterie-Gefechte, welche Ausdauer, welches festgewurzelte Pflichtgefühl und gegenseitige Vertrauen — welche festgegründete Disciplin dazu gehören.

Gneist: Allerdings; es gehört eine längere Gewohnheit des Zusammenseins dazu. — Eines aber könne ein für allemal nicht durchgesetzt werden — nämlich die Verpflichtung der Leute (als Reservisten)

zum Dienst in der stehenden Armee bis zum 27. Jahr — das gehe nicht! Der Widerstand dagegen sei zu allgemein, zu entschieden.

Ich: Nach der alten Organisation, die den Herren Abgeordneten so schön vorkommt, blieben aber die Leute in der Reserve und im ersten Aufgebot bis zum 32. Jahr verpflichtet zum Dienst im Felde. Die Verpflichtung wird durch die neue Organisation nicht um zwei Jahre verlängert, wie man vorgiebt, sondern um fünf Jahre verkürzt.

Gneist: Man werde sich mit der Verpflichtung bis zum 25. Jahr begnügen müssen — mehr sei nicht zu erlangen. — Im Uebrigen! wenn die Regierung doch irgend etwas gethan hätte! — irgend einen entgegenkommenden Schritt! — Eine Dienstzeit von $2\frac{1}{2}$ Jahren, von $2\frac{3}{4}$ Jahren! — aber die Regierung habe eben gar Nichts gethan.

Ich: Sie wissen ja, daß etwas der Art im Anzuge war, und daß Grabow durch seine zweite thörichte Rede Alles verdorben hat.

Gneist: Ja diese zweite Rede Grabows sei allerdings sehr thöricht und ein großer Fehler gewesen; er, Gneist, habe dem guten Grabow seine erste, vernünftige Rede gemacht; — an der zweiten, thörichten, sei er unschuldig; die sei dem Grabow leider! von anderer Seite her inspirirt worden.

Ich: Und gerade für diese thörichte Rede, die so großen Schaden gethan hat, hat er eine Bürgerkrone bekommen.

Gneist zuckt verächtlich die Achseln. (NB. Er selber hat sich von den Polen einen schönen silbernen Tafel-Aufsatz schenken lassen, mit der polnischen Inschrift: „für Eure und Unsere Freiheit" — er hat das Geschenk nicht dieser Inschrift wegen zurückgewiesen.)

Ich: Diese zweite Rede hat Grabow keineswegs aus Bürgermuth gehalten, wie man glauben möchte, sondern im Gegentheil aus characterloser Feigheit; weil in der Volks-Zeitung ein Leit-Artikel ihn tadelte; das konnte der arme Mann nicht vertragen, da wurde ihm bange um seine Popularität — da lief er in seiner Angst gleich wieder auf die Tribüne und sprach den gewünschten Unsinn.

Gneist: Die Popularität ist nicht zu entbehren im öffentlichen Leben.

Ich: Die Popularität ist allerdings eine sehr schöne Sache, wenn

sie nämlich von der rechten Art ist. Die Popularität, die mir die Herrschaft über die Menge sichert, hat einen großen, unter Umständen einen sehr großen Werth. Wenn aber die Popularität einfach darin besteht, daß ich, gerade umgekehrt, der Menge die Herrschaft über mich einräume, daß ich mich von der Menge abhängig mache — diese Art von Popularität ist gar Nichts werth!

Wir kommen vermöge einiger Wechsel-Reden auf die Schleswig-Holsteinische Frage, die jetzt, wie der neueste Mode-Ausdruck lautet, eine „brennende" geworden ist — und da declamirte Gneist, wie ich es erwartet hatte, gegen die Annexion — wiederholte, was in diesem Sinn gewöhnlich darüber gesagt wird — die deutsche Frage werde dadurch verdorben — es sei unbegreiflich, daß verständige, liberale Männer dafür sein könnten u. s. w.

Gneist kam auf die inneren Zerwürfnisse zurück, und klagte bitterlich darüber, daß die Regierung immer wieder, mit großer Geschicklichkeit Steine des Anstoßes herbeischaffe, über welche die liberale Partei stolpern solle; — Anträge, über welche die Majorität sich spalten könnte — und verschiedene Ansichten hervortreten könnten. So sei es jetzt mit der verlangten Zehn-Millionen-Anleihe für die Flotte; dabei sei man in die leidige Nothwendigkeit versetzt sich über die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit auszusprechen — und welcher Zwiespalt würde da zu Tage kommen. Man müsse dem vorbeugen um jeden Preis und die Sache „zum Hause hinaus schweigen"!

Ich (mit absichtlichem Mißverständniß): Allerdings; es muß so wenig als möglich von der Sache die Rede sein. Was sich gegen die Annexion sagen läßt, das können Sie mir wohl unter vier Augen sagen; — Sie können das auf dieselbe Weise Bismarck sagen — dem König! — aber öffentlich darf es in diesem Augenblick nicht ausgesprochen werden; das wäre durchaus unpassend und ein unverzeihlicher Fehler.

Gneist kam immer wieder auf die Nothwendigkeit zurück die Frage ohne Discussion aus dem Hause hinauszuschaffen. Im Lauf des Gesprächs bemerkte ich, daß Roon derjenige ist, den die Opposition in der Discussion am meisten fürchtet. Ich wiederholte auch, was ich oft gesagt habe: jede Opposition, die nicht Regierung werden will, ist ver-

werflich, denn sie postulirt unmögliche Dinge und macht alle Regierung dadurch unmöglich. Gneist konnte nicht umhin das zuzugeben.

Stavenhagens Antrag, 175,000 Mann als permanenten Präsenzstand zu gewähren, den hat Gneist zu Fall gebracht, indem er den Leuten warnend sagte: „der Compromiß ist das Ende der Parteien!" (NB. ein Ausspruch, mit dem er Virchows Ansichten ziemlich nahe kommt.) Selbst Faucher hat dagegen ausgesprochen: „der Compromiß ist der Sieg des Patriotismus über die Partei-Interessen."

Ich versagte mir schließlich auch die Bemerkung nicht, daß die drei Thaler Diäten, welche die Abgeordneten erhalten, das Unglück unseres Landes sind. Dadurch kommt eine Art von Leuten in das Haus, die gar nicht hinein gehören und sich auch wahrhaftig nicht dazu drängen würden, wenn die für dergleichen Leute lockenden 3 Thlr. nicht wären. — Gneist ließ sich auch Das gefallen, und seufzte mit mir über die Zusammensetzung des Hauses.

Das Ende des amerikanischen Secessionskrieges und Lincolns Tod.

16. April. Zeitungen; Richmond ist gefallen! — Das war mit so vieler Sicherheit vorherzusehen, als überhaupt irgend etwas aus so großer Entfernung und bei so ungenügender Kenntniß der Thatsachen sich vorhersehen läßt. Es ist ein ungeheuerer Fehler, der in neuerer Zeit begangen worden ist — und England wird ihn zu bereuen haben! —

Sir Rowland bei mir. Er fühlt das ganze Gewicht der Einnahme Richmonds und des Fehlers, den England begangen hat. — Im Jahre 1863 — so erzählte ihm der hiesige englische Gesandte Lord Napier —, als der Präsident Lincoln noch gar nicht von Aufhebung der Sklaverei zu sprechen wagte, als General Fremont abgesetzt werden mußte, weil er Abolitionist war, hatten Mason und Slidel den Auftrag, die Aufhebung der Sklaverei anzubieten, falls England und Frankreich die Südstaaten anerkennen wollten. Natürlich; wenn sie von den Nordstaaten und von deren Zolltarif loskamen, dann

konnten sie allenfalls die Aufhebung der Sklaverei vertragen. Die Engländer aber hatten nicht den Muth einer weisen Politik, obgleich auch Napoleon vorschlug die Südstaaten anzuerkennen. Da man das nun versäumt hat, unwiederbringlich, wäre es vielleicht das Gescheidteste, wenn England gar nicht den vergeblichen Versuch machte Canada zu vertheidigen. Denn es hat in der That, in seiner jetzigen Militär-Verfassung, nicht die Mittel das entfernte Land zu behaupten.

Sir Rowland sagte mir, es sei noch Anfang März wieder die Rede davon gewesen die Südstaaten anzuerkennen; das wäre damals schon zu spät gewesen. England habe im vergangenen Jahre „a very foolish part“ gespielt. — Ich sage, die englische Regierung hat so fürchterlich gedroht, eben weil sie entschlossen war Nichts weiter zu thun; die Drohungen allein sollten bewirken, was man haben wollte.

Er erzählt mir darauf, schon vor einigen Jahren habe Lord Palmerston zu einem seiner — Sir Rowlands — Freunden in Cambridge gesagt: „My foreign politics are very plain, I consider every foreigner a coward and bully him.“

Ich erkläre ihm unumwunden, daß ich für keine von beiden Parteien in Amerika die mindesten Sympathien habe; für die Sklavereien im Süden natürlich nicht — aber auch für die prosaische Roheit, die gemeine Selbstsucht, den Mangel alles und jedes Sinnes für das Ideale, den Mangel an Sinn für Recht und Wahrheit, die allgemeine Corruption, die Rechtlosigkeit, wie sie im Norden herrschen, durchaus nicht. — Das Interesse Europas aber machte eine Spaltung des Freistaats wünschenswerth, da dieser Staat, wie er jetzt ist, mit der Zeit eine See-Tyrannei üben könnte, die sehr drückend sein würde — und mit der sogar bereits der Anfang gemacht ist. Darum scheint mir der Ausgang des Kriegs nicht erwünscht.

Wir sprechen dann von der nothwendigen Verbesserung der Zustände in Irland. Einige Herren seien dafür dem Grundherrn das right of ejection abzusprechen (d. h. das Recht, dem Pächter zu kündigen nach Belieben und ihn auszuweisen) — das sei aber seiner Ansicht nach unpraktisch.

Ich kann doch nicht zugeben, daß das so unpraktisch wäre. Die gegenwärtigen traurigen Zustände Irlands haben mit einer schnöden Be-

raubung des Bauernstandes begonnen, der in Irland wie anderswo in Europa aus hörigen, unterthänigen Eigenthümern bestand, bis die Leute zu Cromwells Zeit ganz willkürlich für bloße Zeitpächter auf Herrengnade erklärt wurden. Die Erinnerung an die alten Zustände lebt fort, in der Vorstellung von dem ziemlich unbestimmt gedachten right of tenants, an der die Bevölkerung hängt, und die gar keine juristische, wohl aber eine geschichtliche Begründung hat. — Auch bei uns, in erobertem slavischem Lande war ein Theil der Bauernschaft — ein großer Theil in der Neumark, Pommern u. s. w. in die Verhältnisse bloßer Zeitpächter auf Herrengnade herabgedrückt worden, nur daß ihre Verpflichtungen glücklicher Weise fixirt waren. Friedrich der Große fing die Emancipation des Bauernstandes damit an, daß er den Grundherren das right of ejection aberkannte.

22. April. Zeitungen. Der österreichische Civil-Gouverneur in Schleswig-Holstein, Halbhuber, hat die Landesregierung dort veranlaßt, die auf preußische Anforderungen hin getroffenen Verfügungen den Kieler Hafen betreffend zurückzunehmen. Der Grund, worauf er sich stützt, ist, daß die Uebersiedelung der preußischen Flottenstation nach Kiel einseitig, ohne daß man sich mit Oesterreich verständigt hätte, getroffen war. Wie kommt er nun dazu von der Landes-Regierung die Rücknahme dieser Verfügung ebenfalls einseitig zu fordern? Ich hoffe, Bismarck wird energisch einschreiten gegen dieses Gebahren Oesterreichs — und ich erwarte das von ihm. Seine Stellung im Inneren wird unhaltbar, er geht zu Grunde, wenn er sich in der auswärtigen Politik schwach zeigt, wenn er dem Druck nachgiebt, der von Oesterreich geübt wird.

Max Duncker getroffen. Er sagt: Bismarcks Plan ist, erst die preußischen Forderungen durchzusetzen und dann die Stände des Landes zu fragen, ob sie ihren Herzog unter diesen Bedingungen noch haben wollen?

Wir sprachen auch viel von der seltsamen Phantasterei Friedrich Wilhelms IV. Als im Jahre 1848 Willisen, von den Polen bethört, den seltsamen Entschluß faßte, die Deutschen im Posenschen unter das Gebot der Polen zu stellen, war Herr v. Sänger einer von denen, die den Widerstand der Deutschen im Bromberger Regierungs-Bezirk organisirten. Er stand auch an der Spitze der Deputation, die von dort

nach Berlin gesendet wurde, die Regierung über die wirkliche Lage dort aufzuklären, und ihren Beistand für die Deutschen zu erbitten.

Er stellte Alles dem König — Friedrich Wilhelm IV. — persönlich vor; dem König rollten bald Thränen über die Wangen herab, er faßte beide Hände Sängers und fragte: „Sagen Sie! — giebt es wirklich Deutsche im Großherzogthum?" —

23. April. Rheinbaben auf der Straße getroffen, er sagt mir: „Lee hat capitulirt." Ein großes Wort! Ein großes, gewaltiges Trauerspiel ist zu Ende, und wir stehen an einem Wendepunkt der Weltgeschichte.

25. April. Der russische Großfürst-Thronfolger liegt in Nizza im Sterben. Ein Rückenmarks-Leiden ist plötzlich acut geworden. Sänger erzählte mir, der Prinz habe sich vor einem Jahr mit seinem Vetter dem Leuchtenberger gebalgt; dieser, viel stärker als er, habe ihn zu Boden geworfen und ihm dabei das Rückgrat verletzt. — Ein trauriger Fall; mir thut der gute, weiche Kaiser von Rußland herzlich leid. — Noch dazu hört man von seinem zweiten Sohn, Alexander, der nun an die Reihe kommt, wenig Gutes. — Vielfach vermuthet man sogar, er werde übergangen, und der dritte Sohn, der Großfürst Wladimir, an seiner Stelle zum Thronfolger ernannt werden.

Merkwürdig ist es übrigens, welche Wandlung nach allen Mittheilungen, die ich höre, der Krimkrieg im geistigen Leben und in der Stimmung in ganz Rußland herbeigeführt hat. Früher herrschte in weiten Kreisen eine sehr überschwängliche Ansicht von der Macht und Herrlichkeit Rußlands. Es galt für das Heimathland echter Religiosität; hier hatte auch die Leibeigenschaft ihre schönen Seiten, und das Landvolk war wohlhabend und glücklich, — außerhalb der Grenzen Rußlands aber lag Alles im Argen.

Man glaubte, daß das Volk in Frankreich und Deutschland nicht nur durchaus irreligiös und sittlich verkommen, sondern auch körperlich schwach und schwächlich, demüthig und feige sei. In Rußland dagegen war Alles groß und herrlich, das Landvolk kräftig — gut — gastfrei — kühn — unternehmend — treu — Alles in Folge auch seiner glücklichen Lage und seiner Wohlhabenheit. Daß Rußland die Welt in Waffen herausfordern und ganz Europa mit leichter Mühe

züchtigen oder erobern könnte, sobald es wollte, das verstand sich von selbst.

Der Krimkrieg hat nun in all' diesen kühnen Träumen einen ganz gewaltigen Umschwung bewirkt. Die Täuschungen sind geschwunden, und es ist eine sehr, eine überaus ernüchterte Stimmung an die Stelle getreten. — Man weiß jetzt sehr wohl, daß die Macht und der Glanz des russischen Reichs ein sehr hohler Schein waren; — daß Rußland in der materiellen, wie in der geistigen Cultur zurückgeblieben ist und eben deshalb den westeuropäischen Mächten nicht ebenbürtig. Man sieht und fühlt sich zu Grunde gerichtet — Rußland ohnmächtig. Ja man traut nun dem Reich in der That zu wenig zu.

Man fürchtet, Rußland könne ganz nach Asien zurückgedrängt werden.

Der Krimkrieg hat dem russischen Reich einen gewaltigen Ruck gegeben; das ist gewiß! — Er bezeichnet eine Epoche in der Geschichte des Reichs.

Aber nicht blos ernüchtert ist man durch den negativen Erfolg des Krimkrieges, sondern auch gedemüthigt; in seinem National-Bewußtsein, Stolz — und selbst in seiner National-Eitelkeit auf das Tiefste verletzt. — Wer aber hat diese schmerzliche Demüthigung herbeigeführt? — Der Kaiser Nicolaus! und Niemand sonst! — Denn daß er die Finanzen des Landes im tiefsten Frieden zu Grunde gerichtet; — daß er die Armee, deren Erhaltung ganz Rußland aufgeopfert wurde, als ein kostbares Spielzeug behandelt und so eingerichtet hatte, daß sie besiegt werden mußte; — daß er den inneren Fortschritt des Landes gelähmt — eine ganze Generation zur Unfähigkeit erzogen — und lauter unfähige Menschen an die Spitze der Geschäfte gestellt hatte, das liegt allerdings offen genug zu Tage. — Und natürlich! wenn man die ganze Schuld auf den Kaiser Nicolaus wälzt, braucht Niemand sich selber Vorwürfe zu machen. So wird denn das Andenken des Kaisers Nicolaus mit einer Erbitterung verfolgt, die jede Vorstellung übersteigt.

Mit welcher Vergötterung betrachtete man ehemals den abstrakt gedachten Kaiser von Rußland im Allgemeinen — den Kaiser Nicolaus

als Person insbesondere und die gesammte kaiserliche Familie: — jeder noch so leise Tadel, der gegen den Kaiser ausgesprochen wurde, war ein Verbrechen. — Und jetzt! — mit welcher Erbitterung, mit welchem wegwerfenden Haß spricht man von ihm!

Daß dieser während seines Lebens in so eigenthümlicher Weise bewunderte und verehrte Kaiser ein Mann von sehr beschränktem Verstande war, das ist nunmehr in Rußland eine allgemein anerkannte Sache. Aber es kommen auch Vorwürfe hinzu, auf die er wohl am allerwenigsten gefaßt war, und die offenbar von den Slawänophilen in Umlauf gesetzt sind; man wirft ihm vor, daß er Rußland nicht liebte, daß er alles Nationale gering achtete und eine große Vorliebe für alles Fremde und alle Fremden hegte! Das sagt man dem Kaiser nach, der mit so vieler Affektation russisch war und Alles russificiren wollte!

Es sind auch Anekdoten in Umlauf gesetzt, die das alles illustriren sollen. So erzählt man, er habe dem Maler Horace Vernet zu Petersburg einen Schlitten und ein Pferd geschenkt, einen russischen Kutscher dazu gegeben und dabei gesagt: „Je vous donne le traîneau et deux bêtes!“ Schrecklich aber müssen die letzten Lebens-Monate Nicolai's gewesen sein; er lebte in der äußersten schmerzlichsten Aufregung, die gar nicht zu verbergen war. Er besuchte das patriotische Institut, sah die Gegenstände durch ein Opernglas an und man gewahrte, wie hinter dem Opernglas Thränen über seine Wangen herabliefen. Er kniete vor Heiligenbildern nieder um zu beten — und brach in ein krampfhaftes Gelächter aus! — Daß er am Seelenleiden gestorben ist — und gerne starb, ist wohl kaum zu bezweifeln — in Rußland aber glaubt man allgemein, daß er seinem Leben selbst und freiwillig durch Gift ein Ende gemacht habe! —

Da sollte man denken, Alexander II., der so ganz andere Wege eingeschlagen hat, dessen ganze Regierung einen entschiedenen Gegensatz zu der seines Vaters bildet, müßte populär und beliebt sein — keineswegs! —

Der Kaiser und seine Familie werden in Rußland als Fremde, als Ausländer betrachtet. (NB. Dahin haben es ohne Zweifel die Slawänophilen gebracht; das ist deren Veranstaltung.)

Man gefällt sich darin, davon zu sprechen, daß die kaiserliche Familie auf Rußlands Kosten große Schätze, ein ungeheures Privat-Vermögen gesammelt hat, während Rußland verarmt.

Die Fabeln, die von Kaiser Nicolaus erzählt und geglaubt werden, übersteigen auch jede Vorstellung, die man sich davon machen konnte. Wie ist vor Zeiten sein Heldenmuth am 14. Dezember bewundert und gefeiert worden! — Jetzt behauptet man, er sei feige gewesen, es habe ihm der gewöhnlichste persönliche Muth sogar gefehlt! — Man erzählt und glaubt, er habe sich am 14. Dezember unter einem Tisch verkrochen; Miloradowitsch habe ihn mit Gewalt da herausgezogen und gezwungen, sich auf den Senats-Platz hinauszuwagen. — Diese Fabel ist ganz besonders schlecht erfunden; sie steht im entschiedensten Widerspruch mit dem, was vor Aller Augen vorgegangen ist — und da der Kaiser den ganzen Tag in Evidenz war, da sich nachweisen läßt, was er von dem Augenblick an, wo der Aufstand ruchbar wurde, jede Minute gethan hat, ist kaum begreiflich, wie dergleichen Glauben finden kann — und dennoch wird es geglaubt.

Ueberraschend ist, daß zugegeben wird, die Emancipation der Bauern sei eine unbedingte Nothwendigkeit gewesen. Man gefällt sich aber auch dabei in der Vorstellung, daß der russische Adel die geforderten Opfer mit der großmüthigsten Bereitwilligkeit gebracht habe.

Noch überraschender aber war es mir, als von einigen Mißbräuchen, von einigen Maßregeln des Kaisers tadelnd gesprochen wurde, die Worte zu hören: „C'est quelque chose d'affreux, que le pouvoir d'un seul", und wie wünschenswerth es sei, daß auch die Macht des Kaisers von Rußland beschränkt werde.

Ich kann mir, offen gesagt, davon nichts Heilbringendes versprechen, wenn ich mir Rechenschaft davon gebe, wer und wie die Leute sind, die sich mit dem Kaiser in die Macht theilen müßten. Ueberhaupt kann eine formelle Beschränkung der kaiserlichen Macht erst dann gute Früchte tragen, wenn sie bereits früher, ganz von selbst und ohne constitutionelle Formen, durch fortschreitende Bildung und ein gesteigertes sittliches Bewußtsein der Bevölkerung beschränkt ist.

27. April. Lincolns Tod ist eine Thatsache! Ein verhängnißvolles Ereigniß. Er galt für den einzigen Mann in Amerika, der den Norden verhindern konnte, seinen Sieg in der unsinnigsten Weise zu mißbrauchen.

Verschärfung des Gegensatzes zu Oesterreich und die Gasteiner Convention.

6. Mai. Max Duncker erzählt: Bismarck und Roon hatten das entschiedenste Verlangen auf Bonins Vorschlag einzugehen — namentlich weil sie sehr wohl begreifen, daß wir vor einer europäischen Krisis stehen, und beide deshalb gern Frieden mit den Abgeordneten schlössen. Aber an General Manteuffels Widerstand und seinem Einfluß bei dem König ist jeder Versuch gescheitert. — Bismarck ist am Sonnabend — vor acht Tagen — zu Manteuffel gegangen, und hat sich zwei Stunden bemüht ihn dahin zu bringen, daß er der Annahme des Bonin'schen Antrags zustimme — aber vergebens; Manteuffel hat einmal und immer nein dazu gesagt! — Natürlich möchte Bismarck diesen Mann gern von hier wegschaffen.

Ich: Militärs, die mit Manteuffel zusammen Cadetten gewesen sind, haben es mir vorhergesagt, daß das große Avancement, das am 18. April erwartet wurde, nicht stattfinden werde; Manteuffel wolle nicht fort aus der unmittelbaren Nähe des Königs, nach Coblenz werde er überhaupt nicht gehen, und jedenfalls werde er die Besetzung der vacanten General-Commandos bis in den Herbst verschleppen. Er gehe jedenfalls erst im Herbst.

Max Duncker: „Erst wenn die Krisis vorüber ist." Natürlich wird Manteuffel nicht blos von dem Prinzen Carl unterstützt, sondern auch von dem General-Adjutanten Alvensleben; dessen Dogma, das er beständig wiederholt, ist: „alle Revolutionen sind daher entstanden, daß die Monarchen nachgegeben haben" — nämlich den ersten freisinnigen Forderungen, die an sie gestellt wurden.

Die Folgerung liegt nahe: man muß jede Forderung abweisen, die im Namen des Landes gestellt wird!

Die Stände der Elbherzogthümer zusammenzuberufen hat sich Bismarck bereit erklärt, um dem Abschluß eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich vorzubeugen, der unmittelbar bevorstand. — Das ist gelungen. Aber wie nun weiter? — Mit den Schleswig-Holsteinischen Ständen ist natürlich Nichts anzufangen, so lange sie in ihrem Particularismus auf die Unterstützung Oesterreichs rechnen können. Die Aufgabe ist also nun zunächst, das österreichische Condominium in den Herzogthümern los zu werden. Wie macht man das?

16. Mai. Besuch bei Max Duncker. Nun scheint unsere auswärtige Politik in das Stocken gerathen zu sein, „Oesterreich gewinnt inzwischen eine Stellung nach der anderen.“ Selbst die innere Lage Oesterreichs hat sich merklich gebessert. — Das Gewitter in Italien hat sich vor der Hand wieder verzogen — „mit dem Reichsrath kommen sie auch nicht so weit auseinander, wie es schien“ — und selbst zu einer Versöhnung mit Ungarn zeigt sich Aussicht. Wenn das auch nur Schein ist und schließlich zu Nichts führt, so verbessert doch einstweilen schon der bloße Schein die Stellung Oesterreichs. — So haben sie nun den Bundes-Beschluß vom 6. April gewonnen — die preußischen Forderungen verworfen — mit Erfolg gegen unsere Einrichtungen in Kiel protestirt — und natürlich ist der österreichische Civil-Commissar Halbhuber nun die beste Stütze für alle Augustenburgischen Wühlereien in den Herzogthümern geworden.

Ich: Das ist um so schlimmer, da jetzt die Annexion wirklich eine Nothwendigkeit geworden ist — denn das Verhältniß mit dem Augustenburger ist so vollständig verdorben, daß es jetzt unmöglich mehr ein haltbares und zuverlässiges werden kann. —

Ich erwähnte der fortschrittliche Freude G. Bunsens darüber, daß Preußen sich angeblich genöthigt sieht seine Forderungen fallen zu lassen und den Rückzug anzutreten.

Max Duncker: Ja! die Herren sind um Nichts besser als die Kreuz-Zeitungs-Leute, gerade wie die sich über die Demüthigung

Preußens in Olmütz freuten, weil das nebenher eine Niederlage der liberalen Partei war, so jubeln die Leute jetzt über jede Demüthigung Preußens, weil sie nebenher eine Niederlage Bismarcks ist. — Die Partei-Interessen gehen ihnen über das Vaterland.

24. Mai. Abend bei Max Duncker, mit ihm allein. Politik. — Er sagt: Bismarck ist dadurch in seine gegenwärtige schiefe Lage gekommen, daß Roon die Verlegung der preußischen Marine-Station von Danzig nach Kiel ganz auf seine eigene Hand unternommen hat, ohne sich darüber erst mit Bismarck zu verständigen. — (NB. Das war mir überraschend; wie ich Roons Beziehungen zu Bismarck kenne, hätte ich das nicht gedacht.)

Roon wollte ein fait accompli machen; Bismarck, der erst nachträglich von den getroffenen Anordnungen erfuhr, äußerte gegen einen Vertrauten — (den Max Duncker mir nicht nennen kann) —: ein fait accompli sei allerdings eine sehr schöne Sache und habe einen großen Werth, aber man müsse es alsdann auch wirklich machen, nicht blos davon sprechen. Das aber sei diesmal nicht der Fall gewesen. Die wirkliche Uebersiedelung der Truppen, die zu dem Marine-Commando und der Flotten-Station gehörten, konnte erst in acht Wochen erfolgen; und die Folge war, daß Oesterreich zu Protest und Widerspruch veranlaßt wurde. Bismarck schloß mit der Bemerkung: mit dem Widerspruch des Militär-Cabinets auf der einen Seite, dem Kronprinzen, der die Augustenburgischen Interessen vertritt, auf der anderen — und Roon, der auf eigene Faust handelt, sei schwer Politik zu machen.

Uebrigens — fährt Max Duncker fort — hat er Nichts aufgegeben; er geht nach wie vor auf Annexion aus. Natürlich muß er dabei „auf einen Bruch mit Oesterreich spielen" — und er weiß auch, daß er auf die Gefahr hin spielen muß. Er fürchtet auch den Bruch nicht und ist vollkommen darauf vorbereitet; — er wünscht ihn sogar, denn er sagt: früher oder später muß es doch zu dem Bruch mit Oesterreich kommen — und in diesem Augenblick würde er unter besonders günstigen Umständen stattfinden, wie vielleicht nie wieder. Die Oesterreicher haben kein Geld und keine Soldaten, in diesem Augenblick, denn außer der Armee in Italien,

die in einem schlagfertigen Zustand erhalten wird, ist die Infanterie bis auf 54 Mann per Compagnie reducirt. Auch haben wir jetzt noch eine große Ueberlegenheit in der Bewaffnung, auf die wir in einigen Jahren nicht mehr rechnen können, da man uns unsere Zündnadel-Gewehre und gezogenen Kanonen mit der Zeit wohl nachmachen wird. So, meint Bismarck, würden wir gerade jetzt den Kampf unter den günstigsten Bedingungen aufnehmen.

Der König „geht mit"; er ist jetzt auch ganz entschieden für die Annexion; — (Max Duncker läßt sich Hand und Wort darauf geben, daß ich das Folgende Niemand sage) — der König persönlich ist es, der die Forderung des Fahneneides in die preußischen Forderungen vom 22. Februar eingeschaltet hat, die ursprünglich nicht darin stand; und zwar hat er das gethan ausdrücklich, weil er glaubte, daß der Herzog von Augustenburg in diese Forderung nicht einwilligen werde.

Nun sollen die Stände in den Herzogthümern zusammenberufen werden — wahrscheinlich rechnet Bismarck darauf, daß er es dabei, nämlich bei den Unterhandlungen mit den Ständen, in anständiger Form und Weise zu einem Bruch mit Oesterreich bringen kann.

26. Mai. Im Archiv. Treffe daselbst den Legations-Rath von Keßler, der mir voller Entrüstung die nachstehende ihm amtlich bekannt gewordene neueste Schandthat aus Kurhessen erzählt. Eine Familie, im Besitz des hessischen Lehnguts Schwarzenhasel, stirbt im Mannsstamm aus; das Gut ist aber Spindellehn und müßte nun an die Cognaten übergehen, die durch die Frauen von der Lehnsträger-Familie abstammen. Haupt-Erbinnen sind zwei unvermählte Damen, Schwestern, die zu Erfurt leben; — sie sind zu $^{10}/_{12}$ des Lehns erledigt. Bei denen erscheint ein hessischer Beamter im Auftrage des Kurfürsten und erklärt ihnen, sie hätten ihr Recht an das Lehen durch Versäumniß einer Formalität verwirkt, ihr Anspruch sei ganz werthlos; indessen sei dem Kurfürsten daran gelegen eine Urkunde zu haben, vermöge deren sie förmlich auf ihre Ansprüche verzichteten, da er mit Hilfe eines solchen Papiers auch die anderen Prätendenten leichter abweisen könne; aus Gnaden wolle der Kurfürst den Damen 400 Thaler bewilligen, wenn sie ein solches Papier unterschrieben. Die beiden

Fräulein lassen sich bethören und unterschreiben das verlangte Papier, durch das sie eine Erbschaft von 40—50,000 Thalern aus der Hand geben.

Dasselbe Manöver wird dann auch bei den anderweitigen Erben versucht, die auf das 11. und 12. Zwölfttheil Anspruch haben. Die sind aber zu ihrem Glück minorenn und preußische Unterthanen. Das preußische Pupillen-Collegium nimmt sich ihrer an und betritt für sie den Weg Rechtens; die hessischen Gerichte entscheiden, daß die versäumte Lehns-Formalität irrelevant ist — und der Anspruch der Erben gültig. Ihr Antheil an der Erbschaft wird ihnen ausgezahlt.

Nun werden die beiden Haupterbinnen inne, daß man sie schmählich betrogen hat, und wenden sich mit einer Bittschrift an den Kurfürsten. Aus dessen Cabinet erhalten sie eine unklare, ausweichende Antwort, die sie mit ihren Ansprüchen an seinen Sohn, den sogenannten Prinzen Moritz von Hanau verwies. An diesen wendet sich nun das Schwesternpaar schriftlich. Er antwortete aus Genf, wo er lebt: er erkenne die Reclamationen der Damen als vollkommen berechtigt an und würde sich unbedingt verpflichtet halten sie für ihre Ansprüche zu entschädigen — wenn er nämlich im Besitz des Gutes wäre! — Aber er sei nicht im Besitz desselben, und habe auch anderweitig keine Mittel die Damen zu entschädigen, denn seitdem er um die Erlaubniß gebeten Fräulein von Lepel zu heirathen, gebe ihm sein Vater, der ihm das verliehene Gut vorenthalte, überhaupt gar Nichts.

Darauf wenden sich die Damen an die hessischen Gerichte, werden aber mit ihrer Klage abgewiesen, indem man ihnen ihre Cession entgegen hält — und nun endlich nehmen sie die Verwendung unseres Königs in Anspruch. — Eine saubere Geschichte! —

28. Mai. Zu Abeken in seiner Wohnung, ihm von den Schwierigkeiten und Bedenken zu sprechen, die sich in den Elbherzogthümern ergeben können.

Ich: habe bestimmte Gründe zu glauben, daß die Stände damit anfangen werden, den Herzog von Augustenburg von Neuem zu proclamiren.

Abeken: Man hat auch diesen Fall wohl bedacht. Es ist allerdings sehr möglich, daß dergleichen geschieht; der Herzog — oder um

ganz correct zu sprechen, der Erbprinz von Augustenburg — hat alle Mittel angewendet und intriguirt und wühlt ohne Unterlaß; es ist ihm gelungen, ein Netz über das ganze Land zu ziehen, seine Vertrauten sind überall; alle Behörden im Lande wenden sich bei jedem vorkommenden Fall auf geheimen vertraulichen Wegen an ihn und seine Rathgeber, um deren Entscheidung einzuholen, so daß also diese sämmtlichen Behörden weit mehr von ihm inspirirt sind, als von den Civilcommissären (dem österreichischen und preußischen). Der Bundesbeschluß vom 6. April hat seiner Partei neuen Muth gegeben, und Halbhuber begünstigt sie jetzt ganz offen. Und doch sind die Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg wenigstens nicht so ganz irrelevant, daß man sie unbesehen und ohne Untersuchung abweisen könnte. — Die Stände werden den Herzog proclamiren —: welche Ständeversammlung wird das thun? Die von 1854 oder die von 1848?

Ich: Es möchte ziemlich einerlei sein, welche von beiden man versammelt. Die Stände von 1854 sollen ja, wie ich höre, nur versammelt werden, um ein neues Wahlgesetz zu berathen; sollten sie aber veranlaßt werden, auf die Sache selbst, auf die preußischen Forderungen einzugehen, so würden sie wohl eben auch den Herzog von Neuem proclamiren, wenn auch vielleicht nur mit geringer Majorität, während die Stände von 1848 ihn ganz oder beinahe einstimmig proclamiren würden.

Abeken: Und wird Oesterreich einen solchen Beschluß gutheißen? — Oesterreich hat zwar allerdings keine Principien, wohl aber gewisse Traditionen, von denen es nicht gern läßt. Der Bevölkerung das Selbstbestimmungsrecht einzuräumen, das ist Etwas, was Oesterreich bei seiner eigenen Stellung in Venetien, in Ungarn, in Galizien, doch nicht gut thun kann.

Ich: Oesterreich lebt von expédients und von einem Tag zum anderen; auf eine Inconsequenz mehr oder weniger kommt es ihnen dabei nicht an; sie nehmen Alles auf, was ihnen für den Augenblick nützt. Einen Beschluß der Stände, der die Unterhandlungen mit Preußen an den künftigen Landesherrn verweist, könnten sie jedenfalls sehr gut brauchen. Mit den Ständen wäre sehr leicht in Ordnung zu kommen, wenn sie lediglich auf Preußen angewiesen wären und

keine Stütze mehr an Oesterreich fänden. Werden sie aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen zusammengerufen, so lange Oesterreich noch mitzureden hat in den Herzogthümern, so geschieht, was ich gesagt habe, und es entsteht eine für uns sehr schwierige, bedenkliche und eben so unerfreuliche Situation. — Man muß zuerst und vor allen Dingen das österreichische condominium beseitigen.

Von Roon hatte ich, aus dem Archiv heimgekehrt, eine Mittheilung vorgefunden; es wird ihn sehr freuen, mich heute oder morgen Abend zu sehen; er hofft allein zu sein. — Da ging ich denn zu ihm und hatte ein 1½ Stunden langes, in mancher Beziehung merkwürdiges Gespräch mit ihm in seinem Cabinet.

Ich warnte vor der Zusammenberufung der schleswig-holsteinischen Stände und sagte: Ich habe bestimmten Grund, zu glauben, daß sie den Augustenburger proclamiren werden, anstatt auf die Discussion der preußischen Forderungen einzugehen, und daraus entsteht für uns eine sehr schwierige, nichts weniger als wünschenswerthe Situation; denn dann bleibt eben gar Nichts übrig, als die einfache Vergewaltigung der Stände, und das ist nicht der vortheilhafteste Weg, zum Ziel zu gelangen.

Roon (fährt leidenschaftlich auf): Aber können denn die Leute nicht verhaftet werden? (NB. Die Stände der Elbherzogthümer, versteht sich.) Können sie denn nicht auf die Festungen gebracht werden? — Denken sie denn gar nicht daran, daß das geschehen kann, wenn sie solche Beschlüsse fassen? — Landesherren sind seit dem Frieden Preußen und Oesterreich — der Herzog, der ist gar Nichts! — Landesherren sind Preußen und Oesterreich, und eine solche Auflehnung gegen die Landesherren wird nicht geduldet werden.

Ich: Wenn man aber genöthigt wäre, auf diese Weise einzuschreiten, das wäre eben Vergewaltigung. Uebrigens kann, wie die Sachen stehen, dergleichen gar nicht verfügt werden ohne die Zustimmung Oesterreichs; ist man deren gewiß?

Roon: Wenn die verweigert würde, dann würde die Sache allerdings sehr große Dimensionen annehmen.

(NB. Das also ist der Punkt, bei dem man es auf einen Bruch mit Oesterreich will ankommen lassen! — Die verweigerte Zustimmung

Oesterreichs, gewaltsam gegen die Stände einzuschreiten, soll die Veranlassung zum Zwist werden! — Wie gewagt! — und wie vollkommen verkehrt!)

Ich: Daß man auf das Aeußerste gefaßt sein muß, das liegt in der Natur der Sache; aber wenn es zum Bruch mit Oesterreich kommen muß, so ist es doch in unseren Tagen nichts weniger als gleichgültig, auf welche Veranlassung es geschieht, wie die Sache vor dem Forum der öffentlichen Meinung in Deutschland und in Europa erscheint, und in welchem Licht sie dargestellt werden kann. Sollte der Bruch sich auf diese Weise ergeben, so wäre das gewiß nicht die günstigste für uns; denn wie ließe sich das nicht darstellen, in welchem Licht! — wie würden alle Feinde Preußens im übrigen Deutschland — und deren sind viele — eine solche Wendung der Dinge ausbeuten!

Roon (sehr viel milder): Nun, ich hoffe, daß sich der Sache noch im Guten die Spitze abbrechen läßt! (Sowie das Gespräch aber auf den Augustenburger kam, wurde er wieder leidenschaftlich und heftig.) Der Herzog ist gar Nichts! — gar Nichts! — und wenn der gegen uns wühlen, wenn er uns Schwierigkeiten machen will, dann wird er sich wundern! — Wir werden mit ihm abfahren, daß ihm die Augen übergehen sollen; er wird auf ein preußisches Schiff gebracht und meinetwegen nach Island geschafft, oder sonst wo hin!

Ich suchte den Herzog persönlich einigermaßen zu decken, indem ich, der Wahrheit gemäß, Sammer als den eigentlichen Urheber der verkehrten Politik bezeichnete, die von Kiel aus getrieben wird.

Ich: Mit welchen Hirngespinnsten die Leute in Kiel sich tragen, das läßt sich ermessen, wenn ich Ihnen sage, worauf sie jetzt eigentlich speculiren; sie speculiren auf den Tod des Königs; das habe ich neulich in einem Gespräch mit einem von den Herren sehr deutlich wahrgenommen; sie denken: der König ist neunundsechzig Jahre alt, wenn sie die Sache nur hinziehen, dann stirbt er vielleicht darüber — und dann stellt sich Alles anders.

Roon (wiegt schweigend das Haupt hin und her und schlägt gewichtig mit der Hand auf die Lehne seines Stuhls; nach einiger Pause): Welche Thorheit darauf zu rechnen!

Ich komme von Neuem darauf zurück, daß es besser sei, die Stände in den Elbherzogthümern nicht eher zusammenzurufen, als bis man sich mit Oesterreich vollständig auseinandergesetzt habe, und gehe dann auf einen anderen Punkt über, wo uns bald eine bedeutende Gefahr drohen wird, nämlich Belgien; die Dinge stehen dort sehr schwach!

Roon Sehr schwach!

Ich: Der König Leopold wird schwerlich mehr lange leben, und seine Söhne sind nicht die Leute, die das Schiff über dem Wasser erhalten könnten. Ich berichte über die kleine, aber nicht unbedeutende französische Partei im Lande. Was ich voriges Jahr von einem geheimen Tractat zwischen Frankreich und Holland, von der projectirten Theilung Belgiens erfahren habe — mein Gespräch darüber mit dem König Leopold, der sich zwar das Ansehen giebt, die Sache leicht zu nehmen, aber keineswegs die Nachricht selbst etwa als ein ungegründetes Gerücht bezeichnet. — Nun kommt vollends noch hinzu, daß Napoleon sich bald in die Nothwendigkeit gebracht sehen könnte, irgend eine große Action in Europa in Scene zu setzen, damit er gleichsam unter ihrem Schutz Mexico mit Anstand fallen lassen kann.

Roon sieht das sehr wohl ein; die Nothwendigkeit kann sich allerdings ergeben, und es ist natürlich, wenn er dann nach Belgien greift; man muß das erwarten. Das wäre doch nun einer der Fälle, wo alle Großmächte sich vereinigen müßten!

Ich: Auf England dürfen Sie dabei nicht rechnen!

Roon: Auf wen soll man denn rechnen können? — Er schildert, wie schwach es in Wien und Petersburg steht; Rußland gelähmt und mit sich selbst beschäftigt, ohne Mittel, in die europäische Politik bedeutend einzugreifen — Oesterreich in sich zerrüttet und rathlos, Venetiens und Ungarns wegen besorgt vor jeder europäischen Verwicklung, ohnmächtig durch zerrüttete Finanzen und eine desorganisirte Armee. Es ergiebt sich, daß man auf Rußland und Oesterreich nicht rechnen kann; gerade auf England müßte man in diesem Fall rechnen können.

Ich: Und dennoch dürfen Sie auf England nicht rechnen; Sie können mir das glauben; ich habe mir die Dinge dort sehr genau und in der Nähe betrachtet. Die Kleinmüthigkeit der Altersschwäche ist schon seit längerer Zeit der Charakter der englischen Politik, und es

ist keine Aussicht, daß das zunächst besser werden könnte. Das mächtige und sonst stolze Reich wird von einem alten Narren und einem alten Idioten regiert — denn weiter sind die Herren Palmerston und Russell Nichts mehr. Und treten die zurück, dann wird auch nichts Besseres; dann kommen Lord Derby und d'Israeli — das ist auch keine große Herrlichkeit; die Leute kennen wir ja schon von früher her. — Und auch unter den jüngeren Leuten zeigt sich keine irgend nennenswerthe Persönlichkeit, auf die man verweisen könnte. — Goschen, der Sohn des Leipziger Buchhändlers, wird als der bedeutendste jüngere Mann im Unterhause genannt. (NB. Darüber erstaunt Roon nicht wenig.) England scheint bestimmt, noch auf lange Zeit hinaus nichtig zu bleiben in der allgemeinen Politik.

Ich komme dann mit Absicht auf den Bonin'schen Antrag und erzähle, welchen Antheil ich daran gehabt habe.

Roon bestätigt ausdrücklich, daß er die Worte zu Vincke-Olbendorf gesprochen hat, die mich — nebst dem Gespräch mit Moltke — zu ihm führten. Er leugnet keineswegs, daß er ein großes Verlangen trägt nach einem Compromiß mit dem Hause der Abgeordneten, erzählt vielmehr, daß er einen Plan dazu entworfen hatte, der schon im vorigen Jahr fertig war, aber dem Hause nicht vorgelegt werden konnte, weil Grabow zum Präsidenten gewählt wurde, der König sich darüber ärgerte und erklärte, einem Hause, das Grabow zum Präsidenten erwählt, könne man keine Concessionen machen. — Er läßt mit Absicht sehr deutlich durchschimmern, daß er den Bonin'schen Antrag sehr gern angenommen hätte.

Als wir dann von einzelnen Persönlichkeiten sprachen, und ich auf Virchows revolutionäre Absichten und Pläne hinwies, erklärte Roon mit großem Nachdruck: „die Kirschen wird er nicht essen" — gab aber dann indirect die Möglichkeit eines Staatsstreichs zu, indem er hinzufügte: „Wer sagt Ihnen denn, daß dann ein unerträglicher Cäsarismus folgen würde? — daß nicht gerade dann die wahren Interessen des Landes durch zweckmäßige liberale Verfügungen gefördert werden würden? Oder, daß man dann bei einer absolutistischen Regierung stehen bleiben würde? Daß dann nicht neue Octroyirungen folgen und uns eine Verfassung geben würden, wie sie unseren wirklichen

Bedürfnissen entspricht." Das war mir sehr merkwürdig — der Plan für einen solchen Fall ist also wohl fertig!

Roon sprach dann von der Kaiserin von Rußland — von den Verhältnissen im Innern der Darmstädtischen Regenten-Familie; von dem Genfer Graney, der als Sprachlehrer an den Darmstädtischen Hof gekommen war, und später als Baron de Grancy Oberstallmeister war; „er trieb seine Reiter-Künste in einer eigenthümlichen Manége." — Bei einer besonderen Gelegenheit wurde einmal, vor vielen Jahren, von hier aus General Thun in besonderer Mission nach Darmstadt gesendet; der lustwandelt am frühen Morgen in einem der fürstlichen Gärten dort — begegnet einem hübschen eleganten „Backfisch", mit dem er ein Gespräch beginnt, das freundlich aufgenommen und lebhaft unterhalten wird. — An der fürstlichen Tafel ist er dann Nachbar des Oberstallmeisters Grancy und fühlt sich aufgefordert dem zu sagen: „ich glaube, ich habe heute Morgen Ihr Fräulein Tochter kennen gelernt!" — Grancy lehnt mit großem Eifer ab, er habe gar keine Töchter, er habe nur Söhne u. s. w. — während der Nachbar an der anderen Seite den General Thun anstößt und kneist, so daß dieser wohl merken muß, daß er sich auf einen gefährlichen Boden begeben habe. — Jener Backfisch war die jetzige Kaiserin von Rußland.

Ich erinnere mich wohl, daß man die Verheirathung der Prinzessin mit dem damaligen Thronfolger auch in Petersburg nichts weniger als gern sah.

Um 11 Uhr nach Haus. — Es war mir im Ganzen eine erwünschte Erfahrung, daß ich Roon, den ich in dieser Beziehung wohl für identisch mit Bismarck halten darf, so schneidig, entschieden und leidenschaftlich in Beziehung auf die Elbherzogthümer gefunden habe. Wir lassen die nicht los und gehen diesmal nicht nach Olmütz, das ist wohl ausgemacht.

27. Mai. Max Duncker erzählt mir, heute Vormittag ist ein Ministerrath gewesen, und da sind „die halsbrecherischen Pläne" aufgegeben worden; man hat nun beschlossen sich mit Oesterreich erst auseinanderzusetzen, ehe man die Stände der Elbherzogthümer zusammenruft, und will den Bruch mit Oesterreich, falls er nothwendig wird, in diesen Unterhandlungen herankommen lassen.

(NB. Das ist ganz offenbar der bessere Weg.) — Auch wird mit Italien unterhandelt; zunächst über einen Handelstraktat; aber natürlich kann dabei auch mancherlei Anderes zur Sprache kommen. — Bismarck hat neulich auf eine Interpellation im Abgeordneten-Hause mit Absicht geantwortet, daß mit Italien über einen Handels-Traktat unterhandelt wird. Man wird in Wien den Wink wohl verstehen.

28. Mai. General Manteuffel geht als commandirender General nach Schleswig — und erst nach Wien, angeblich um sich dort als Commandirender zu melden. Er geht also, und zwar weiter als nach Magdeburg! — Das ist wichtig; es ist ein Sieg Bismarcks.

Angewidert von der Verhetzung der Parteien und außer Stande eine irgend ersprießliche öffentliche Thätigkeit zu entwickeln, verließ Bernhardi Anfang Juni die preußische Hauptstadt, um den Rest des Jahres 1865 in der Einsamkeit Cunnersdorfs zu verbringen und ausschließlich seinen Studien zu leben. Eines gewissen Interesses entbehren auch die Aufzeichnungen dieser Periode nicht; im Wesentlichen enthalten dieselben indessen wenig mehr als weitere Belege für die Verworrenheit und das Unbehagen der Verhältnisse, welche nach dem Friedensschluß von 1864 eingetreten waren und die mit verdoppelter Schwere auf Denen lasteten, die sich von der Voreingenommenheit und Beschränktheit der herrschenden Parteien frei gehalten hatten, ohne in die letzten Absichten der Regierung eingeweiht zu sein. Bezeichnender Weise gerieth während dieses Zeitraums auch die Correspondenz mit den Berliner Freunden in's Stocken. Dinge von Erheblichkeit gab es kaum zu melden, wo „Abwarten" zur allgemeinen Parole Derjenigen geworden war, die das Herannahen der unvermeidlich gewordenen großen Entscheidung spürten, Zeitpunkt und Inhalt derselben aber nicht im Voraus zu bestimmen vermochten. Es sollen daher nur vereinzelte Notizen aus diesem Zeitraum hier wiedergegeben werden, im Wesentlichen um den geschichtlichen Zusammenhang der Ereignisse nicht zu unterbrechen.

3. Juli. Cunnersdorf. Zeitungen, heute sehr wichtig. Minister-Krisis in Oesterreich; Schmerlings Regiment ist zu Ende. Er hätte sich sagen müssen, daß er wenigstens einige Ordnung in die Finanzen bringen — oder doch bessere Aussichten eröffnen mußte, wenn er sich der ihm feindseligen Aristokratie gegenüber behaupten wollte.

Ein feudales Ministerium wird es zwar auch nicht besser machen, aber dem verzeiht man den finanziellen Ruin — einem parlamentarischen nicht.

Augustenburg! — Bismarck hat es sich nicht versagt im Hause der Abgeordneten Auskunft über seine Unterredung mit dem Herzog im Mai des vergangenen Jahres zu geben und namentlich zu erwähnen, daß der Herzog auf die Bemerkung, Preußen könne den Krieg unmöglich umsonst geführt haben, erwidert habe: Er selbst und seine Anhänger hätten die Preußen nicht in das Land gerufen; — es wäre viel besser gewesen, wenn sie nicht gekommen wären; — der Bund hätte die Elbherzogthümer auch ohne Preußen befreit, und ohne drückende Concessionen zu verlangen u. s w.

Der Herzog hat nun seinerseits einen ziemlich schwachen Versuch gemacht, diese Aeußerungen — in denen ich ihn und Sammer nur allzu wohl wieder erkenne — in Abrede zu stellen; er hat zu einer der zahlreichen Deputationen, die ihm ihre Huldigungen — sonst aber Nichts — darbringen, gesagt: er könne wohl solche Worte gar nicht gesprochen haben u. s. w.

Auf dieses halbe démenti antwortet nun Bismarck in der officiellsten Form, die überhaupt denkbar ist: er läßt im Staats-Anzeiger — mithin als durchaus officielle Kundgebung — den Bericht, den er dem König über seine Unterredung mit dem Herzog erstattet hat, in extenso einrücken!

Das ist ein hochwichtiger Act! — Der Augustenburger ist dadurch als Souverän der Elbherzogthümer geradezu unmöglich geworden. Nämlich es ist geradezu unmöglich geworden, daß Preußen, einmal auf diesen Grad verfeindet mit ihm, ihn als Souverän der Elbherzogthümer duldet. — Ja diese Veröffentlichung, dieser éclat, den man macht, bürgt dafür, daß unsere Regierung ihn entschieden nicht dulden will. — Das Alles ist sehr klar und nicht sehr schwer zu begreifen — und dennoch werden nur sehr wenige Zeitungsleser sich Rechenschaft von der Tragweite dieser Publication zu geben wissen. Die große Menge ist es eben gewöhnt, gedankenlos vor sich hinzuleben.

8. Juli. Schweinitz besucht mich und erzählt mir, daß er von Erfurt aus, wo ihn seine Inspections-Reise hinführte, Gotha — und

von dort aus Gustav Freytag in Siebleben besucht hat — jedoch nicht, ohne vorher den Minister Seebach auf das Gewissen gefragt zu haben, ob für einen preußischen Offizier irgend ein Bedenken dabei sein könnte Gustav Freytag zu besuchen. „Gar keins!“ versicherte Seebach: „Freytag ist jetzt preußischer, als uns recht ist, er steht dicht an der Annexion!“ — Schweinitz meint, Gustav Freytag sei sehr verwundert gewesen, daß ein preußischer Offizier „sich um ihn bekümmerte“ — er hat aber auch den Dichter so gefunden, wie er wirklich ist: in hohem Grade liebenswürdig. — Das ist er; Adel und Idealität der Gesinnung, eine seltene Reinheit des Charakters machen ihn dazu.

17. Juli. Daheim General Schweinitz vorgefunden. Er reist nun ab, nimmt Abschied, bleibt den Abend. — Erzählt mir, wie ernst sich die Dinge gestalten. Roon, der schon in Erdmannsdorf eingetroffen war, ist plötzlich nach Regensburg berufen worden, um dort mit dem König zusammen zu treffen. Alle Minister sind dorthin beschieden; es wird ein vollständiger Ministerrath dort gehalten werden.

General Schweinitz selbst hat den Befehl erhalten Neisse in Vertheidigungsstand zu setzen. Das ist natürlich eine Maßregel, die bestimmt ist als Demonstration zu wirken, denn daß wir, im Fall der Krieg wirklich ausbricht, nicht darauf angewiesen sein werden, ihn vertheidigungsweise zu führen, daß wir nicht zunächst eine Belagerung von Neisse zu erwarten haben, das versteht sich doch so ziemlich von selbst.

23. Juli. Flotow zum Frühstück bei uns. Erzählt viel Interessantes von dem Krieg in Schleswig. Die Schleswiger glaubten, man habe die Dänen absichtlich entkommen lassen. — General Röder erzählte mir, daß er den Uebergang bei Arnis begonnen habe, sobald drei Boote zusammen waren — und demnach hat der Prinz Friedrich Carl Veranlassung zu dem Argwohn der Schleswiger gegeben. — Es ist ganz richtig, — die westphälische Division bemerkte bei Cappel, daß in einem Hause sich Lichter mehrfach hin und her bewegten, man vermuthete, daß auf diese Weise den Dänen die Ankunft der Preußen telegraphirt werde, aber die Sache wurde nicht weiter untersucht; man ließ sie einfach auf sich beruhen.

In der Nacht kamen Boote herüber gerudert; man hörte die

Ruderer schon singen: „Schleswig-Holstein stammverwandt" — und wie die Leute gelandet waren, berichteten sie, die Dänen seien abgezogen. General Göben meldete das sofort dem Prinzen Friedrich Carl, erhielt aber von Blumenthal die Antwort: „das ändere Nichts an den bereits getroffenen Anordnungen." — Als dann am anderen Morgen die Schiffbrücke geschlagen und die westphälische Division endlich übergegangen war — fand sie am linken Ufer der Schlei bereits Truppen vom brandenburgischen Armee-Corps vor — Brigade Röder, 24. Regiment. — Die Westphalen waren wüthend; es war nun anzunehmen, daß man sie absichtlich zurückgehalten hatte, damit den begünstigten Brandenburgern die Ehre blieb zuerst über die Schlei zu gehen.

9. Oktober. Ich sagte gestern zu Flotow, daß es doch wohl nicht Absicht war an der Schlei die Westphalen zurückzuhalten um die Brandenburger zuerst hinüber zu lassen — denn Röder ist mit seiner Brigade nicht auf Befehl des Prinzen, sondern auf eigene Hand hinüber gegangen, das weiß ich.

Der Prinz hat sich eben ganz einfach nicht rasch entschließen können; das ist schlimm genug. — Und eben so schlimm ist der ungünstige Eindruck, den die Sache auf die Westphalen gemacht hat.

10. August. Die Zeitungen bringen einen Brief des Litteraten Frehse, seine Ausweisung aus den Elbherzogthümern betreffend. Opposition gegen die Interessen Preußens! — Die Spener'sche Zeitung äußerte vor einigen Tagen: ein preußischer Abgeordneter, aus den Herzogthümern ausgewiesen, werde wohl nicht verlangen durch Oesterreich dahin zurückgeführt zu werden. — Wie hat sie sich getäuscht, indem sie unseren Fortschrittlingen eine ehrenhafte Gesinnung zutraute! — Das Litterätchen Frehse pocht in seinem Brief gerade auf Oesterreich! — Daß der preußische Civil-Commissar ihn ohne Zustimmung des österreichischen ausgewiesen habe, sei eine widerrechtliche Usurpation! —

Schlimm, daß man im Lande nicht empört ist über die Nichtsnutzigkeit solcher Schlucker! — Ueberhaupt, das ist die Gefahr, die in der aggressiven Politik Preußens liegt —: der Krieg mit Oesterreich würde allerdings aller Wahrscheinlichkeit nach ein glücklicher sein, er müßte aber auch ein glücklicher sein, denn Mißgeschick im Felde würde

unseren Demokraten im Innern ein Uebergewicht geben, das wir uns nicht wünschen wollen.

Uebrigens ist mir jetzt der Krieg das Wahrscheinlichere. Unsere Forderungen sind mit Absicht so gestellt, daß Oesterreich sie nicht wohl einräumen kann.

16. August. Zeitungen. Eine Art von Verständigung mit Oesterreich hat stattgefunden, aber — wenn sie wirklich so gestaltet ist, wie man nach dem vermuthen muß, was die Zeitungen darüber sagen — so haben wir ganz und gar nicht Ursache uns dessen zu freuen. Ist wirklich in der Sache selbst Nichts entschieden, nur das Provisorium in den Elbherzogthümern besser geregelt, dann ist die Krisis nur aufgeschoben, und das gereicht ganz und gar nicht zu unserem Vortheil. Oesterreich gewinnt Zeit; wir können nur Zeit verlieren; für uns können die Verhältnisse, wenn die Sache verschleppt wird, nur schlechter, nicht günstiger werden. — Und dann ist die Gefahr zu bedenken, daß die Frage, wenn sie noch lange in der Schwebe bleibt, zu einer sogenannten europäischen gemacht und auf einen Congreß geschleppt werden kann.

Was mich besonders unruhig macht, ist, daß ich General Manteuffel in der Umgebung des Königs weiß. Ich möchte wohl mit Roon über alle diese Dinge sprechen.

24. August. Zeitungen. Das Gasteiner Abkommen will mir gar nicht gefallen, wenn nicht etwa auch geheime Artikel verabredet sind, durch die eine definitive Regelung der Verhältnisse angebahnt ist. Ich fürchte Manteuffels unheilvollen Einfluß.

3. September. Zeitungen. Die Fortschritte Rußlands im Inneren Asiens — die Eroberung von Kokand und Taschkent — sind von sehr hoher Wichtigkeit. Rußland rückt dadurch den englischen Besitzungen in Ostindien in sehr wirksamer Weise näher. — Die große Wichtigkeit der Eroberung liegt darin, daß Rußland jenseits der großen Steppen festen Fuß gefaßt hat. — Ein Kriegszug nach Indien mußte wohl als unmöglich betrachtet werden, so lange die Vorbereitungen dazu diesseits der Wüste getroffen werden mußten; so lange die Nothwendigkeit vorlag, ein Heer, so zahlreich und in solcher Weise ausgerüstet, wie es ein Eroberungs-Zug nach Indien erfordert, als Heer,

in taktischer Gliederung durch die Wüste zu führen und dann aus Depots, die diesseits der Wüste liegen, im fernen Indien mit Nachschub, mit Schießbedarf und Ausrüstungs-Gegenständen zu versorgen. — Können die Vorbereitungen jenseits der Wüste getroffen, die Depots u. s. w. dorthin verlegt werden, so stellt sich die Sache ganz anders.

Berlin, 4. September. Zeitungen. — Ein aus dem „Altonaschen Merkur" entlehnter Artikel (Leitartikel) ist sehr merkwürdig. Diese Zeitung war vorzugsweise das Organ der Augustenburgischen Partei nicht nur — sondern der besonderen Coterie des Herzogs; das Blatt, in welchem die von Sammer inspirirten Artikel abgedruckt wurden. — In dem heutigen Artikel nun ist unumwunden eingestanden, daß man bisher durchaus falsche Wege gewandelt sei; Bedauern, daß man die dargebotene Hand Preußens so oft zurückgewiesen habe — Reue spricht sich aus und das Bewußtsein, daß die Rolle des Augustenburgers ausgespielt ist.

Da die meisten Menschen eine gewisse Neigung zur Erbärmlichkeit haben, ist nun wohl eine entschiedene Wendung in der Stimmung zu erwarten, die in den Elbherzogthümern herrscht. Die Partei der Annexion wird nun wohl bedeutende Fortschritte machen und gar sehr empor kommen.

Ob Sammer nun wohl zu dem Bewußtsein erwacht, daß er den Herzog in das Verderben geführt hat? — Gestehen wird er es nie! —

Gegen Abend Roon bei mir. — Ich frage nicht nach Politik — erfahre aber doch Einiges und sehe sehr deutlich, daß nun ganz entschieden von gar nichts Anderem mehr die Rede ist als von Annexion.

Ich erwähne nämlich des Artikels im Altonaischen Merkur — und der Reue, die sich darin ausspricht.

„Diese Reue kommt zu spät!" bemerkte Roon entschieden. Von Augustenburg ist also unter keiner Bedingung mehr die Rede!

Und da ich die Bemerkung machte, daß doch auch das Gasteiner Provisorium mißlich sei und nicht all' zu lang dauern dürfe, antwortet Roon, es könne auch nicht lange dauern. — Die Oesterreicher ließen zwar ihre Zeitungen sagen, ein neues „Erbland" an der Elbe sei am Ende gar nicht so übel, aber darauf sei Nichts zu geben; sie könnten wohl nicht im Ernst daran denken sich dort festzusetzen.

Ernst Strachwitz ist eben von einer kleinen Reise zurückgekehrt, die er durch Böhmen bis München ausgedehnt hat.

Er erzählt, wie schwierig sich alle Verhältnisse, besonders die finanziellen, in Oesterreich gestaltet haben. Die Regierung weiß nicht mehr von einem Tag zum anderen vorwärts zu kommen; man erwartet täglich „einen Coup" des Finanz-Ministers. (NB. Einen Coup, alias einen Staats-Bankrott.)

In München war E. Strachwitz zu gleicher Zeit mit unserem König und Bismarck. Der Aerger der Baiern über die Gasteiner Abmachungen und Preußens erlangtes Uebergewicht sprach sich namentlich in den baierischen Zeitungen in gar seltsamer Weise aus. So äußerten die Münchener Blätter während jener Tage ihre Verwunderung darüber, daß — die „preußische Gesellschaft" so keck in der Hauptstadt Baierns auftreten dürfe. — Ein Zeitungs-Artikel brachte die alberne Notiz, Bismarck gehe mit einem sehr abgetragenen Calabreser-Hut in den Straßen umher, um seine Nichtachtung des baierischen Volks zu zeigen.

Die Entstehung
des deutsch-österreichischen Krieges 1866.

Reise nach Berlin im Januar 1866 und erste Orientirung über die politische Lage.

Das Jahr 1866, das der deutschen Geschichte einen neuen Abschnitt eröffnen, den Lebenswegen Bernhardi's eine unerwartete Wendung bringen sollte, begann für den inzwischen in das vierundsechzigste Lebensjahr getretenen Mann unter trüben Zeichen. Die Lage des Vaterlandes nahm sich bedrohlicher als seit vielen Jahren aus und schien in den Händen der extremen Parteien zu liegen, von denen die eine zeitweilig alle Macht, die andere allen Einfluß besaß. — Die Partei aber, welcher Bernhardi sich angeschlossen hatte, bestand kaum dem Namen nach und verlor eben jetzt in der Person Rudolfs von Auerswald einen ihrer bekanntesten Vertreter. Ueber den Tod dieses Mannes, dessen politische Leistungsfähigkeit Bernhardi niemals überschätzt und zu Zeiten außerordentlich streng beurtheilt hatte, mit dem er aber doch viele Jahre freundschaftlich verbunden gewesen war, und den er als Menschen wie als ideal denkenden Patrioten hoch schätzte, bemerkt das Tagebuch das Folgende.

17. Januar. Ein gar schlimmer Tag. Ich hatte ruhig gearbeitet — da kam nach zwölf Uhr mein Sohn sehr bewegt und böser Ahnung voll aus der Schule zu Haus; er brachte einen schwarz gesiegelten Trauerbrief — und dachte dabei an Vincke — ich riß ihn heftig auf — er war von Alfred Auerswald — sein Bruder Rudolf ist gestorben! — und wie plötzlich ist seine Krankheit tödtlich geworden! — Der Anfang des Briefs läßt dergleichen gar nicht erwarten. „Auf den Wunsch meines Bruders eine ergebene Mittheilung zu machen ist mir eine angenehme Gelegenheit mich in Ihre Erinnerung zurückzurufen. Derselbe, nachdem er von Gastein aus Ihnen zugesagt hatte nach seiner Ankunft in Berlin von hier aus zu schreiben, ist hieran durch

eine anhaltende und schwere Krankheit verhindert worden, deren auch die Zeitungen oft gedacht haben.

Vom Tage seiner Ankunft Anfangs Oktober an in der völligen Unmöglichkeit sich mit irgend einem Geschäft oder der kleinsten Correspondenz zu befassen, ist er neuerdings in seinem Befinden so weit fortgeschritten, daß er mit Beschränkung allerdings Besuch annehmen darf. Er glaubt, daß für den Fall Ihrer Herüberkunft Ihnen diese letzte Notiz von Interesse sein dürfte und hofft ob seines längeren Schweigens in Ihren Augen gerechtfertigt zu sein.

Mit seiner Empfehlung verbinde ich einen besten Gruß."

Dieser Brief ist vom 10ten. — Nun kommt die Nachschrift vom gestrigen Tage: „Diesen Brief hatte ich geschrieben als eine Wendung gefährlichster Art eintrat, deren schmerzlichen Ausgang die Anlage bringt: Ich sende ihn mit ab, um Sie nach dem Wunsch des Verewigten über sein Stillschweigen aufzuklären." Dabei lag eine förmliche Todesanzeige. Der treue redliche Freund hat meiner und meiner Angelegenheiten auf seinem Schmerzenslager noch gedacht! — Das kommt nicht oft vor in dieser alten Welt und ich werde es nie vergessen.

Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren und brachte den ganzen übrigen Tag in einer trüben Abspannung hin — die ein gar trauriger Zustand ist.

Einige Tage später entschloß Bernhardi sich, auf einige Wochen nach Berlin zu gehen. Zunächst hatte er nur die Absicht, die für seine „Geschichte Rußlands" erforderlichen archivalischen Arbeiten fortzuführen, — alsbald aber gewahrte er, daß die Dinge während seiner mehrmonatlichen Abwesenheit eine Wendung zu nehmen begonnen hatten, welche die von ihm seit Jahren gewünschte und gehoffte Entscheidung, d. h. den seiner Meinung nach längst unvermeidlich gewordenen Krieg deutlich absehen ließ. Bereits die ersten in der preußischen Hauptstadt verlebten Tage gewährten Einblick in eine Lage der Verhältnisse, welche für die Mehrzahl Derer ein Geheimniß geblieben war, die professionelle Politiker zu sein glaubten, der Fähigkeit richtig zu sehen und zu hören indessen entbehrten.

Unter Uebergehung einer Anzahl von Gesprächen und Eindrücken, deren Bedeutung mit ihrer Zeit zu Grabe gegangen ist, wenden wir uns

sofort den wichtigsten, für die Signatura temporis und die Folgezeit bemerkenswerthen Erlebnissen des Tagebuchschreibers zu.

28. Januar. Früh zwischen vier und fünf Uhr in Berlin eingetroffen. Um sieben Uhr zu Max Duncker; langes Gespräch mit ihm in seinem Cabinet. Ich frage zunächst nach dem Kronprinzen.

Max Duncker (hält die Hand über den Augen an die Stirn): „Der Kronprinz ist Augustenburgisch bis hierher!"

„Um Ihnen Alles mit einem Wort zu sagen: der Kronprinz billigt Grabows Rede; damit ist Alles gesagt (NB. die oppositionelle Rede, mit der Grabow den Präsidentenstuhl eingenommen hat, uneingedenk der Würde seiner Stellung und der Unparteilichkeit, die sie ihm zur Pflicht macht); man läßt ihm durch Stockmar sagen, daß man sich sehr darüber gefreut hat." Natürlich hat auch die Kronprinzessin die Heirath ihrer Schwester Helene mit Christian von Augustenburg zu Stande gebracht und zwar in der Hoffnung, dem Hause Augustenburg dadurch eine neue Stütze zu verschaffen. — Die Königin von England ist auf diese Heirath eingegangen, weil sie einen Schwiegersohn im Lande behalten will, der ihr den Gemahl, den Prinzen Albert, ersetzen soll.

Der Augustenburger hätte längst eine Entschädigung angenommen und seinen Rechten entsagt, die Leute in den Herzogthümern hätten sich längst in die Vereinigung mit Preußen gefügt, wenn nicht Augustenburg und die particularistische Partei in den Herzogthümern in Berlin Rückhalt besessen hätten.

Der Großherzog von Oldenburg war bereit seine Rechte — wenn sie anerkannt wurden — auf Preußen zu übertragen. Ein paar Wochen vor der Zusammenkunft in Gastein war ein förmlicher Vertrag darüber mit ihm verabredet und lag zur Unterschrift bereit. — Augustenburg wurde davon avertirt und da war die Sache natürlich bald auch für das österreichische Cabinet kein Geheimniß mehr; — „von Kiel aus wurden in Wien alle Hebel angesetzt" — und die österreichische Regierung erklärte nun plötzlich, daß sie die oldenburgische Candidatur nicht anerkennt. Dadurch war die Sache hintertrieben!

Ebenso hat man Lord Napier von Berlin weggeschafft. — Dessen Entfernung von hier ist nämlich zu Gotha, während die Königin dort zu Besuch war, bewerkstelligt worden. Lord Napier beurtheilte die Verhältnisse im Sinne eines wirklichen Staatsmannes und sprach sich für die Annexion der Elbherzogthümer aus. — Als er nach Gotha kam, um seiner Königin die Aufwartung zu machen, wurde er von Lord Granville mit den Worten empfangen: „Sie haben sich durch Ihre Berichte mit Lord Russells Rundschreiben in Widerspruch gesetzt: wollen Sie nicht lieber als Gouverneur nach Madras gehen?"

Rudolf Auerswald machte sich die größten Sorgen über die Stellung, die sich der Kronprinz giebt und über die Zukunft, die er sich bereitet. Max Duncker selbst hat darüber noch im Dezember sorgenvolle Gespräche mit ihm gehabt.

Ich: Die Stellung, die der Kronprinz in der Frage einnimmt, ist aber ein Grund mehr, warum die Schleswig-Holsteinische Frage rasch zum Abschluß gebracht werden müßte. — Die Augustenburger suchen die Sache hinzuhalten, sie spekuliren wahrscheinlich auf den Tod des Königs. In der That aber haben wir bei Verzögerungen Nichts zu gewinnen. Wenn die Sache nicht schief gehen soll, muß sie noch bei Lebzeiten des Königs zum Abschluß gebracht werden — und der König ist siebzig Jahre alt! — Zeit ist also nicht zu verlieren; warum zaudert nun Bismarck? Mir macht es Sorgen, daß in der Sache Nichts geschieht, daß sie seit längerer Zeit stillsteht.

Max Duncker: Die Annexion ist durchzusetzen, aber nur unter gewissen Bedingungen. Man hat dabei Frankreich und Oesterreich zu berücksichtigen. Napoleon III. hat Nichts gegen die Annexion, wenn wir sein Princip der Nationalität anerkennen und den dänischen Nordstreifen von Schleswig an Dänemark zurückgeben. — (NB. Daß er diese Gelegenheit benutzen will, um sein Nationalitäts-Princip als anerkannten Grundsatz in das europäische Völkerrecht einzuführen, damit es dann bei guter Gelegenheit in Belgien in Scene gesetzt werden kann — das war von Anfang an leicht zu durchschauen, und ich bin auch von Anfang an darüber nicht in Zweifel gewesen.) — Auch Oesterreich ist nicht abgeneigt in die Annexion zu willigen, aber nicht umsonst; sie wollen etwas dafür haben: sie wollen die Grafschaft Glatz

haben. Die kann man ihnen natürlich nicht geben, das ist unmöglich; da meinen sie dann, man müsse eben auf den Augustenburger zurückkommen.

Der Widerstand Oesterreichs hätte übrigens schon längst eingestellt werden müssen, wenn Napoleon den Leuten nicht die letzte Anleihe verschafft hätte (5% zu dem Preis von 62 angebracht!). — Aber da Bismarck in Biarritz nicht darauf eingehen wollte den Dänen Nord-Schleswig zurückzugeben, verschaffte Napoleon den Oesterreichern die Anleihe, damit der Widerstand gegen die Annexion in Wien nicht sofort aufhörte.

Uebrigens würden die Oesterreicher auch wohl für einen anderen Preis als Glatz in die Annexion willigen. Sie willigen sofort ein, wenn man ihnen den Besitz von Venetien auf eine Anzahl Jahre garantirt; zum Beispiel auf drei Jahre. In drei Jahren, denken sie, richten sie sich ein und gewinnen andere Mittel sich zu halten.

Ich: Diese Garantie auf drei Jahre sollte ihnen Bismarck gewähren.

Max Duncker: Manteuffel hat ihnen eine Garantie auf fünf Jahre gewährt, für gar Nichts! — In dem Augenblick wo Preußen eine Niederlage erlitt!

Ich: Die Oesterreicher begnügen sich mit einer solchen Garantie auf kurze Zeit. — Die Regierung sieht die Dinge an, wie ein verschuldeter Lieutenant: wenn ein Wechsel nur wieder auf einige Zeit prolongirt ist — dann ist Alles gut! — Dann braucht man sich für die Zukunft keine Sorgen zu machen! — Ihnen Venetien auf immer zu garantiren, das wäre die ärgste aller Thorheiten; es hieße das Unmögliche versprechen, und Preußen könnte sich daran verbluten. — Aber auf drei Jahre — dabei sehe ich kein Bedenken! — Die Italiener können ganz gut drei Jahre warten. Sie sind ohnehin nicht in der Lage etwas zu unternehmen — und am Ende ist Rom für sie noch wichtiger als Venetien.

Kurz, Bismarck hat zwei Wege vor sich: er kann den Oesterreichern Venetien auf einige Jahre garantiren, oder er kann einen engen Anschluß an Italien suchen und so einen Druck auf Oesterreich üben, — aber einen von beiden muß er nun wählen; er muß handeln; Action ist nöthig!

Max Duncker: Bismarck wartet wohl auf den Bruch

zwischen der österreichischen Regierung und Ungarn, der in Pest wahrscheinlich bald erfolgen wird. Wenn er jetzt mit Energie agirte gegen Oesterreich, triebe er sie zusammen, zur Vereinigung. General Manteuffel meldet aus Schleswig, daß er den Bruch mit Gablenz in acht Tagen herbeiführen kann. Bismarck hat geantwortet, er solle warten.

Ich: Daß man auf den Bruch wartet, das läßt sich allerdings hören — aber wenn der Bruch da ist, dann muß der Augenblick, wo man in Oesterreich ganz rathlos sein und gar nicht wissen wird, aus welchem Rohr man seine Pfeifen schneiden soll, rasch und mit Energie benutzt werden. Ich bin überzeugt, daß es Oesterreich nicht auf einen Krieg ankommen läßt, besonders da sich auch sonst in Europa Niemand gegen die Annexion erheben wird, wenn man uns vollkommen entschlossen sieht. Wenn wir den Degen halb ziehen, läßt es Oesterreich gewiß nicht darauf ankommen, daß wir ihn ganz ziehen.

Max Duncker fordert mich auf in diesem Sinne mit Roon und Abeken zu sprechen und sie anzutreiben. Er selbst läßt nicht nach in seinem Streben dem Kronprinzen klar zu machen, daß er nicht gegen die Annexion der Elbherzogthümer auftreten darf und kann. Aber vergebens! — Und von Kiel aus wird natürlich mit äußerster Anstrengung daran gearbeitet Max Duncker zu „stürzen" — ihn, und zwar in Ungnade und Feindschaft, vom Kronprinzen zu entfernen — Stockmar hilft mit dem größten Eifer und ebenso auch Normann, der Privat-Secretär der Kronprinzessin, der nun auch Secretär ihres Gemahls geworden ist. Man nimmt von Kiel aus zu allen erdenklichen Manövern seine Zuflucht. In allen Zeitungen, auf die man von dort aus Einfluß üben kann, erscheinen Artikel gegen Max Duncker, die Samwer natürlich inspirirt, und zum Theil der preußische Flüchtling Frehse schreibt. Auch Max Dunckers persönlicher Charakter wird darin verdächtigt. Max Duncker liest alle diese Artikel dem Kronprinzen vor. Max Duncker scheint seine Stellung, die allerdings eine ziemlich unfruchtbare zu werden droht, recht sehr überdrüssig zu sein: „aber so lange ich den Leuten in Kiel so unangenehm bin, so lange gehe ich natürlich nicht."

Ich: Die Ansichten des Kronprinzen werden sich ohne Zweifel

gar sehr ändern, sobald er König ist. Die Dinge nehmen sich immer ganz anders aus, wenn man an ihrer Spitze steht, als wenn man sie von außen ansieht. Er wird sich sehr wundern, wenn er etwa als König seine jetzigen Ansichten durchführen will.

Max Duncker: Er wird sich wundern, wenn er einem Ministerium Schulze-Delitzsch die Regierung anvertrauen will. Dazu findet er keinen Kriegsminister; „dazu findet er nicht einen einzigen in der ganzen Armee!"

Wir sprechen beide unsern Unwillen aus über das Treiben der Fortschritts-Partei.

Ich: Die Fortschritts-Partei führt uns die Wege, die unvermeidlicher Weise zum Militär-Despotismus führen. Die Frage kann nur noch sein, ob wir direkt dahin kommen, oder ob wir vorher noch einen tollen demokratischen Carneval durchmachen müssen.

Max Duncker: Ich habe das Jahr 1848 und die ganze Geschichte durchgemacht — ich habe ganz und gar keine Lust den demokratischen Carneval zu erleben. —

Uebrigens hat die Regierung sehr gute — sehr liberale Gesetze vorbereitet — über Bank-Angelegenheiten — Associations-Recht und dergl. — „brillante Vorlagen" — es ist zu verwundern, daß sie sie noch nicht vorgelegt hat. —

Viel nachgedacht über dieses Gespräch. Unter Anderem: Es wird wohl nicht der Prinz Christian sein, den die Königin Victoria in England fesseln, sondern ihre Tochter Helene, die sie in ihrer Nähe behalten will. Sie hat sich diese Tochter zu einer Art von Staats-Secretär erzogen und bediente sich ihrer schon vor zwei Jahren, um mit den Ministern zu correspondiren.

29. Januar. Zu dem General Brandt. — Er erzählt von Rudolf Auerswalds Ende, von seinem letzten Zusammentreffen mit dem König — was auch, wie er mir sagt, die conservativen Zeitungen berichten (NB. und ohne allen Zweifel gehörig ausbeuten). Rudolf Auerswald soll ein „pater peccavi" gesagt haben. Er soll gesagt haben, sein Gewissen mache es ihm zur Pflicht zu gestehen, daß er den König schlecht berathen habe, indem er zu den Maßregeln der neuen Aera rieth. Die neue Aera sei ein unglücklicher Gedanke

gewesen, er fühle sich gedrungen den König deshalb um Verzeihung zu bitten — und bitte auf die Worte eines Sterbenden zu achten: der König möge sich an Bismarck und dessen Grundsätze halten, der sei der Mann, der Preußen siegreich aus allen Schwierigkeiten herausreißen werde.

(NB. Das Alles glaube ich nicht. So hat sich R. Auerswald gewiß nicht geäußert; es sind höchstens seine letzten Worte frei in die Sprache der Reaktion übersetzt und für ihre Zwecke zurecht gemacht.) So weit, sagt Brandt, ist die Sache gewiß; denn der König ist von Auerswalds Sterbebett sehr bewegt in die Minister-Conferenz gekommen und hat von der Sache erzählt. — Weniger gewiß ist nun das Weitere. Nämlich: auch der Kronprinz soll am Sterbebett R. Auerswalds erschienen sein; ob von freien Stücken, ob vom Vater dahin gesendet, ob von dem Sterbenden gerufen, bleibt ungewiß. R. Auerswald soll auch ihm dieselben beweglichen Reden gehalten und auch ihn an Bismarck als den Rettungsanker und die Hoffnung des Reichs gewiesen haben — der Kronprinz hat schweigend zugehört und das Haus schweigend verlassen.

Die Mittheilungen, welche Bernhardi durch seinen Freund Duncker zugegangen waren, wurden durch eine längere Unterredung vervollständigt, die er wenige Tage später mit dem zeitweilig in Berlin weilenden derzeitigen Präsidenten des Ministeriums der neuen Aera, dem Fürsten Hohenzollern, führte.

31. Januar. Gegen 10 Uhr in das Schloß zum Fürsten Hohenzollern, den ich allein finde; zweistündiges Gespräch mit ihm — das sich vorzugsweise um die Herzogthümer-Frage dreht — und in dem ich zumeist sprechen muß. Der Fürst will in mancher Beziehung orientirt sein und hört mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Er ist unbedingt für die Annexion der Herzogthümer; ich muß zugeben, daß jetzt kaum noch ein anderer Ausweg bleibt. — Muß erzählen, wie ich dazu gekommen bin mich der Sache anzunehmen: zunächst um den Herzog von Augustenburg von unvorsichtigen revolutionären Versuchen, von Freischärler-Zügen abzubringen, die ohne Zweifel schmählich mißlungen wären und eben deshalb den Verlust der Herzogthümer auf immer herbeigeführt hätten, die dann rettungslos den Dänen anheim gefallen wären.

Den Herzog davon zurückzubringen, machte keine große Mühe — die kühnen Pläne wurden ganz von selbst aufgegeben, weil ganz einfach der Muth fehlte sie auszuführen. Sie wurden sogar verleugnet; man behauptete dergleichen Pläne nie gehabt zu haben. „Das ließ ich natürlich gelten, wiewohl ich ganz gut wußte, in welchem Keller in Lübeck der Herzog 6000 Flinten liegen hatte." Dann ließ ich mich bewegen die französische Correspondenz des Herzogs zu übernehmen, und der Brief an Napoleon, der in den Zeitungen erschienen ist, der ist von mir.

Fürst: „Der viel angefochtene Brief! — Nach meiner Meinung war er ganz gerechtfertigt! — Napoleon ist eine Größe, mit der man rechnen muß."

Ich fahre fort über meine Mission nach England. Der Herzog reiste vor Weihnachten 1863 nach München; das war sein Unglück; er verfiel dort bairischen Intriguen — großartigen Plänen, mit denen der verstorbene König von Baiern aus Rom zurückkehrte: ein deutscher Bund ohne Oesterreich und Preußen sollte die Grundlage einer europäischen Großmachtstellung Baierns bilden. Man versprach dem Herzog goldene Berge und machte ihn glauben, daß er Preußen gar nicht brauche, ja daß er sich feindlich gegen Preußen stellen müsse, um seiner Sache gewiß zu sein. Er sagte mir: „ich speculire gar nicht auf Preußen" — wenn er auch nicht abgeneigt sei Preußen in Gnaden aufzunehmen, im Fall es sich ihm später anschließen wolle. Er „speculirte" auf die Begeisterung des deutschen Volkes. — Daß man in München seine Sache lediglich für bairische Zwecke benutzen und ausbeuten wollte, dafür hatte er kein Auge. — In England war die Sache leicht zu übersehen; ich habe nie unterlassen darauf aufmerksam zu machen, daß die Entscheidung nicht in London lag, sondern in Berlin; ich habe fort und fort auf die Nothwendigkeit hingewiesen, das Verhältniß zu Preußen zu regeln, und immer vergebens. — Ich habe zuletzt in Kiel darauf gedrungen, daß man sich Preußen anschließe, weil man nur dadurch der Annexion entgehen könne, die man fürchtete. Aber ich habe Nichts weiter bewirkt, als daß Samwer eine Art hysterischen Anfall bekam. — So rechnen der Herzog und Samwer fort und fort in der seltsamsten Verblendung auf lauter leere Hirngespinnste — und nie mit der realen Macht und den realen Verhältnissen.

Fürst Hohenzollern tadelt den Kronprinzen und die Kronprinzessin wegen ihrer politischen Haltung im Allgemeinen und ihrer Stellung zu der schleswig-holsteinschen Frage insbesondere. „Das Verlangen nach der Annexion der Elbherzogthümer ist in Preußen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß kein preußischer Prinz sich dagegen aussprechen darf, am wenigsten der Kronprinz." — Widerstrebt die Sache seinem Gefühl, so kann er sein Gewissen dadurch beschwichtigen, daß er sich in der Sache vollkommen neutral verhält und gar keinen Antheil daran nimmt — und dann zu seiner Zeit — als König — ein Verhältniß übernimmt, das fertig daliegt, an dem er Nichts mehr ändern kann, das er aber nicht gemacht und nicht zu verantworten hat. Aber gegen die Annexion auftreten, dagegen handeln darf er nicht!

(NB. Diese Aeußerungen sind mir um so merkwürdiger, da der Fürst seine unmittelbaren Wahrnehmungen am Rhein gemacht hat.)

Was denkt man im Lande von der Haltung des Kronprinzen in der Herzogthümer-Frage?

Ich: Man weiß wenig davon; wir Anderen, die wir darum wissen — wenige an der Zahl — Freunde des Kronprinzen, wir maskiren das so viel als möglich und sprechen nicht davon. — Ich habe in London den Versuch gemacht, den verstorbenen König von Belgien zu veranlassen, daß er den Herzog von Augustenburg auf die Gefahren seines Betragens aufmerksam mache — und ihm die Irrthümer vorgetragen, die die Kronprinzessin meines Erachtens begeht, indem sie unter uns immer als Fremde, als Engländerin auftritt u. s. w. — Ich wollte den König Leopold veranlassen ihr darüber zu schreiben und sie zu warnen.

Fürst Hohenzollern: Hat er das gethan?

Ich: Das kann ich nicht wissen. Ausdrücklich dazu auffordern konnte ich ihn natürlich nicht, ich habe es ihm nahegelegt und er hat sich nicht bestimmt ausgesprochen. — Es wäre zu wünschen, daß es gelänge dem hohen Paar die Augen zu öffnen; — dankenswerth, wenn auch der Fürst ihr in diesem Sinn sprechen wollte, da er eine Autorität ist.

Fürst Hohenzollern hat es schon theilweise gethan, wird sich be-

mühen es zu thun — ist aber über den möglichen Erfolg ohne Hoffnung. Fragt mit sichtbarer Spannung: „welche Rolle spielt der Herzog von Coburg?"

Ich: Immer die alte; er tanzt auf dem Seil — spielt die Rolle eines politischen Seiltänzers — und wühlt und agitirt nach allen Seiten hin gegen Preußen und für Augustenburg. In London, in Wien, in Paris, überall. — Ganz gewiß hat er auch dazu beigetragen, daß Lord Napier von hier entfernt worden ist. Vielleicht hat er es wesentlich veranlaßt.

Fürst Hohenzollern: Ist Lord Napier nicht gern von hier weggegangen?

Ich: Nichts weniger als das! Lord Napier beurtheilte die Verhältnisse als Staatsmann und in staatsmännischer Weise; er sah wohl ein, daß eine so wichtige militärische Position wie die an der Eider nicht einem ohnmächtigen kleinen Staat anvertraut werden kann — er sah ein, daß eine preußische Seemacht niemals der englischen gefährlich werden kann, dagegen möglicher Weise wohl ein nützlicher Bundesgenosse, kurz, er war für die Annexion der Herzogthümer und berichtete in diesem Sinn. Das mißfiel in England, es mißfiel besonders der Königin persönlich, die sehr augustenburgisch gesinnt ist — die Erbprinzessin von Augustenburg ist ja die Tochter ihrer Schwester — und bei ihrem Besuch in Gotha wurde dann die Sache zum Bruch gebracht. —

Fürst Hohenzollern: Nun, und Loftus, wie ist der?

Ich: Von dem ist, glaube ich, wenig Gutes zu erwarten. Er ist kein bedeutender Mann und kein unabhängiger Charakter. Besonders aber ist er sehr derangirt in seinen Vermögens-Verhältnissen und ganz abhängig von seiner Stelle, selbst in Beziehung auf seine moyens d'existence. Schon deshalb wird er keine unabhängigen Berichte einsenden, die in England mißfallen könnten. Seine Hauptbestrebung wird wohl darauf gerichtet sein zu ermitteln, was für Berichte man in England haben will, und darnach wird er sie einrichten.

Fürst Hohenzollern kommt auf die Herzogthümer-Frage selbst zurück; zeigt sich besorgt darüber, daß sie vor der Hand ruht, daß von unserer Seite Nichts geschieht. Man scheint hier mit dem status quo zufrieden; man scheint die Sache hinhalten zu wollen. Darin

liegt eine Gefahr — denn die Sache steht freilich im Allgemeinen günstig für Preußen — aber es sind doch auch sehr viele Chancen, die zu einer schlimmen Demüthigung Preußens führen können — wenn man den fremden Mächten Zeit läßt sich einzumischen.

Ich: Vielleicht hält man nur den rechten Augenblick für die Action noch nicht gekommen. Der Augenblick zu handeln wird aber wohl bald kommen, und er darf allerdings nicht versäumt werden. Er muß vielmehr rasch und mit aller Energie benutzt werden. Der Augenblick wird da sein, sobald der Bruch erfolgt ist, den man in Pest erwarten muß — wo dann die Leute in Wien wohl vollständig rathlos sein werden.

Fürst Hohenzollern: Halten Sie den Bruch in Pest für gewiß?

Ich: Ich halte das Problem, das in Oesterreich vorliegt, überhaupt für unlösbar. Schon darum, weil Oesterreich sich nicht wie Rußland, das auch in einer schwierigen Lage ist, für längere Zeit — 20 bis 30 Jahre — ganz auf sich selbst zurückziehen, von allen europäischen Händeln fern halten und alle Sorge ausschließlich darauf verwenden kann seine Wunden zu heilen und sich zu kräftigen. Der Versuch sich mit Ungarn zu versöhnen scheint mir etwas übereilt unternommen, ohne ausreichende Bürgschaft für den Erfolg. Ich glaube, daß es zum Bruch kommen wird — und wenn beides mißlungen ist, die Centralisation und die Föderation, dann sehe ich überhaupt nicht, welches Dritte noch zu versuchen bleibt. Und wenn beide Parteien verbraucht und abgenutzt sind, die Schmerling'sche und die Altconservativen, sehe ich auch nicht, wer an das Ruder kommen soll.

Fürst Hohenzollern: Wenn es zum Bruch kommt, wird die Rathlosigkeit allerdings sehr groß sein in Wien.

Ich: Und das ist dann der Moment, wo wir energisch handeln müssen. Ich sagte: Bismarck hat zwei Mittel sich mit Oesterreich abzufinden: er muß entweder enge Beziehungen mit Italien anknüpfen und dadurch Druck auf Oesterreich üben, oder er kann umgekehrt den Besitz von Venetien auf zwei oder drei Jahre garantiren. —

Der Fürst meinte, eine solche Garantie müsse jedenfalls sehr geheim gehalten werden, denn man würde sie in den Tuilerien sehr unangenehm vermerken.

Ich glaube, gerade das Umgekehrte: es wäre gefährlich sie geheim zu halten. Gerade geheim gehalten könnte sie uns unversehens in einen Krieg verwickeln, den wahrscheinlich weder Frankreich noch Italien vor Ablauf der drei Jahre beginnen, wenn sie wissen, daß die Garantie und unsere Verpflichtung am Ende dieser drei Jahre erlischt. Bei dem Hinhalten der Sache haben wir nur zu verlieren, denn die Conjuncturen sind jetzt günstig — bei längerem Zaudern könnte sich nichts Besseres ergeben — nur allenfalls die Möglichkeit, daß sich die europäischen Großmächte einmischen könnten, was man in diesem Augenblick gar nicht ernstlich zu erwägen braucht. Augustenburg sucht die Sache hinzuhalten und glaubt dabei etwas zu gewinnen — und wie die Verblendung der Leute überhaupt sehr eigenthümlicher Art ist, so ist es wieder seltsam genug, worauf sie jetzt ihre Hoffnungen gründen. Sie speculiren wohl darauf, daß der König siebzig Jahr alt ist und, wie sie meinen, nur noch ein paar Jahre leben kann. — Dann kommt der Kronprinz zur Regierung — und dann, meinen sie, ist Alles gut; dann richten sie sich ganz nach ihren Wünschen ein.

Fürst Hohenzollern: „Das ist eine Thorheit! — Wenn der Kronprinz König ist, wird er nicht anders handeln wollen und können, als wie es das Interesse Preußens erfordert. Der Kronprinz wird sich, wenn er ein Mal zur Regierung kommt, überhaupt wundern, er wird sehen, daß die Dinge nicht so gehen, wie er sich denkt." — Fürst Hohenzollern spricht dann von seinem eigenen Ministerium, von den Fehlern, die er begangen habe, er und seine Kollegen, und deren hauptsächlichster darin bestand, daß nicht schriftlich mit dem König festgestellt worden war, welche Wege die Regierung befolgen sollte. Bei dem allgemein gehaltenen Programme habe sich der König ganz etwas Anderes gedacht als die Minister. — Dann ist dem König mit der Armee bange gemacht worden. Es ist das bedenkliche Wort gesprochen worden: „das verträgt die Armee nicht!" Endlich kommt der Fürst auf Rudolf Auerswald zu sprechen und auf die Worte, die ihm zugeschrieben werden; er sprach mit Indignation davon; diese Worte seien ein Beweis, daß R. Auerswald ganz gebrochenen Geistes gewesen sein müsse.

Ich glaube gar nicht, daß er sie so gesprochen hat, wie sie in den conservativen Blättern wiedergegeben werden. Dagegen glaube ich

sehr bestimmt, was im Publikum als zweifelhaft gilt, nämlich, daß er an den Kronprinzen warnende Ermahnungen gerichtet hat. Das glaube ich, weil ich weiß, was für schwere Sorgen er sich machte wegen der Stellung, die der Kronprinz sich giebt.

Im Ganzen war ich sehr befriedigt von dieser Unterredung. Merkwürdig war mir aber unter Anderem, wie wenig der Fürst an die Möglichkeit einer revolutionären Erschütterung in Preußen denkt. Diese Möglichkeit liegt ganz und gar außer allen seinen Berechnungen. —

Besuch bei Geffcken. England. Gladstone richtet sich darauf ein Premier zu werden. Er hat Göschen zum Kanzler von Lancaster gemacht, um sich in ihm seinen künftigen Finanz-Minister heranzubilden. (NB. Daß Gladstone der einzige Staatsmann unter den gegenwärtigen englischen Ministern ist und daß Göschen eine bedeutende Zukunft vor sich hat, das war leicht zu übersehen, als ich in England war.)

Belgien. Der bisherige Herzog von Brabant, jetzt Leopold II., soll keineswegs ganz in Händen der Klerikalen sein, wie ich glaubte, und wie bisher auch ganz unzweifelhaft der Fall war. — „Damit ist es aus!" versichert Geffcken, „und die Klerikalen in Belgien sind wüthend." — Aber Leopold II. will keine constitutionelle Puppe sein. (NB. Das war sein Vater doch wahrhaftig nicht!) Er hat schon den Versuch gemacht eine Art von Cabinets-Regierung einzuführen, d. h. sich ein Cabinet nach altpreußischem Muster, mit Cabinets-Räthen, neben dem Ministerium und unabhängig von demselben, einzurichten. Das ist aber nicht gegangen; der Minister Rogier hat sich sehr entschieden widersetzt.

Von Rudolf Auerswalds letzter entrevue mit dem König erzählt Geffcken, R. Auerswald habe sich selbst angeklagt und gestanden, er sei hauptsächlich Schuld daran, daß die neue Aera Schiffbruch gelitten habe. Das klingt anders als die Version der Kreuzzeitung und ist wahrscheinlicher.

Ich äußere mich sarkastisch und wegwerfend über die Haltung der Fortschrittspartei und namentlich über die taktlose und in jeder Beziehung verwerfliche Rede, mit der Grabow den Präsidentenstuhl des Abgeordneten-Hauses eingenommen hat. — Das ist Geffcken sehr

unangenehm, es ist ihm nervenpeinlich das anzuhören, — und es kostet ihm einige Mühe Nichts weiter darauf zu bemerken als: „Sie wird Nichts helfen" (die Rede nämlich).

Abends Hofball, zu welchem Bernhardi, wie in früheren Jahren, geladen worden war. Die bei dieser Gelegenheit mit verschiedenen Personen geführten Unterhaltungen sind von einem symptomatischen Interesse, an welchem der inzwischen verstrichene Zeitraum Nichts geändert hat.

1. Februar. G. Beseler spricht mir von den inneren Händeln und meint in seiner trocknen Weise, die Sache sei so acut geworden, daß wir nun ohne eine revolutionäre Bewegung nicht mehr abkommen. Gar schlimm, wenn es so ist.

Graf Bethusy-Huc fordert mich auf, mich mit ihm in eine Ecke zu setzen und spricht sich sehr mißvergnügt über die Zeitläufte aus — und zwar in einer Weise, die mich überrascht, da er doch eigentlich zur Kreuzzeitungs-Partei gehört — wenn auch zu der vernünftigsten Schattirung der Partei.

Er klagte über die Lauenburger Angelegenheit und die nach seiner Meinung sehr verkehrte Stellung, die das Ministerium in dieser Angelegenheit eingenommen hat — und die er und seine Partei doch vertheidigen müßten, da sie nun einmal unternommen haben conservativ zu sein und die Regierung zu unterstützen.

Formelles Unrecht als Recht darzustellen und durch allerhand Sophismen zu vertheidigen, sei aber eine sehr penible Aufgabe.

Er klagt über die Lage der Militär-Frage. Warum hat Reichensperger seinen Antrag nicht zwei Jahre früher eingebracht? — Damals hätte er wahrscheinlich Alles in's Gleiche gebracht. — Jetzt sei es zu spät dafür und er führe zu gar Nichts! — Mit Erstaunen habe Bethusy gesehen, daß man in diesem Jahr sogar noch $3\frac{1}{2}$ Millionen mehr verlangt für die Armee als im vorigen. Er weiß sich das nur auf zweierlei Weise zu erklären: entweder die Regierung will mit einem gewissen éclat zeigen, daß sie gar keinen Werth mehr darauf legt zu einer Verständigung mit den Abgeordneten zu gelangen — oder sie sieht sich gegen Oesterreich vor und handelt, wenn sie auch nicht gerade einem Krieg entgegen geht, doch nach dem Grundsatz:

si vis pacem, para bellum! Ich antwortete, daß ich das Letztere nicht nur für das Wahrscheinlichere halte, sondern geradezu glaube.

Bethusy erzählte mir dann auch, daß er ein Gespräch mit Karolyi gehabt habe über die Herzogthümer-Frage; er hat sich da sehr entschieden für die Annexion ausgesprochen — und sich sehr kriegerisch gezeigt; versichert, das ganze Land rechne unbedingt auf Annexion — und sei nöthigenfalls zum Kampf dafür entschlossen. Ich billigte das natürlich sehr, denn ist Bethusy auch kein bedeutender Mann, so kann es doch nicht schaden, wenn der österreichische Gesandte solche kriegerische Reden von Leuten hört, die dem Ministerium durchaus fern stehen. —

Der Kronprinz begrüßte mich sehr freundlich und äußerte, heute mache er es kurz, nächstens aber wolle er eine längere Unterredung mit mir haben. — Das würde mich einigermaßen in Verlegenheit setzen — denn was soll ich ihm sagen, da ich keine Hoffnung habe ihn von seinen Augustenburgischen Schwärmereien zurückzubringen?

In Berlin bis zur Vertagung des Abgeordnetenhauses.

3. Februar. Abend bei Droysen. Viel Politik und Leidenschaft — Tadel der Regierung natürlich. Ich hielt mich aus dem Spiel.

Gruner zeigte sich vor allen geräuschvoll empört über den Mangel an echtem wahrem Constitutionalismus in Preußen; als ob es sich um nichts Wichtigeres handelte!

Ich äußerte gegen Max Duncker, daß mir die kriegerischen Artikel gegen Oesterreich als Symptome einer beginnenden Action sehr merkwürdig gewesen sind. Er antwortete mit Bedeutung: „Ja, die Schrauben werden angezogen!" — Ich bemerkte dann auch, daß ich an Bismarcks Stelle die Abgeordneten so bald als möglich nach Hause schicken würde — denn aus Grabows Rede geht zur Genüge hervor, daß diese angenehmen Leute gar wohl im Stande wären sich recht überschwänglich Augustenburgisch auszusprechen.

„Das sollten sie nur thun!“ meinte Max Duncker, der überzeugt ist, daß sie sich damit in der öffentlichen Meinung des Landes zu Grunde richten würden. Wie sich das in einer echten Berliner Gesellschaft gehört, macht ein langes, unendlich langes Souper den Beschluß.

5. Februar. Zusammentreffen mit dem Unterstaats-Secretär im auswärtigen Amt v. Thile, der mich um die Muße beneidet, die mir gestattet mich mit geschichtlichen Studien zu beschäftigen. Ich antwortete, daß er doch eigentlich noch ein besseres Loos gezogen habe: „Sie machen Geschichte.“ — Er erwidert ablehnend, daß der Einzelne doch nur einen sehr geringen, einen kaum merklichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse übt, und da wir beiderseits einräumen, daß die Dinge im Allgemeinen nicht sowohl gethan werden, als eben an sich werden — äußerte er, darum eben müsse er sich Glück wünschen unter einem Mann zu dienen, der einer wirklichen That fähig sei und energisch in den Gang der Dinge eingreife. Ich lenkte das Gespräch auf das südliche Deutschland und Preußens Verhältniß zu Baden. Roggenbach hat seinen Austritt aus dem Ministerium nur sehr ungenügend erklärt; ich weiß, durch persönliche Freunde, seine wirklichen Motive. Er ist deutscher Patriot und Idealist und war in der Absicht die deutsche Einheit zu fördern an die Spitze der Geschäfte getreten; in den Geschäften aber ist er zum Staatsmann gereift und zu der Einsicht gelangt, daß er eine Rolle übernommen hatte, die von Baden aus nicht durchzuführen war; — daß sich die Einheit Deutschlands überhaupt nicht von Baden aus bewerkstelligen lasse, weil dazu eine reale Macht gehört, die Baden eben nicht hat. Da ist er dann zurückgetreten und überzeugt, daß sich die deutsche Einheit nur von Preußen aus gründen lasse, hat er seine persönlichen Freunde, wie ich weiß, mit ihren Hoffnungen an Preußen verwiesen.

Ich fürchte sehr, wir haben durch Roggenbachs Austritt unsere beste Stütze im südlichen Deutschland verloren.

Thile: Die einzige, die wir dort hatten! —

Ich: Um so vollständiger, als unglücklicher Weise auch Häusser erkrankt und außer Thätigkeit gesetzt ist. Häusser hat sich große Verdienste um Preußen erworben. Selbst wenn in den badischen

Kammern Vorschläge auftauchten, die feindlich gegen Preußen gerichtet waren und Häusser sie zu den seinigen machte, that er das nur um sich ihrer zu bemächtigen und ihnen die Spitze abzubrechen; — damit nicht irgend ein Anderer sich an die Spitze stellte und die Sache giftiger machte.

Thile schien das zuzugeben, fragte dann, ob ich Treitschke kenne? — und rühmte dessen Gesinnung und seine Bemühungen ihr Geltung zu verschaffen.

Abends besucht mich Dr. Toeche, Enkel des alten Buchhändlers Mittler und gegenwärtig Chef dieser angesehenen Firma. Durch ihn höre ich zu meinem Kummer, daß der Zustand des vortrefflichen Häusser ein hoffnungsloser sei. —

Einige Tage später suchte Bernhardi in Veranlassung wiederholter Aufforderungen den russischen Staatsrath Theodor v. Grimm, einstigen Erzieher des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus von Rußland und Verfasser eines werthlosen, höfisch unkritischen Buchs über die Kaiserin Alexandra Federowna (Gemahlin Nikolaus' I. und Tochter König Friedrich Wilhelms III.) auf. Wir übergehen die weitläufigen Ausführungen, in welchen Grimm nachzuweisen suchte, daß alles über den verstorbenen Prinzen hereingebrochene Ungemach Folge davon gewesen sei, daß man ihm (Grimm) die Erziehung des jungen Mannes abgenommen und dem Grafen Strogonow (einem der geachtetsten Mitglieder des russischen hohen Adels) übertragen habe, um von der nachstehenden Aeußerung Act zu nehmen.

Nach Grimms Meinung hat der jetzige Thronfolger, der Großfürst Alexander, weniger Verstand als der Verstorbene (NB. es klingt ungefähr, als habe er überhaupt wenig Verstand) — aber er hat ein großes Herz, das dem Verstorbenen ganz fehlte. — Freilich, auf Alles, was Wissenschaft heißt — Unterricht — „da spuckt er drauf." — Er will ein für allemal Nichts lernen, und scheint das sehr unverhohlen ausdrücklich erklärt zu haben, bei jeder Veranlassung.

Grimm hat ihm vorgestellt, wenn er so fortfahre, werde er am Ende nicht im Stande sein einen Brief zu schreiben; — der Großfürst antwortete dann, er werde in solchem Fall einen Sekretär haben, der Briefe für ihn zu schreiben verstehe; und überhaupt, wenn er von

den Dingen auch selber Nichts verstehe, werde er schon seine Leute zu finden wissen, die sie zu machen wüßten (NB. und was soll ihn in den Stand setzen die Leute richtig zu beurtheilen?). — Schöne Aussichten für ein großes Reich. —

7. Februar. Bei Stehely treffe ich Simson in ziemlich verzweifelnder Stimmung. Er sprach es aus, daß er eine Revolution befürchte. Ich fragte, um meinen Standpunkt zu bezeichnen: ob Grabow wohl noch zurechnungsfähig sei? — Er ist so wie er immer gewesen ist.

Ich: Nun dann sollte er wissen, daß er als Präsident keine Partei-Rede halten darf.

Simson: Ich gebe Ihnen darin Recht im Allgemeinen, aber darin haben wir alle gesündigt — ich so gut wie die Anderen — von der Rede an, mit der Heinrich Gagern das Parlament in Frankfurt eröffnete.

Besuch bei G. Beseler; langes Gespräch, das von seiner Seite großentheils der Commentar zu seinen wenigen Worten neulich war. — Er fürchtet eine revolutionäre Erschütterung in Preußen. Man müßte die Rückwirkung der Ereignisse in Nordamerika — des Sieges der Union — auf Europa nicht aus der Acht lassen. Die sei gar nicht hoch genug anzuschlagen. (Leider wahr.) Bei Napoleons III. Tod sei jedenfalls wieder eine revolutionäre Erschütterung durch ganz Europa zu erwarten (NB. daran kann freilich Niemand zweifeln). Beide Parteien, die Reaction sowohl wie die Demokratie sind bei uns bereits dahin gekommen, daß sie den offenen vollständigen Bruch — den Kampf in den Straßen wünschen. Die Einen versprechen sich den revolutionären Geist vollständiger zu Boden zu schlagen als im Jahre 1848 — die Anderen versprechen sich das alte Wesen vollständiger zu brechen.

8. Februar. Spaziergang. Betrachte mir den heiligen Georg von Kiß, der im Schloßhof aufgestellt ist, und erstaune. Es ist fabelhaft und kaum zu glauben, daß derselbe Mann, der die Amazone gemacht hat, auch diesen heiligen Drachentödter sich hat zu Schulden kommen lassen. Der Fehler der modernen Sculptur liegt sehr oft darin, daß die Gestalten nach dem Act, wenn nicht nach der Glieder-

puppe modellirt sind — und in Folge dessen nicht in wirklicher Action, sondern wie ruhig hingestellt in der Attitüde einer Scheinaction. Die Amazone ist schön, weil wirkliche Action, wirkliche Bewegung, wirkliche Anstrengung in der Gestalt ist — beginnende Ermüdung selbst — sie kämpft wirklich! — Und nun giebt derselbe Kiß der Welt einen heiligen Georg, der dem Grundfehler der modernen Sculptur verfallen ist, wie kaum irgend ein anderes Kunstwerk. Der Heilige sitzt ohne zu schließen auf seinem bäumenden Roß gemächlich wie im Großvaterstuhl und hält sein gewichtiges Schwert so lässig in der Damenhand, daß es ihm wohl eigentlich entgleiten müßte. Nicht ein Raquet zum Federballspiel läßt sich mit so geringer Anstrengung regieren, geschweige denn ein Schwert. Oder vielmehr es ist geradezu gar keine Anstrengung in dem Arm; er hält ihn eben nur hinaus in die Luft, und was das Schwert in der Schwebe hält bleibt unerklärlich, der Arm ist es gewiß nicht.

Nebenher ist auch die Composition absurd. Der Heilige ist ein erbärmlicher Fechter, da er an den Drachen so nicht zu kommen weiß, daß er ihn an der rechten, an der Schwertseite hat. Man hat gesagt, er sei im Begriff seinem eignen Pferde den Kopf abzuhauen: das heißt zu viel von ihm erwarten! — Mit dem Hiebe thut er seinem Pferde gar keinen Schaden; er haut gar nicht, er thut nur so! —

Vormittags Besuch von Droysen, der dieses Mal so schwarzseherisch und deprimirt war, wie er sonst optimistisch und sanguinisch zu sein pflegte.

Um 9 Uhr zum Ball in's Palais gefahren. Der König bemerkte mich, winkte mich zu sich heran, gab mir die Hand, fragte, wo ich gewesen bin, und fügte hinzu: „es hat mir neuerdings Jemand von Ihnen gesprochen" — er wisse was für „tiefe Blicke" ich in verschiedenen Ländern in das Wesen der Dinge gethan habe. Der König spricht sodann von Belgien — und vorzugsweise von Rußland. Dort gingen die Dinge schlecht; der Kaiser habe die besten Absichten — aber es gehe schlecht! — Ich bemerke: Der Kaiser hat leider keine eigentlichen Fachmänner — „das ist eben das Unglück!" — Ich erwähnte, daß ich schon vor einigen Jahren die Ehre gehabt habe S. M. von der Emancipation der Bauern zu sprechen, die nach meiner Meinung nicht in der zweckmäßigsten Weise eingeleitet war; die ungünstigen

Folgen, die ich damals vorauszusehen glaubte, schienen sich nun einzustellen. — Der König erinnerte sich des Gesprächs, gab mir Recht u. s. w. — Den Geheimrath vom Auswärtigen Amte, Herrn Abeken, der mich angeredet hatte, fragte ich, wann man ihn am sichersten zu Hause trifft, da ich ihn nicht blos zu besuchen sondern auch wirklich zu sehen wünsche. — Er nannte die Stunde und fügte zu meiner nicht geringen Ueberraschung die Frage hinzu, ob ich wohl geneigt wäre mich mit Bismarck zu besprechen? — Er — nämlich Abeken selbst für seine kleine Person — wünsche gar sehr, daß wir beide in nähere Verbindung kommen möchten. Ich erklärte, daß ich sehr gern auf eine Unterredung mit dem Minister eingehen würde — und Abeken erwiderte darauf, daß er die erste günstige Gelegenheit benutzen werde, um das einzuleiten. Camphausen, den ich dann noch spreche, will trotz aller drohenden Winke in den Zeitungen dennoch nicht glauben, daß man gegen Oesterreich wirklich Ernst machen werde. Zu dem letzten entscheidenden Entschluß werde sich der König auch von Bismarck nicht bewegen lassen, und so werde man denn auch dieses Mal im letzten Augenblick einlenken, gerade wie das zu Gastein geschehen sei. Er fügte mit schlauem Lächeln hinzu: die Königin Wittwe sei damals nach Ischl gegangen; etwas Aehnliches werde wohl auch dieses Mal geschehen.

9. Februar. Um 11 Uhr zu Abeken; langes Gespräch. Zwei Dinge haben, wie ich mit Bestimmtheit weiß, einen sehr ungünstigen, den Interessen Preußens schädlichen Eindruck gemacht: die Debatte über Lauenburg, in der Bismarck die Personal-Union mit den Herzogthümern als das Ziel der preußischen Politik aufzustellen scheint, und die jüngste Entscheidung des Obertribunals*). — Die Personal-Union will in den Herzogthümern Niemand; soll man einmal mit Preußen verbunden sein, so will man jedenfalls vollberechtigt an dem Leben eines Groß-Staats seinen ganzen Antheil haben.

Abeken erläuterte: Bismarcks Aeußerungen waren nicht so gemeint;

*) Gemeint ist der Beschluß des preußischen Obertribunals vom 29. Januar 1866, durch welchen ohne Rücksicht auf die durch Artikel 84 der Verfassungsurkunde verbürgte Redefreiheit der Mitglieder der Volksvertretung, der Grundsatz ausgesprochen wurde, daß Abgeordnete für ihre Reden vor Gericht verantwortlich gemacht werden könnten.

nicht als das Ziel preußischer Politik hat er die Personal-Union hingestellt, sondern als eine Concession, die man den Wünschen der Herzogthümer machen wolle, im Fall dort eine solche Lösung der Frage verlangt werde; als ein Opfer, das man bereit sei zu bringen.

Ich: Das mag sein; die Rede ist aber so verstanden worden, als verlange Preußen die Personal-Union, und hat deshalb einen ungünstigen Eindruck gemacht. Dieser Eindruck müßte nun durch eine officielle Erklärung in irgend einer Form wieder verwischt werden.

Was die Entscheidung des Obertribunals betrifft äußert Abeken: „er glaube, sie lasse sich juristisch vertheidigen — aber sie sei in diesem Augenblick durchaus nicht opportun!"

Ich glaube auch, daß sie sich juristisch rechtfertigen läßt, doch ist nach meiner Meinung ein „aber" dabei: Sie läßt sich juristisch rechtfertigen: „aber" der Staatsanwalt muß dann nicht das Monopol der Anklage haben. So lange die Sache so steht, so lange der Staatsanwalt des Monopol der Anklage hat, ist die Entscheidung lediglich eine Waffe in den Händen der Regierung. — In den Herzogthümern hat sie großen Schaden gethan.

Da das Gespräch auf die jetzigen Verhältnisse Badens zurückkehrt, erwähne ich auch der hoffnungslosen Krankheit Häussers — und des Verlustes den Preußen dadurch erleidet, daß sein Einfluß dort fortan fehlen wird.

Endlich fragt Abeken, ob ich eigentlich Bismarck persönlich kenne?

Ich: Ja und nein! ich bin ihm einmal, ehe er nach Petersburg ging, bei Roon en petit comité vorgestellt worden — aber er scheint das und meine Person vollständig vergessen zu haben.

Abeken: „Er schien mir in Beziehung auf Sie nicht recht orientirt zu sein." Kommt darauf zurück, daß er wünsche eine Annäherung zwischen mir und Bismarck herbeizuführen — fragt wieder, ob ich dazu geneigt sei? Muß aber einen günstigen Augenblick wahrnehmen, um dem Minister davon zu sprechen u. s. w.

Besuch bei Moltke, der sofort und mit einer gewissen Offenheit auf die schwebenden Tagesfragen eingeht.

Er rühmt zunächst Bismarck sehr entschieden; die parlamentarische

Regierungsform sei allerdings in unserer Zeit eine Nothwendigkeit und wer sich dieser Nothwendigkeit widersetzt „der wird zermalmt!“ Dennoch aber müßten die Fürsten in künftiger Zeit dem Bismarck ein Denkmal setzen, weil er zuerst dem Parlament gesagt hat, die nothwendige Grundlage des Staats, die Bedingungen seines Bestehens dürfe es nicht anrühren.

Diesem Lob folgte ein strenger Tadel der „Entscheidung“ des Obertribunals, für die der Zeitpunkt nicht schlechter gewählt sein konnte. — Ich sprach meine neu entstandene Vermuthung aus, daß die Sache wohl eigentlich von der Coterie der Königin-Wittwe, an dem Ministerium vorbei, gemacht worden ist; das ist ihm sehr plausibel; er wiederholt: „Herr v. Schlieckmann! Herr v. Schlieckmann!“

Ich: Die Minister haben gewähren lassen, sie haben sich das gar nicht so schlimm gedacht!

„Und nun sitzen sie da!“ ergänzt Moltke.

Dann tadelt er aber auch die Haltung des Kronprinzen.

10. Februar. Archiv. Kehler erzählt mir, er habe mit Max Duncker über die Entscheidung gesprochen und der meine, die Minister müßten im Hause erklären, das Obertribunal sei unabhängig, an dessen Entscheidungen könne die Regierung Nichts ändern, — einem Jeden, der sich durch Reden eines Abgeordneten verletzt fühle, stehe es demnach frei sich an die Gerichte zu wenden — die Regierung werde es niemals thun.

Daß die „Entscheidung“ durch die Coterie der Königin-Wittwe ohne Bismarcks Zuthun herbeigeführt worden sein könnte, will er nicht recht glauben, denn dergleichen ist nur zu sehr in seiner Art; „der Junker steckt ihm gewaltig im Blut!“ — er will die Leute zu Paaren treiben; — die Kerls sollen fühlen, mit wem sie zu thun haben u. s. w.

Zu Max Duncker; er sagt: der Fehler, der durch diese „Entscheidung“ begangen ist, hat eine sehr große Bedeutung. Daß mit dem gegenwärtigen Haus der Abgeordneten Nichts anzufangen ist — daß auf eine Verständigung mit diesen Leuten nicht zu rechnen ist, das wußte man vorher —: die gegenwärtige Sitzung mußte also lediglich als Vorbereitung zu den Wahlen behandelt werden. Die Regierung mußte populäre, liberale Gesetzesvorlagen

einbringen, wie sie deren wirklich vorbereitet hat, und sich übrigens so viel als möglich passiv verhalten; ruhig, gemessen, leidenschaftslos. Sie mußte die Fortschrittsleute sich selber todt reden lassen — und die waren auch wirklich auf dem besten Wege das zu thun.

Anstatt dessen hat man nun den Demokraten durch die „Entscheidung" für die nächsten Wahlen ein Agitationsmittel in die Hand gegeben, wie sie es sich gar nicht besser wünschen können. „Graf Lippe hat einfach die Geschäfte der Fortschrittspartei gemacht" — und nun ist natürlich auf bessere Wahlen gar nicht zu rechnen.

Ich: Eine schöne Vorbereitung zu den Wahlen.

Max Duncker: Ja! und eine schöne Vorbereitung auch zu einer großen Action nach Außen — und auf die kommt es doch nun an! — Bismarck sollte nun rasch entschlossen handeln und ernsthaft gegen Oesterreich vorgehen, denn je schlimmer die Dinge bei uns zu Hause stehen, desto nothwendiger werden Erfolge in der äußeren Politik. — Der Augenblick ist günstig, bessere Conjuncturen sind nicht zu erwarten — der Bruch Oesterreichs mit Ungarn ist da, denn Deáks Adresse, in der die Ungarn auf allen ihren früheren Forderungen bestehen, ist der Bruch; auch hat uns Oesterreich in diesem Augenblick einen vollgültigen Grund zum Kriege gegeben, indem es darauf anträgt Holstein in den Postverein aufzunehmen. Es hat das gethan ohne den Condominus, ohne Preußen zu fragen, mithin dessen Rechte unberücksichtigt gelassen und verletzt — also worauf wartet Bismarck noch?

Max Duncker legt mir nahe mit Roon zu sprechen und auch meinerseits zum Kriege zu treiben.

11. Februar. Besuch bei Geffcken. Wir sprachen von Frau v. Adlerberg und ihrem unwürdigen Treiben während des Krimkrieges, wie sie sich in den Hospitälern schmählich bereichert hat; von Lord Augustus Loftus, der die Jahre in München benutzt hat, um seine Geldverhältnisse zu ordnen; — kurz, wir sprachen von Mancherlei, nur nicht von Schleswig-Holstein und Politik.

13. Februar. Ball bei Hof. Gespräch mit Droysen über Knesebeck. Ich redete ihn darauf an, daß man durchaus dafür sorgen müsse, daß eine würdige Biographie desselben er-

scheine; das sei unbedingt nothwendig geworden. Man könne in mancher Beziehung anderer Meinung sein als der Feldmarschall, damit tritt man der Persönlichkeit nicht zu nahe. In letzter Zeit aber sind Angriffe gegen den Feldmarschall gerichtet worden, die geradezu die sittliche Würde des Mannes verletzen — und das ist etwas ganz Anderes, dagegen müßte Verwahrung eingelegt werden. — Ich erzählte, wie ich bereits im vergangenen Jahre veranlaßt worden bin den Feldmarschall gegen Herrn v. Smitt in Schutz zu nehmen. Droysen wendete ein, daß der Feldmarschall selbst einen solchen Vorschlag stets abgelehnt habe — auch wenn seine Familie deshalb in ihn drang. Er pflegte dann einzuwenden, daß er keine glänzenden Thaten zu erzählen habe — er habe nie ein Commando geführt — seine Thätigkeit sei die unscheinbare des Cabinets gewesen — und habe sich auf den Einfluß beschränkt, den er von da aus durch Rathschläge auf die Leiter der Dinge und mittelbar auf den Gang der Ereignisse geübt habe.

Ich erwiderte, daß sich denn doch manches positive Verdienst mit Bestimmtheit nachweisen lasse — namentlich auch aus den Jahren 1806 und 1807, wo die Trümmer der preußischen Armee ganz gewiß gerettet wurden, wo es ganz gewiß zu der unseligen Capitulation von Prenzlau nicht kam, wenn die Anordnungen zum Marsch von der Elbe an die Oder befolgt wurden, die Knesebeck getroffen hatte. Das ist buchstäblich wahr.

14. Februar.*) Besuch beim Grafen Keyserling-Rautenburg,

---

*) (Vgl. B. IV, S. 249 ff.) Bei der Wichtigkeit dieses von unserem Tagebuchschreiber mit gutem Grunde als Mittel zur Rettung des geschichtlichen Sonderrechts der baltischen Provinzen Rußlands bezeichneten Reformvorschlages haben wir den noch lebenden bezüglichen Antragsteller, ehemals Vicepräsidenten des livländischen Hofgerichts, Herrn Woldemar v. Bock, um nähere Mittheilungen ersucht. Dieselben sind zu umfangreich, um hier vollständig mitgetheilt werden zu können; sie geben eine zum Theil ziemlich weit zurückreichende Vorgeschichte seines Antrages, welche u. A. zeigt, inwieweit er Vormänner hatte, und auch Gedanken von Zeitgenossen Raum gab.

Auf dem livländischen Landtage des Jahres 1862 hatte Herr v. Bock vier eine Reform baltischer Einrichtungen betreffende Vorschläge eingebracht, welche unter einander in wohldurchdachtem Zusammenhange standen. Ein gemeinsames Obertribunal der drei Provinzen, — Vertretung sämmtlicher livländischer Städte

dem in Preußen ansässigen Bruder des ehemaligen esthländischen Ritter-

auf dem livländischen *Landtage*, statt, wie seither, nur Riga's, — *Wiederherstellung des* sog. 99jähr. *Pfandbesitzes* als einer *sämmtlichen* Ständen zu Gute kommenden Verbesserung des Erwerbes wie der Veräußerung realrechtlich privilegirter Landgüter, — endlich ein *gemeinsames Organ ständischer Vertretung der drei Provinzen* (sog. „Vereinigter Landtag"): — dies waren jene „*vier Punkte*", die der Antragsteller der Annahme durch den Landtag und durch die kaiserliche Regierung empfahl.

Auch der Nachweis, warum der Landtag von 1864, im *Gegensatze zu der fast einstimmigen Annahme des Hauptantrages des Herrn v. Bock auf dem Landtage von* 1862, die drei ersten von den „vier Punkten" verwarf, würde *hier* ebenso zu weit führen, wie der von ihm gelieferte Nachweis des entgegenkommenden nachträglichen Eingehens des Grafen Keyserling auf die von Ersterem angeregten Reformvorschläge, wie auch der sonstigen hohen reformatorischen Verdienste des Grafen

Er jedoch, der erst gegen Ende des Jahres 1862 das Amt des esthländischen Ritterschafts-Hauptmanns niederlegte und wenig später als Curator der Universität Dorpat in den russischen Staatsdienst trat, hat weder an der Vorbereitung noch an der Einbringung des erwähnten Reformplanes irgend welchen Antheil gehabt, von demselben erst nachträglich Kunde erhalten und auf die daran geknüpften ständischen Verhandlungen keinerlei nachweislichen Einfluß geübt. Ebenso ist von bezüglichen Verhandlungen Keyserlings mit dem Kaiser Alexander II., bezw. von einer kaiserlichen Gutheißung derselben in den Ostseeprovinzen niemals Etwas bekannt geworden.

Die von dem Grafen Keyserling-*Rautenburg* aufgestellte Behauptung: „die Leute selbst" (d. h. die baltischen Stände) „wollten nicht" erscheint gegenstandslos, weil ein „Project", wie das dem Grafen Alexander Keyserling zugeschriebene, dem livländischen Landtage niemals vorgelegen hat. — Vieles Bezügliche läßt sich in den von Herrn v Bock 1867—1871 herausgegebenen „Livländischen Beiträgen" mit Hülfe der beiden dazu gehörigen Register leicht auffinden: selbst unabhängig von etwa späterer Veröffentlichung der vorerwähnten neuesten Mittheilungen desselben.

Herr v. Bock spricht im Uebrigen die Meinung aus, daß dieser Zusammenhang der Sache keineswegs auszuschließen braucht, daß Graf Alexander Keyserling, unabhängig von seinem, des Herrn v. Bock, Antrage vom $\frac{\text{21. Februar}}{\text{5. März}}$ 1862, der nur Niedersetzung einer ritterschaftlichen Commission zur Vorberathung der von ihm angeregten „vier Punkte" bezweckte, irgendwann ein „*Project*" könnte gehegt haben, von dem er sowohl seinem Rautenburger Bruder als auch dem Kaiser Alexander II., dem er persönlich nahe stand, Mittheilung gemacht hätte. Jedenfalls aber hatte der in dem vierten Punkte des Herrn v Bock in's Auge gefaßte sogen. „Vereinigte Landtag" Nichts gemein mit dem in den Bernhardi'schen Denkwürdigkeiten dem Grafen Alexander Keyserling zugeschriebenen „Projecte", „*die drei*" — thatsächlich, den Ösel'schen Landtag mitgerechnet, vier — „*Landtage der Ostseeprovinzen des russischen Reichs zu einem einzigen zu ver-*

schaftshauptmanns und jetzigen Kurators der Universität Dorpat. Wir kommen auf das von seinem Bruder bevorwortete Project zu reden, die Landtage der drei Ostsee-Provinzen des russischen Reiches zu einem einzigen zu vereinigen und die Städte hinzuzuziehen — das einzige Mittel die deutsche Nationalität dieser Provinzen zu retten — die jedenfalls verloren sind, wenn sie an einem wilden slawischen Reichstag Antheil nehmen müssen, wie er in Rußland bevorsteht — und wenn sie das Gebot eines solchen Reichstags anerkennen müssen.

Keyserling versichert, der Kaiser sei bereit gewesen die Pläne seines Bruders zu fördern.

Ich: Das kann ich mir denken; er mag sich wohl sagen, daß er in den Fall kommen kann eines solchen Rückhalts zu bedürfen, wie ihn die Ostsee-Provinzen gewähren könnten. Aber ich habe es dennoch eigentlich vorausgesehen, daß der Plan an der provinziellen Beschränktheit der Leute dort scheitern werde.

Keyserling: So ist es; die Leute selbst wollten nicht; und jetzt ist die deutsche Nationalität und die Selbständigkeit dieser Provinzen unwiederbringlich verloren; jetzt geht der Strom der Ereignisse darüber fort. —

Zeitungen. Leitartikel über Bismarcks Aeußerungen in Beziehung auf die Personal-Union; erläuternd. Sie kommen offenbar aus dem Ministerium — und sind durch mein letztes Gespräch mit Abeken veranlaßt. —

17. Februar. Besuch bei dem Legationsrath Meyer, dem sog.

---

einigen und die Städte hinzuzuziehen. Die Verhandlungen der von Herrn v. Bock beantragten und vom livländischen Landtage niedergesetzten Commission beweisen zur Genüge, daß dem aus rein tactischen Gründen mit dem Namen „Vereinigter Landtag" belegten vierten Thema ihrer Vorberathung nie ein anderer Gedanke zu Grunde lag als: ein sehr wenig zahlreicher, von den als fortbestehend gedachten vier Sonderlandtagen unter Zuziehung auch städtischer Vertretung herzustellender gemeinschaftlicher Ausschuß von sehr beschränkter Competenz, der später, von resp. höheren ständischen Instanzen einigermaßen modificirt, unter dem Namen „Baltische Redactions-Conferenz" und unter Zustimmung des damaligen General-Gouverneurs Baron Wilhelm Lieven zeitweilig in's Leben trat. Von einem etwaigen confidentiellen „Projecte" des Grafen Alexander Keyserling, wie es Bernhardi kennzeichnet, hat vor Herausgabe der Tagebücher in weiteren Kreisen nie das Mindeste verlautet.

„Königs-Meyer", der seit langer Zeit zu den unvermeidlichen Hoffiguren gehört und mir als Gegner Bismarcks und Anhänger des Augustenburgers wohl bekannt ist. Langes Gespräch mit ihm, das mir merkwürdig wird, weil er darin den Augustenburger fallen ließ; ja, er gab gewissermaßen gleich zum Eingang zu verstehen, daß er dessen Sache als verloren betrachte — dessen persönliche Interessen auch nicht für die Hauptsache halte und Nichts dagegen habe, wenn Preußen die Herzogthümer für sich erwerbe. Er sprach nur die Besorgniß aus, daß die Abtretungen an Frankreich, die „Compensation", zu der man sich werde verstehen müssen, sehr bedenklich werden könnten. Ich antwortete, daß ich eine Abtretung von Land und Leuten an Frankreich für geradezu unmöglich halte — aber auch nicht für nothwendig. — Die Annexion ist in der gegenwärtigen Lage Europas, glaube ich, durchzuführen, ohne daß es dazu solcher Opfer bedürfte.

Was den Herzog von Augustenburg betrifft, so kann ich dessen Schicksal nur auf das Tiefste beklagen; die Lösung der Frage durch Annexion war nicht diejenige, die ich ursprünglich im Auge hatte — Meyer weiß ja, mit welchem Eifer ich mich seiner Sache angenommen hatte. Jetzt scheint sie freilich hoffnungslos geworden — aber größtentheils, ja wesentlich nur durch seine Schuld; denn ursprünglich stand sie sehr gut.

Meyer (zustimmend): Der König war für ihn!

Ich darf sagen, daß er sein Mißgeschick selbst verschuldet hat, denn ich habe von Anfang an Alles aufgeboten, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, vor allen Dingen sein Verhältniß zu Preußen zu regeln u. s. w. Der Herzog und Sammer aber wollten es erst mit Freischaaren versuchen — und dachten ganz ohne Preußen, ja gegen Preußen, mit Hülfe der Mittelstaaten und deutscher Begeisterung durchzudringen.

Meyer: Sammer sagt, das sei erst geschehen, nachdem Bismarck den Herzog hier in Berlin sehr schnöde abgewiesen hatte.

Ich weiß, daß die Einleitungen zu dem Freischaaren-Zug schon früher getroffen waren. In Briefen Bismarcks an den Herzog waren jedenfalls kleine Anhaltspunkte geboten — der Herzog hat mir Einiges davon mitgetheilt.

Ich erwähne, wie Bismarck sein Bedauern aussprach, daß seine Politik „bisher" den Wünschen des Herzogs nicht habe entsprechen können — wie ich den Herzog darauf aufmerksam gemacht habe und der Herzog selbst zugeben mußte, daß in diesem bisher etwas liege.

Aber der Herzog achtete auf solche Winke nicht, weil er eben glaubte, Preußen werde zuletzt um seine Gunst werben und sich ihm auf seine Bedingungen anschließen müssen — ja froh sein müssen, von ihm in Gnaden angenommen zu werden. — Er hat mir das selbst ausdrücklich gesagt (citire seine Worte). — Er war seiner Sache so gewiß auf diesem Wege, daß er gar nicht in das Land gehen wollte — er glaubte, die Mittelstaaten und der Bundestag würden die Sache ohne Weiteres machen, Preußen erst rathlos zusehen und sich dann unterwerfen. Er erwartete, daß eine Kommission des Bundestages nach Gotha kommen und ihn auffordern würde die Regierung in den Herzogthümern zu übernehmen.

Meyer: Ich weiß, Sie haben ihn nach Kiel gebracht; — das war damals sehr wichtig; — obgleich man hier wüthend darüber war.

Ich: Edelsheim und ich!

Meyer: War nicht Roggenbach dabei betheiligt?

Ich: Edelsheim von Roggenbach instruirt natürlich.

Ich erzählte dann, wie selbst noch in Kiel Sammer in die Weite des Unbestimmten auswich, als schon selbst dem blödesten Auge sichtbar war, daß die Entscheidung unbedingt in der Hand Preußens lag. Nach meiner Meinung mußte der Herzog nicht blos Preußens Forderungen annehmen ohne Einreden und Schwierigkeiten — das war nicht genug —: er mußte sie auch in Wien vertreten und dort auf ihre Annahme dringen.

Meyer: Das hat er auch gethan, nur leider viel zu spät, wie Alles, was er thut! —

18. Februar. Zu Max Duncker. Den interessirt mein Gespräch mit dem Legationsrath Meyer, die Sinnes-Aenderung dieses Mannes in hohem Grade; von einer Sinnes-Aenderung des Kronprinzen aber, wie sie Rheinbaben ankündigt, ist er Nichts gewahr geworden. Wir besprechen die Chancen eines Krieges mit Oesterreich; Max Duncker wünscht ihn auf das Lebhafteste, so daß es ihm beinah

nicht recht wäre, wenn wir unseren Willen in den Elbherzogthümern durchsetzten, ohne daß es darüber zum Kriege käme.

Er sagt: der eigentliche Grund, warum man die Sache nicht schon in Gastein zum Bruch trieb und sich mit einem halben Abkommen begnügte, lag darin, daß die Italiener erklärten, sie seien noch nicht bereit und könnten nicht vor dem Frühjahr losschlagen. — Die Königin-Wittwe hat keinerlei Einfluß auf die dortigen Ereignisse geübt. — Und jetzt sagt der italienische Gesandte Barral hier in Berlin einem Jeden, der es hören will, daß Italien unbedingt mit Preußen geht, wenn nicht etwa Oesterreich das Venetianische freiwillig und ohne Kampf abtritt, — was hoffentlich nicht geschehen wird.

Die Chancen sind günstig für uns, denn zu einer Ausgleichung mit Ungarn wird es voraussichtlich für jetzt nicht kommen. Franz Joseph ist auf die Pläne der conservativen Partei eingegangen, weil er glaubte, die Ungarn würden zufrieden sein, wenn er ihnen ihre alte Verfassung wiedergebe, wie sie vor 1848 war, und es knüpfte sich daran die Vorstellung, daß er dann auch die anderen Theile des Reichs so werde regieren können wie vor 1848. Diese Hoffnung ist jedenfalls durch das Auftreten der Ungarn beseitigt. — Die Oesterreichische Armee ist nicht in der besten Verfassung, und ein großer Theil derselben muß gegen Italien, ja selbst wenn sie dort nicht angegriffen würde, zur Behauptung des Venetianischen verwendet werden — wir werden ihnen also in jeder Beziehung überlegen sein.

Wir müssen aber auch einen günstigen Erfolg erkämpfen, wir dürfen keinen Echec leiden, denn ein Mißgeschick unserer Waffen würde auch im Innern die unglücklichsten Folgen herbeiführen; wir verfallen dann „in den Urbrei". — Die Zersetzung im Innern wird dann vollständig. — Der Erfolg ist auch insofern entscheidend für das Schicksal Preußens, daß er für die persönliche Stellung des Kronprinzen entscheidend sein wird. — Erleiden wir ein Mißgeschick, dann wird der Kronprinz bestärkt in seinen Ideen, daß man die Regierung in die Hände der Fortschrittspartei legen müsse. — Solche Gedanken tauchen dann wieder

auf bei ihm — und mit dem Kronprinzen kommt dann „die Coburger Politik“ an das Regiment. Für jetzt ist der König vollkommen ruhig sowohl in Beziehung auf die Angelegenheiten im Innern, als in Betreff der auswärtigen Angelegenheiten. So hat ihn der Fürst Hohenzollern gefunden und verlassen. —

Rest des Abends in meinem Zimmer. Betrachtungen. Ist es immerhin auch sehr mißlich, daß die Partie um einen so hohen Einsatz gespielt werden muß, so darf uns diese Betrachtung doch nicht veranlassen dem Kampf auszuweichen, wie die Sachen jetzt liegen; — sie muß uns auffordern die alleräußersten Anstrengungen zu machen.

22. Februar. Archiv. Wie ich von dort nach Haus komme, sagt mir der Portier, daß die Kammer (das Abgeordnetenhaus) auf morgen vertagt ist und morgen aufgelöst wird. — Ein sehr überraschendes Ereigniß, wie ein Blitz aus heiterem Himmel; jeder einigermaßen Unterrichtete sah voraus, daß es dahin kommen mußte — aber Niemand hat erwartet, daß es in diesem Augenblick, jetzt schon, — vor der Berathung des Budgets erfolgen würde; das ist überraschend.

Gesteigerte Spannung gegen Oesterreich bis zum Beginn der preußischen Rüstungen.

24. Februar. Zeitungen. Cusa, der Fürst der durch ihn vereinigten Donaufürstenthümer Moldau und Wallachei, ist durch eine Verschwörung in einfachster Art von der Welt und ohne jede Beimischung von Tragödie beseitigt worden! — Es ist, als ob Casperle König gewesen und abgesetzt worden wäre! Wie die Ereignisse sich drängen! — Dieses freilich kann uns ganz willkommen sein; wird Oesterreich auf einer anderen Seite in Anspruch genommen und die Westmächte auch, um desto weniger kann und wird es Oesterreich auf einen Bruch mit uns und Italien ankommen lassen. — Also, entschiedener als jemals müssen wir jetzt auf unser Ziel losschreiten! — Das ist auch die Meinung Camphausens, der mir einen Besuch machte.

Er theilte mir auch die allerneueste telegraphische Depesche mit, der zufolge die Rumänen bereits den Grafen von Flandern zu ihrem Fürsten gewählt haben. Daß man in Gastein blos deshalb transigirt habe, weil die Italiener nicht fertig gewesen seien, will er nicht gelten lassen. Usedom, den er in Luzern getroffen hat, hat ihm gesagt, die Italiener seien in der That bereit gewesen auch ihrerseits anzugreifen, und tadelt, daß man es nicht schon im Herbst zum Bruch getrieben hat. Das müsse andere Gründe gehabt haben.

Theodor Bethmann-Hollweg besucht. Er ist abweichend von seinem Vater für Annexion. Er war im Frühjahr 1864 nach Kiel gegangen und hatte seine Dienste angeboten, oder vielmehr schon im Winter. Da legte der Herzog im Beisein von Sammer und Francke das Geständniß ab, daß er bis dahin einen falschen Weg verfolgt habe; er sehe ein, daß er sich Preußen anschließen müsse, daß ihm die Verbindung mit den Mittelstaaten Nichts helfen, sondern nur schaden könne. Er forderte Bethmann-Hollweg auf nach Berlin zu gehen und womöglich eine Annäherung zu vermitteln, und dabei wurden dann die Concessionen besprochen, die der Herzog machen wolle und müsse. Aus diesen damaligen Anerbietungen des Herzogs, die Bethmann-Hollweg in Berlin überbrachte, sind die preußischen Februar-Forderungen hervorgegangen. Als dem Herzog nun aber seine eigenen Bedingungen förmlich gestellt wurden, gab er nur ausweichende Antworten. Seitdem steht Bethmann-Hollweg nicht mehr in Verbindung mit dem Herzog.

26. Februar. Frühstück bei Josty. — Treffe dort Jasmund, den Adjutanten des Kronprinzen. Aus seinen Reden kann ich entnehmen, wie man sich jetzt im Kreise des Kronprinzen die Dinge denkt, und wie man da die eignen Besorgnisse begründet.

Man glaubt da, Oesterreich werde den Italienern freiwillig Venetien abtreten und um diesen Preis die Neutralität Italiens und ein Bündniß mit Napoleon gegen Preußen kaufen! —

Abend mit General Brandt in den Montags-Club. Ziemlich zahlreiche Gesellschaft. Brandt, ich selbst und zwei Herren, die ich hier kennen lerne: der General-Superintendent, Hofprediger und einstige geistliche Berather Friedrich Wilhelms IV. Wilhelm Hoff-

mann und ein Gymnasial-Professor Lagarde, der mir als bedeutendster Ebraiker Deutschlands vorgestellt wird. Es giebt ein vielseitiges, belehrendes Gespräch.

Hoffmann, ein Schwabe, auf dem Seminar zu Kloster-Schönthal bei Heilbronn und der Universität Tübingen erzogen, überrascht mich durch die Vielseitigkeit seiner Gelehrsamkeit — und verleugnet keineswegs die historischen Anschauungen des Christenthums, wie die Tübinger Schule sie pflegt.*)

Da von dem Osten Europa's die Rede war, äußerte Lagarde, es gäbe nur eine mögliche Lösung der polnischen Frage, das sei die Germanisirung Polens. — Ein Gedanke, der im ersten Augenblick etwas Befremdendes hat, — aber man muß doch bald zugeben, daß etwas Wahres darin liegt. Wie Ruhe werden soll in diesem Theil Europa's, ist sonst nicht abzusehen. — Polen führte auf die Juden, die Lagarde — leider treffend genug — das Verwesungs-Element in der modernen Gesellschaft nannte. Was soll mit denen werden? — Beide, Hoffmann und Lagarde, sprachen sich gegen die Gleichstellung der Juden mit den Christen aus und zwar aus dem Grunde, der auch mich stets gegen diese Mode-Humanität stimmen heißt: weil der jüdische Staat ein theokratischer war, Religion und Staatsrecht bei ihnen so innig mit einander verwebt, daß ein Jude, dem es irgend Ernst ist um seinen Glauben, nur Mitglied eines jüdischen Staats sein kann — in einem anderen nur als Fremder leben kann. Hoffmann führte noch an, daß die mosaische Religion weniger als jede andere eine kosmopolitische ist — mehr als jede andere die Religion eines besonderen Stammes, der sich gegen die Welt abschließt.

*) Es darf erwähnt werden, daß der seiner Versatilität wegen bekannte G.-S. Hoffmann (ein Bruder des bekannten Christoph H., der als Führer der nach Jerusalem und Jaffa ausgewanderten schwäbischen Separatisten und als Begründer der dortigen deutschen Tempelgemeinde eine Rolle gespielt hat) zu den Häuptern der strengsten Orthodoxie und der von dieser zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. getriebenen Kirchenpolitik gehört und durch seine zur Conflictszeit gehaltenen, später veröffentlichten Predigten über „Obrigkeit und Unterthanen" (Berlin bei Wiegandt und Grieben 1863) vergebliche Versuche zur Wiedereroberung seines früheren Einflusses angestellt hatte. — Seine Laufbahn hatte H. durch eine 1836 in Stuttgart bei Balz erschienene geharnischte Streitschrift gegen D. F. Strauß's „Leben Jesu" eröffnet.

Man kann nicht Jude werden; man muß aus Abrahams Stamm entsprossen sein — für andere ist keine Ausnahme in diesen Glauben.

Lagarde sprach es als eine Erfahrung aus, die jeder Gymnasial-Lehrer mache, daß die Judenknaben zwar sehr gescheidt sind, daß ihr Verstand aber gewissermaßen mit Secunda aufhört.

Vom Homer begreifen sie eben nie etwas! — Sie sind ein prosaisches Geschlecht.

Das Gespräch umfaßte viel Verwandtes. Lagarde erklärte uns sehr anschaulich, wie die Keilschrift ganz natürlich aus dem Gebrauch von Kerbhölzern hervorgegangen ist. — Des Talmuds wurde erwähnt; die Herren sagten, daß in dieser Sammlung große Schätze für die Kenntniß der Geschichte verborgen liegen — wie in den cabbalistischen Schriften der Juden ein großes mathematisches Material, aber Beides so verborgen unter einem unübersehbaren Wust von mystischem, abstrusem Zeug, daß die Schätze sehr schwer zu heben sind. —

27. Februar. Eugen Bernhardi vom Elisabeth-Regiment sagt mir heute, daß ganz in der Stille allerhand militärische Vorbereitungen getroffen werden und zwar solche, die allerdings auf Ernst deuten. So werden namentlich große Munitions-Vorräthe angefertigt.

Die allgemeine Spannung ist sehr groß. Sie ist auch in jedem Salon fühlbar. Man sieht den Ereignissen in großer Aufregung entgegen, aber das gegenwärtige Ministerium weiß seine Geheimnisse besser zu bewahren als weiland Manteuffel oder Auerswald, und es weiß in der That Niemand etwas.

1. März. Zeitungen. Das Benehmen des österreichischen Gouverneurs in Holstein, Feldmarschall-Lieutenant Gablenz, ist geradezu provocirend, so daß man um einen Vorwand zu Händeln gar nicht verlegen sein darf, wenn man Händel haben will. Ja er thut Dinge, die man eigentlich gar nicht so hingehen lassen kann, Dinge, die er gar nicht thun darf, ohne die Zustimmung des Condominus. Dahin gehört die Einberufung der holsteinischen Notabeln zur Berathung des Budgets.

2. März. Abend bei Moltke in ziemlich zahlreicher Gesellschaft. Es war im Kreise von jüngeren Offizieren von dem dänischen Kriege die Rede — von Garibaldi's Aufenthalt in England — und von dem

Besuch, den der Prinz von Wales diesem gefeierten Mann zum großen Mißfallen seiner Frau Mama gemacht hat.

Ein etwas gelbschnäbeliger Lieutenant wollte auch eine Meinung haben und citirte, ich weiß nicht wen — eine Kreuzzeitungs-Autorität — der hat luminös gesagt: der Schritt, den der Prinz in diese Kloake gethan hat, sei der erste Schritt auf das Schaffot. — Da konnte ich die Bemerkung nicht zurückhalten: das muß Jemand gesagt haben, der von England und den dortigen Zuständen gar Nichts weiß, der keine Ahnung davon hat; die Sache war vollkommen harmlos. Uebrigens sah sie auch nicht nach der Kloake aus; die ganze glänzende und mächtige Aristokratie Englands lag Garibaldi zu Füßen.

3. März. Der Kronprinz hatte mich zu sich beschieden. Pünktlich um ½4 bei ihm, den ich wie gewöhnlich in seinem Cabinet finde. Das anderthalbstündige Gespräch macht mir einen sehr unbefriedigenden, beinah unheimlichen Eindruck.

Er fragte zunächst, was ich ihm von der Stimmung zu berichten wisse, die im Lande herrscht.

Ich: Im Lande herrscht allerdings eine sehr große Aufregung, aber ich halte sie nicht für gefährlich, wie die Sachen stehen. Revolutionäre Erschütterungen sind gewiß nicht zu besorgen; dazu wird sich die Aufregung wenigstens aus sich selbst und ohne Anstoß von Außen gewiß nicht erheben. — Freilich, wenn eine europäische Krisis eintreten sollte, wie wir sie z. B. bei Napoleons Tod erwarten müssen, wo ohne Zweifel wieder ein revolutionärer Sturm durch ganz Europa wehen wird, wenn ein solcher Anstoß von Außen gegeben würde, dann könnte die Sache bedenklich werden. — Aber wie gesagt nur dann. (NB. Ich sah dem Kronprinzen deutlich an, daß er das auch sonst schon gehört hatte, und im Wesentlichen auch sonst glaubte.)

Natürlich kann und darf das gegenwärtige Regierungssystem im Innern nicht für immer fortgesetzt werden; man wird früher oder später wieder einlenken müssen — und je länger es hinausgeschoben wird, desto schwieriger wird das Einlenken — desto gefährlicher kann es unter Umständen werden. Ich bin überzeugt, es darf nicht durch ein liberales, oder überhaupt durch ein parlamentarisches Ministerium geschehen; das würde nach der Art und Weise, wie die Herren sich

sämmtlich ihrer Partei gegenüber verpflichtet haben, nothwendiger Weise viel zu weit gehen müssen. Die Herren haben sich namentlich verpflichtet, uns die Armee zu Grunde zu richten — und das kann unmöglich gestattet werden. — Ein reines Beamten-Ministerium muß es sein, das einlenkt — zusammengesetzt aus tüchtigen Beamten, die gar keine politische Vergangenheit haben, die durch ihre Antecedentien in keiner Weise mit den politischen Parteien compromittirt sind.

Und dann! soll das Einlenken nicht mit großer Gefahr verbunden sein, so kann es nur nach einem entschiedenen und bedeutenden Erfolg in der äußeren Politik erfolgen! —

Auf diese Bemerkung antwortet der Kronprinz mit der leidenschaftlich aufgeworfenen Frage: „Ja! warum treibt man die Dinge so auf die Spitze!" — und spricht, als habe Bismarck die Dinge in diese kritische Lage gebracht — als treibe er, selbst durch den Conflict im Innern getrieben, in einer Art von Rathlosigkeit — auf die Annexion, auf einen Bruch mit Oesterreich hin — blos in der unbestimmten Idee, sich durch ein gewagtes Spiel, durch eine gesteigerte Verwirrung zu behaupten.

Ich bin weit entfernt Bismarcks Politik in jeder Beziehung zu billigen. Ich vertheidige sie nicht in jeder Hinsicht — aber solche Rückblicke sind unfruchtbar, das müssen wir uns gestehen, auch wenn wir es beklagen — es fördert uns in der Gegenwart nicht, uns zu sagen, wie Alles besser hätte gemacht werden können. Der Mensch vermag nun einmal Nichts über die Vergangenheit. Im Leben überhaupt und besonders in der Politik ist die Aufgabe immerdar, die Vergangenheit als etwas Gegebenes anzunehmen und gelten zu lassen — und die Dinge immer da wieder aufzunehmen, wo sie im Augenblick wirklich liegen.

Der Kronprinz giebt das zu, fährt aber doch in seiner Weise fort — erzählt — und stellt geradezu die Behauptung auf, Bismarck sei in seiner Politik von Anfang an lediglich durch Haß gegen das Haus Augustenburg und die liberale Partei, die sich dieses Hauses annehmen wollte, bestimmt worden. Es ist etwas Wahres daran, daß er ungern auf die Sache einging, weil sie die Sache der liberalen Partei war, aber es ist ebenso wahr,

daß er dann später bereit war auf gewisse Bedingungen mit dem Haus Augustenburg abzuschließen. Der Kronprinz sprach auf der andern Seite in der Voraussetzung, daß der Herzog in seinem Verfahren immer correct gewesen sei und immer bereit, Preußen alle billigen Vortheile einzuräumen. Ich erzählte daraufhin umständlich eine ganze Reihe von Verhandlungen, aus denen hervorging, daß das doch keineswegs der Fall gewesen sei. Der Kronprinz hörte sehr aufmerksam zu, diese Einzelheiten interessirten ihn sehr, namentlich in Beziehung auf die bairische Politik, der er alles mögliche Böse zutraut — über den eigentlichen Inhalt meiner Erzählung aber hörte er hinweg! — Seine Ansicht der Augustenburgischen Politik wurde dadurch nicht im Mindesten berührt. Es war ganz vergebens, daß ich noch hinzufügte — mit der schonenden Einleitung, die mir Max Duncker auf die Seele gebunden hatte — der Herzog sei auch in die Rechnungsfehler verfallen, die edlen Naturen nahe liegen; er habe zu sehr auf die Begeisterung des deutschen Volkes gerechnet, so daß er kaum einer anderen Stütze zu bedürfen glaubte. — Der Kronprinz wurde nicht aufmerksam. Er kam wiederholt auf das „treue preußische Herz" des Augustenburgers zurück und darauf, daß er auf Alles eingegangen wäre, was Preußen verlangen kann — „aber freilich, wenn man Forderungen macht, ausdrücklich in der Absicht, daß sie nicht angenommen werden sollen" — der Kronprinz brach ab und sah vor sich hin.

(NB. Das ist allerdings geschehen, aber erst in ganz letzter Zeit, als man jede Hoffnung aufgeben mußte sich mit dem Augustenburger verständigen zu können.)

Kronprinz: Bismarck hat sich des Königs ganz zu bemächtigen gewußt; „wie er das gemacht hat, weiß ich nicht, aber es ist so; der König sieht jetzt Alles nur durch die Bismarck'sche Brille." — Und so steuern wir auf die Annexion los — „und wir werden auch annectiren, denn der König will es!" — Manteuffel hat mir vor seiner Abreise gesagt: „Die Annexion muß stattfinden, denn die Armee und das Volk will sie."

Ich: Obgleich General Manteuffel das sagt, so ist doch etwas Wahres daran. Die Stimmung in den Provinzen ist allerdings sehr entschieden für die Annexion.

Kronprinz: Wirklich?

Ich: Ja, E. K. H. — Was mich am meisten überrascht hat, ist, daß die Rheinländer sehr entschieden die Annexion fordern. Im Allgemeinen ist die Stimmung im Lande von der Art, daß man es geradezu als eine Niederlage Preußens empfinden und sehr mißmuthig und verstimmt sein würde, wenn es nicht zur Annexion käme. — E. K. H. erlauben mir ganz frei zu sprechen — ich bin Ihnen als getreuer Unterthan die ganze, volle Wahrheit schuldig —: die Stimmung im Lande ist von der Art — außerhalb des kleinen Kreises, dem E. K. H. ganz vertrauen können, darf es nicht bekannt werden, daß der Kronprinz von Preußen gegen die Annexion ist.

Kronprinz: „O! das ist mir ganz einerlei! — Das weiß man seit lange! — Man hat mir schon sehr viele unangenehme Dinge gesagt, aber daraus mache ich mir gar Nichts; und wenn sie auch irgend etwas ganz Eclatantes gegen mich thun!" —

Er fuhr fort gegen die Annexion zu sprechen und gab zu verstehen, daß dadurch die deutsche Frage verdorben werde. — Hier hätte das Muster aufgestellt werden müssen, wie das Verhältniß zwischen den Einzelstaaten und Preußen als der leitenden Macht zu regeln sei; — die Mittelstaaten wüßten auch recht gut, daß hier das Beispiel gegeben werden könnte „wie sie alle beschnitten werden sollen!" — (der Prinz machte dabei mit den Fingern die Bewegungen einer Scheere, die von oben herab etwas beschneidet) — darum, damit das nicht geschieht, damit ein solches Beispiel nicht gegeben wird, wollen die Mittelstaaten, daß Preußen die Elbherzogthümer annectirt! — Der Kronprinz sprach dann auch von den Chancen des Krieges, die ich nicht ungünstig finden konnte. Die Oesterreicher sind nicht in der besten Verfassung — Rußland mischt sich nicht in die Sache, am wenigsten zu Gunsten Oesterreichs — für dieses ist es schlimm, daß Italien natürlich nicht ruhig bleibt — und Frankreich bleibt neutral, denn unmöglich kann Napoleon für Oesterreich gegen Italien das Schwert ziehen und zwar, um Oesterreich im Besitz von Venetien zu erhalten.

Kronprinz: „Nun gut! — Also Frankreich bleibt neutral! — Aber nach den ersten Kämpfen wird Napoleon seine Vermittelung an-

bieten, — man wird sie ablehnen — er wird sie aber von neuem anbieten — und immer wieder, zuletzt gebieterisch — vielleicht den Frieden diktiren, wie er ihn haben will, und jedenfalls sagen: ‚ihr sollt die Herzogthümer haben, aber gebt mir Belgien.'" — Der Kronprinz fügte noch hinzu, Napoleon werde seine Vermittelung gebieterisch anbieten, und wenn dann von den Bedingungen des Friedens die Rede wäre, wenn zur Sprache käme, daß die deutschen Verhältnisse, die natürlich nicht die bisherigen bleiben könnten, neu gestaltet werden sollen, dann werde Napoleon mit seinen Forderungen hervortreten.

Mir wurde aus diesen Worten klar, daß in den letzten Minister-Berathungen nicht blos von den Elbherzogthümern die Rede gewesen ist, sondern von viel weiter gehenden Plänen. Bismarck will nicht blos die Herzogthümer, er will viel mehr, seine Pläne gehen viel weiter: — er will den deutschen Bund umgestalten, oder vielmehr umstürzen und an seiner Stelle einen neuen bilden, in dem Preußen unbedingt die herrschende Macht wäre. — Nun ist mir auch klar, warum er den Krieg will. Denn er will den Krieg; wenn Oesterreich nachgäbe und wir bekämen die Elbherzogthümer — es käme aber, wie natürlich, nicht zum Krieg, das wäre ihm gar nicht recht! Denn jene weiteren Pläne lassen sich nicht ausführen, die Oberherrschaft in Deutschland läßt sich nicht gewinnen ohne Krieg. Das sieht natürlich Bismarck, wie es eben Jeder sehen muß.

Ich gab zu, daß Napoleons Verlangen nach Belgien nicht zweifelhaft sein könne, und daß sogar möglicher Weise schon seit längerer Zeit ein Theilungs-Traktat insgeheim mit Holland verabredet ist.

Da war die Diner-Stunde herangekommen, der Wagen des Kronprinzen wurde gemeldet — und er entließ mich mit den Worten: in den nächsten acht Tagen werde wohl viel Wichtiges geschehen, dann wolle er wieder mit mir sprechen.

4. März. Wie es kommt, daß die Familie Knesebeck gar keine Papiere von dem verstorbenen Feldmarschall in Händen hat, erklärt mir General Gersdorff, der mich besucht. Unmittelbar nach dem Tode des Feldmarschalls erschien ein königlicher Flügel-Adjutant in Carwe und verlangte jene Papiere — Knesebeck, der Sohn, wollte sie nicht heraus-

geben, machte Einwendungen, sagte, er habe sie noch nicht gesondert — wisse nicht, was Familien-Papiere seien, was sich auf öffentliche Angelegenheiten beziehe u. s. w. Da zog der Flügel-Adjutant einen eventuellen Verhaft-Befehl hervor, für den Fall, daß die Papiere verweigert würden! — Dagegen wußte man Nichts einzuwenden und die Papiere wurden ohne Unterschied abgeliefert. Dem verstorbenen König lag wohl vor Allem daran seiner eignen Correspondenz mit dem Feldmarschall wieder habhaft zu werden.

6. März. Abends bei Max Duncker, mit ihm allein. Er macht die Bemerkung, daß Bismarck sich selbst die Ausführung seiner Pläne erschwert, weil er die Dinge immer „wider den Strich" machen will. So die schleswig-holsteinische Sache nicht mit Hülfe des Liberalismus, sondern in gerade entgegengesetzter Richtung, indem er diese mächtige Hülfe von sich stieß — und nun auch wieder die Annexion, ohne daß er das Mindeste thäte, die Stimmung in den Elbherzogthümern günstig für Preußen zu wenden — sondern im Gegentheil, indem er dieser Gesinnung trotzt und sie herausfordert.

Sein eigentliches Ziel, zu dem er gelangen möchte, ist eine Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und Frankreich zu Stande zu bringen. Wie weit er damit gediehen ist, können wir natürlich nicht wissen.

9. März. Zeitungen: Bismarcks Brief an den Grafen Reventlow, sehr merkwürdig. Zum ersten Mal wird darin förmlich und officiell ausgesprochen, daß die Annexion das Ziel der preußischen Politik ist. Das heißt allerdings die Sache immer mehr und mehr auf die Spitze stellen, Oesterreich und die Entscheidung herausfordern.

Bei Stehely den Generalmajor Alvensleben getroffen. Wir sprachen von der voraussichtlichen Antheilnahme Italiens am Kriege.

Alvensleben: Das wird allerdings geschehen, obgleich ich das nicht wünsche. Aber dazu brauchen wir kein Bündniß mit Italien. Das kann so nebeneinander hergehen. (NB. Das ist die Ansicht der streng conservativen Partei, die keinerlei Gemeinschaft mit dem revolutionären Italien haben möchte und das Zusammengehen mit Italien als eine Art von Schmach empfindet.)

12. März. Einladung zu einem rout bei Bismarck.

14. März. Zum Generalstab; treffe dort den Major Verdy du Vernois, der jetzt Chef der historischen Abtheilung ist. Er ging bald zu literarischen Plänen über, mit denen General Moltke und er selbst sich beschäftigen. Eine militärische Zeitschrift, die der preußischen Armee würdig wäre, herauszugeben, wird als wünschenswerth anerkannt, bleibt aber unmöglich, da die beiden wichtigen protegirten Personnagen im Wege stehen: der ehemalige Schauspieler Louis Schneider und der bankrotte Lieutenant Courbière.

Dagegen will der Generalstab aus den reichen Schätzen der Archive eine vollständige Geschichte der Feldzüge 1812—15 zusammenstellen. Man fühlt aber die Nothwendigkeit den officiellen Charakter eines solchen Werks zu beseitigen, um in der Darstellung den Grad von Freiheit zu erlangen, der sie allein wahrhaft und werthvoll machen kann. — Auch der augenblicklichen politischen Lage wurde erwähnt. Verdy glaubt, daß sich die Krisis noch mehrere Monate hinziehen wird. —

Abend rout bei Bismarck; ich traf ihn im ersten Salon, mit unzähligen Orden behangen und befleißigt seine eintretenden Gäste zu begrüßen.

Längere Gespräche mit dem Königs-Meyer, dem Staats-Sekretär Müller — mit Mohrenheim — mit dem Staatsrath Grimm — mit Abeken, der sich mir als Bräutigam vorstellte. Auch mit Lord Augustus Loftus, der mir freundschaftliche Vorwürfe macht, daß ich ihn noch nicht besucht habe. — Dann folgte ein Gespräch sotto voce. Er fragte, ob es wirklich Ernst ist mit den kriegerischen Anstalten und Drohungen.

Ich: Er soll sich ja nicht täuschen und nur ja glauben, daß es voller unbedingter Ernst damit ist, hier in Berlin; man ist fest entschlossen, „soyez sûr qu'on ne fléchira pas!“ — Die Entscheidung liegt somit in Wien; giebt man dort nicht unbedingt und ohne zu markten nach, so kommt es zum Kriege.

Lord Augustus: Vous n'êtes plus en rélation avec le prince d'Augustenbourg?

Ich: Non!

Lord Augustus. Et pourquoi pas?

Ich: Parceqne mon avis n'a pas été adopté. Quand je l'ai vu faire fausse ronte, quand je l'ai vu s'obstiner à suivre un chemin, qui devait nécessairement conduire à sa perte, je n'ai pas voulu être compté au nombre de ceux, qui le conseillaient et je me suis retiré.

Lord Augustus: „Hm! Hm!"

15. März. Zeitungen. Gewaltsame Verfügungen in Schleswig; Zuchthausstrafe auf Augustenburgische Umtriebe gesetzt! — Das Alles ohne den Condominus zu fragen! — Das heißt Oesterreich provociren with a vengeance! Ob das aber der Bevölkerung der Herzogthümer gegenüber klug ist — ob man dadurch viel Sympathien gewinnen wird, das ist eine andere Frage! Die Bismarck'sche Passion, die Dinge „wider den Strich" durchzusetzen, macht sich hier wieder einmal geltend.

22. März. Aus der Zeitung erfahre ich, daß der italienische General Govone hier ist, angeblich, um sich unsere Casernenbauten anzusehen. Das wird den Oesterreichern wohl nicht sonderlich gefallen.

23. März. Max Duncker war bei mir. Er erzählt mir: der bekannte Schriftsteller v. Treitschke ist aus dem südlichen Deutschland auf einige Zeit hergekommen. Er ist über Dresden — seine eigentliche Heimath — hergereist und berichtet, daß die sächsischen Offiziere sich ungemein kriegslustig zeigen — sehr erfreut durch die Aussicht auf einen Kampf mit Preußen. — Sie singen schon wieder: „die Preußen haben uns Land gestohlen, wir wollen es aber schon wieder holen."

Einen Operationsplan, den ich lange im Kopf fertig habe und Moltke mittheilen will, wozu mich namentlich Max Duncker auffordert — begann ich heute endlich schriftlich auszuarbeiten.

Bismarck ist plötzlich erkrankt. — Es soll, wie behauptet wird, etwas geschehen sein, was einen ihm unerwünschten Umschwung in der Politik herbeigeführt hat. Er soll eine Scene mit dem König gehabt haben. Man spricht von einem eigenhändigen Brief des Kaisers Franz Joseph an diesen letzteren. Andere sagen, das Militär-Cabinet, das in dem Ruf steht für Oesterreich zu schwärmen, habe Bismarck einen Streich gespielt.

Abend bei Brünneck. Die Garde-Cavallerie hat Befehl sich in solcher Bereitschaft zu halten, daß sie in kürzester Frist ausrücken kann.

28. März. Offenbar will Bismarck das Odium des Friedensbruchs den Oesterreichern zuschieben und zögert deshalb mit energischen Schritten. Mir will das nicht recht gefallen; denn es ist auf solche diplomatische Wendungen, selbst wenn sie vollständig gelingen sollten, kein so großer Werth zu legen, wie Bismarck nach seinen zaudernden Schritten und nach seinen Zeitungs-Artikeln darauf zu legen scheint — ja, unter den obwaltenden Umständen in Wahrheit gar keiner.

Wenn es auch gelingt es dahin zu bringen, daß Oesterreich den Frieden bricht und zum Angriff schreitet, damit ist gar Nichts gewonnen, es hilft uns zu gar Nichts; alle Stimmen, die Oesterreich in ganz Deutschland bezahlt — und alle nicht bezahlten freiwilligen Feinde Preußens werden darum nicht minder laut und einstimmig schreien, Oesterreich greife nur gezwungen zum Schwert, Preußen sei dennoch der eigentliche, eigennützige, gewaltthätige Störenfried, der eigentlich angreifende Theil.

Und andererseits gewinnt Oesterreich durch diese diplomatischen Zaudereien Zeit seine Rüstungen zu vollenden. Der unzweifelhafte militärische Nachtheil, den dieses Zaudern herbeiführt, überwiegt bei Weitem den sehr zweifelhaften und selbst im besten Fall sehr geringen politischen oder diplomatischen Gewinn, der dabei in Aussicht steht.

Wie die Sachen einmal liegen, kann uns nur das entschlossenste Handeln vorwärts helfen, und Neben-Rücksichten von so schwächlicher Natur dürfen gar nicht in Betracht kommen.

An dem Operationsplan gearbeitet.

29. März. Unterstaatssekretär Müller bei mir — in großer Aufregung. Er ist nun überzeugt, daß es zum Kriege kommt — und es wird ihm bange vor den möglichen Ereignissen und Folgen.

Abend bei Max Duncker, mit ihm allein; die augenblickliche Lage besprochen. Er beklagt, daß Bismarck ziemlich unnützer Weise in dem Augenblick, wo er Preußen in einen ernsten Krieg führen will, das ganze Land durch allerhand brutale Maßregeln gegen sich und gegen die Regierung empört hat. Die Erbitterung im Lande ist sehr

groß. Was Bismarck mit Rußland und besonders mit Frankreich verhandelt und verabredet hat, das wissen wir nicht, das weiß auch der Kronprinz nicht — es weiß es eben Niemand als Bismarck und ein paar Vertraute — denn das Geheimniß wird ganz vortrefflich bewahrt diesmal — besser als je zuvor in Preußen. — Aber, sagt Max Duncker, die vollkommene Ruhe des Königs bürgt dafür, daß in den Beziehungen zu den außerdeutschen Mächten Alles gut steht.

Max Duncker hatte im vergangenen Jahr am 8. März ein merkwürdiges, eingehendes Gespräch mit Bismarck, zu dem ein Auftrag des Kronprinzen ihn geführt hatte. Nachdem dieser erledigt war, brachte Bismarck selbst die allgemeine Politik, Schleswig-Holstein auf das Tapet und bezeichnete die Annexion als die einzige vernünftige Lösung der Frage.

Max Duncker machte auf die Schwierigkeiten dieser Lösung aufmerksam und sprach zunächst von denen, die von Frankreich ausgehen könnten. Bismarck erwiderte: er könne dem dadurch begegnen, daß er in den Tuilerien geltend macht, daß die Sache eben durchgeführt werden müsse, und wenn er sie nicht mit Frankreich machen könne, dann müsse er sie eben mit Oesterreich machen.

Max Duncker ging alle verschiedenen Combinationen von Schwierigkeiten durch, die sich ergeben können, und kam zuletzt auf den Fall, daß Niemand für die Annexion gewonnen werden kann, daß Alles sich dagegen erklärt. — Bismarck wußte immer Rath und sagte in Beziehung auf den letzten Fall: dann bleibt Nichts übrig, „dann muß die Nationalitäten-Frage in dem größten Maßstab aufgenommen werden." Max Duncker erwiderte, das wäre allerdings ein Ausweg, „aber das glaubt Ihnen Niemand!" worauf Bismarck meinte, das könne freilich sein: „Aber wenn es mir Niemand glaubt, dann trete ich zurück, und ein Anderer macht die Sache; einer von Ihrer Couleur!" (NB. Ich gestehe, dieses Gespräch hat mir eine größere Vorstellung von Bismarck gegeben, als ich bisher hatte; ich hatte ihm nicht diesen Grad von Objektivität zugetraut, nicht die Fähigkeit bei solchem persönlichen Ehrgeiz alle persönlichen Rücksichten in solcher Weise aufzuopfern.) Der Kronprinz scheint

resignirt; er scheint sich darein ergeben zu haben, daß der Gang der Dinge nun einmal nicht anders zu wenden ist.

Wie ich heimkehre, sagt der Portier, daß soeben die Mobilmachung verfügt ist. Wie ich nachträglich erfahre, handelt es sich nur um einige die Kriegsbereitschaft förderndе, bezw. die Mobilmachung vorbereitende Maßnahmen.

Die österreichische Note vom 31. März und Preußens Antrag auf Reform der Bundes-Verfassung.

Th. Bethmann-Hollweg besucht mich und erzählt mir, sein Vater sei in großer Aufregung und sehr unzufrieden mit Bismarcks unverständiger, waghalsiger Politik, von dem herannahenden Kriegs-Unwetter, besonders, da die Sache so schlecht emmanchirt sei.

Ich antwortete, daß man nach meiner Ueberzeugung, wie die Sachen nun einmal stehen, jedenfalls lieber den Krieg wagen als sich zu einem diplomatischen Rückzug verstehen müsse, der jedenfalls für uns verderblich wäre und zwar in solchem Grade, daß eine militärische Niederlage sie kaum noch verschlimmern könnte. Ist der Krieg einmal eine Nothwendigkeit, dann müssen alle anderen Rücksichten schweigen und Jeder von uns muß sein Aeußerstes thun, damit er mit Energie und Erfolg geführt werde.

Th. Bethmann-Hollweg: Ja! es wird wohl nichts Anderes übrig bleiben! — „man wird sich wohl am Ende hinter den tollen Kerl spannen müssen." — Aber warum treibt man die Sache so auf die Spitze u. s. w.

2. April. Professor v. Treitschke aus Freiburg im Breisgau kam zu mir. Er ist während der Osterferien hier, um archivalische Studien zu machen für eine Geschichte von Deutschland (seit 1815), die er für die europäische Staatengeschichte S. Hirzels schreibt. Er ist geistreich, lebendig, unterrichtet, patriotisch und gut preußisch gesinnt. Die Verkehrtheiten unserer Fortschritts-Partei besprochen. Treitschke ist über Dresden hergereist und entrüstet über die frivole Kriegs-

lust, die er dort unter den sächsischen Offizieren gefunden hat; sie brennen vor Begierde gegen Preußen zu kämpfen. — Aber auch der Geist, der hier in Berlin herrscht, gefällt ihm ganz und gar nicht. Er hat die Bemerkung gemacht, daß unsere Fortschrittsmänner — zum großen Theil wenigstens — nichts weniger als Patrioten sind; manche von ihnen wünschen geradezu eine Demüthigung Preußens, weil sie nebenher auch eine Demüthigung des zur Zeit herrschenden Systems wäre! — Ein Professor der hiesigen Universität, noch dazu ein Preuße von Geburt, Prof. Schneider, hat ihm geradezu gesagt: er sei gar kein Preuße — er sei nur ein Deutscher; was aus Preußen werde, sei ihm gleichgültig!

Ich weiß freilich zur Genüge, daß Parteileute ein Vaterland leider! meist gar nicht haben — aber daß es bei den Leuten so schlimm steht, daß sie so schamlos sein könnten dergleichen Gesinnungen zur Schau zu tragen vor Fremden, das hatte ich doch nicht gedacht! — Es wirkt niederschlagend!

Treitschke brachte mir auch einen Gruß von Mangold. Er machte bei dieser Gelegenheit eine Beschreibung von dem Zustand der Universität Freiburg, die wohl geeignet war Bedenken zu erregen. Diese armseligste aller deutschen Universitäten ist noch bedeutend gesunken, seitdem ich sie gekannt habe — sie wird von dem Priester-Seminar und dem Einfluß der katholischen Pfaffen erdrückt — jeder strebende Geist wird erstickt. Treitschke versichert, daß es im Grunde ganz einerlei ist, was da für Vorlesungen gehalten werden — denn man ist und bleibt ohne Einfluß auf die studirende Jugend. Auch scheinen die Vorlesungen von den zum Theil unbedeutenden, zum Theil entmuthigten Professoren nachlässig betrieben zu werden.

Ueberhaupt berichtete Treitschke das Bedenklichste von dem Umsichgreifen der Geistlichen in den Rheinlanden — und die Wendung der Dinge in Baden unter Edelsheims Regiment ist ganz so, wie ich befürchtete. —

Professor Baumgarten bei mir; wir sprachen von Chateaubriand. Dieser angeblich so ritterliche Vicomte war in Wirklichkeit und Wahrheit ein höchst erbärmlicher Charakter; durch und durch unwahr: es

war Nichts wahr an ihm als seine maßlose Eitelkeit. Auch in „La monarchie selon la charte“, das ich eben zu Ende gelesen habe, lügt er wissentlich. Wie leicht geht er über die Mordthaten hin, die Greuelscenen, die 1815 im südlichen Frankreich verübt und von seiner vergötterten chambre introuvable in so schnöder Weise in Schutz genommen wurden. Er nennt das Unruhen von den Revolutionärs veranlaßt „pour rejeter l'odieux sur les royalistes“; und dieser überschwängliche Legitimist, der den König „quand même“ retten will, arbeitete dann wenige Jahre später daran, den Thron der Bourbons zu stürzen, eingestandener Weise aus keinem anderen Grunde, als weil er sich in seiner persönlichen Eitelkeit verletzt fühlte — und rühmt sich in seinen Memoiren diesen Thron gestürzt zu haben.

4. April. Zeitungen. Die österreichische Note vom 31. März. Nach dem ersten Schrecken, den die verfügten militärischen Maßregeln verbreiteten, und der sehr groß war, obgleich diese Maßregeln weder „Mobilmachung“ noch „Rüstung“ genannt werden konnten, hat sich bei dem Berliner Philister sehr bald die Ansicht verbreitet, daß der Friede erhalten bleiben werde; es hieß, eine Depesche aus Wien habe den Frieden sichergestellt.

Das ist nun diese Depesche; sie wird aller Wahrscheinlichkeit nach die große Menge in ihrer Friedenszuversicht bestärken, sie wird für friedlich gelten, weil darin gesagt ist, daß Oesterreich nicht beabsichtige Preußen anzugreifen. Ich aber halte nun gerade, in Folge dieser Note, den Krieg für unvermeidlich. Die Note ist nach meiner Ueberzeugung nichts weniger als friedlich; sie ist nichts weniger als ein entgegenkommender Schritt zur Versöhnung; sie ist vielmehr im Gegentheil lediglich darauf berechnet uns — Preußen — für den Krieg eine recht ungünstige Stellung zu bereiten. — Oesterreich verweist deshalb auf den Artikel 11 der Bundes-Akte und auf den Bundestag als Forum; Preußen soll in die Nothwendigkeit versetzt werden die Competenz des Bundestages zu verwerfen, um dann vor der Welt, die mit Recht dumm und verblendet vorausgesetzt wird, als bundesbrüchig angeklagt zu werden.

Neben den friedlich klingenden Phrasen aber enthält die Note nicht ein Wort über den eigentlichen Gegenstand des Streites, nicht

die leiseste Andeutung, wie wohl eine Ausgleichung herbeigeführt werden könnte; mit einem Wort gar keinen Anhaltspunkt für Unterhandlungen. Das wird aber die Menge nicht merken. — Das Ganze ist ein sehr geschickter Schachzug von Seiten Oesterreichs. —

Ein Anderes ist mir sehr verdrießlich. Die Spener'sche Zeitung war bis vor Kurzem ganz vernünftig in der schleswig-holsteinischen Frage — seit einiger Zeit aber hat sie eine seltsame Wendung gemacht und agitirt mit aller Macht für den Frieden. Dabei geht sie, wie eben alle unsere Friedenswühler, von dem seltsamen Irrthum aus, daß nur die Forderung Preußens die Herzogthümer zu annectiren, den Zwist mit Oesterreich hervorgerufen habe, daß die militärische und maritime Stellung dagegen, die Preußen zu seinem eigenen und zu Deutschlands Heil in den Herzogthümern gewinnen und verlangen muß, von allen Seiten ohne Widerrede eingeräumt und zugestanden werde, so daß Preußen nur die Forderung der Annexion fallen zu lassen brauche, nur sich auf die Forderung jener militärischen und maritimen Stellung beschränken dürfe, damit Friede und Eintracht in allen deutschen Gauen herrsche. Sie vergessen dabei seltsamer Weise, daß — wie weit auch Bismarcks Pläne ohne Zweifel gehen — doch officiell, von Cabinet zu Cabinet noch gar nicht von Annexion die Rede gewesen ist; daß Preußen nur eben die als zweifellos vorausgesetzte militärische und maritime Stellung gefordert hat; daß es gerade diese Stellung ist, die, von Oesterreich und sogar von dem Augustenburger entschieden verweigert, der Gegenstand des Streits geworden ist. Dann kommen aber auch allerhand sentimentale Artikel vor; unter Anderem hat das Blatt — ein herzbrechendes Gedicht gebracht, in dem der Himmel angewimmert wird uns den „Bruderkrieg" mit Oesterreich in Gnaden ersparen zu wollen. Solche Empfindsamkeiten passen ein für allemal nicht in eine ernste Politik — wenigstens dürfen sie nicht geltend gemacht werden, um eine reale Förderung der wichtigsten wirklich nationalen Interessen zu hintertreiben — und jedenfalls müßten dergleichen Rücksichten von beiden Parteien getheilt werden, um berechtigt zu sein. Wenn solche zarte Empfindungen nur für die eine Partei maßgebend sind, von der anderen aber lediglich ausgebeutet werden, dann wird die Sache zur

duperie. Die Leute sollten sich also erst in Wien erkundigen, ob dort eine verwandte Stimmung herrscht, ob ihre brüderlichen Empfindungen dort irgend ein Echo finden.

Wenn sie sich in Wien danach umsehen wollten, würden die Leute sehr bald inne werden, daß der Gedanke, ein Krieg mit den „Herren Preußen" könne etwa so etwas sein wie ein „Bruderkrieg", den Oesterreichern der fremdeste aller überhaupt denkbaren Gedanken ist.

Und endlich, wenn sie wirklich den Frieden erhalten wollen, sollten unsere Friedenswühler wenigstens das mäßige Quantum gesunden Menschenverstandes haben, das nöthig ist um einzusehen, daß sie zu solchem Ende nicht Leitartikel schreiben, nicht Volksreden halten, nicht Gedichte jammern müssen, die sammt und sonders ganz dazu angethan sind, den Leuten an der Donau Lust und Muth zu dem Krieg zu machen, wenn sie etwa beides sonst nicht haben sollten.

Diesem Unfug in der Presse müßte, wenn irgend möglich, gesteuert werden; namentlich in der Spener'schen Zeitung, deren Einfluß auf den Mittelstand nicht unbedeutend ist.

Später gehe ich zu Lord Augustus Loftus. Ich hätte ihn längst besuchen sollen, die Unruhe, in die mich die neuesten Wendungen der Politik versetzen, treibt mich es wenigstens heute zu thun.

Anderthalb Stunden mit ihm in seinem Cabinet; ein wunderliches unzusammenhängendes Gespräch, bald französisch, bald englisch; er ist kein großes Licht, das sei dem Himmel geklagt.

Ich: Je vous ai dit l'autre jour que la guerre était très possible, que c'était très serieux.

Lord Augustus: Eh bien?

Ich: Eh bien, aujourd'hui je crois la guerre inévitable!

Lord Augustus sank wie vom Donner gerührt in seinen Lehnstuhl zurück und blieb ein Paar Minuten sprachlos. Als er wieder zu sich gekommen war, lieh er seiner Verwunderung Worte. Wie so denn? Die letzte Erklärung Oesterreichs sei ja durchaus friedlicher Natur — dafür hatte er sie treuherziger Weise gehalten — Oesterreich erkläre ja, es werde nicht angreifen.

Seine Verwunderung wurde nicht mehr so malerisch, aber er verfiel doch aus einer Verwunderung in die andere, als ich ihm nun

klar machte, daß diese Erklärung Oesterreichs nichts weniger als friedlich sei, vielmehr lediglich darauf berechnet, der preußischen Regierung eine so viel irgend möglich ungünstige Position für den Krieg zu machen u. s. w.

Als sich Lord Augustus dieser Ueberzeugung nicht erwehren konnte, entstand ein wirres, wunderliches Gespräch, in dem er mich von der Schädlichkeit und den Gefahren eines Kriegs zu überzeugen — kurz mir angst und bange zu machen suchte. Er betheuerte immer wieder von Neuem, England werde sich durchaus nicht in die Sache mischen; unter keiner Bedingung und in keiner Weise; „we wash our hands of it." — Dänemarks Integrität habe die Engländer interessirt, anders sei es jetzt, „the robbery has been committed — we consider it a robbery" — was nun weiter aus den Herzogthümern werde, das sei England gleichgültig — der Regierung wie der Nation — „we wash our hands of it" wiederholt u. s. w.

Als ob die Armseligkeit der englischen Politik nicht hinreichend bekannt wäre! — Ich versicherte mit demselben Nachdruck, kein Mensch auf Erden denke daran, daß England etwa interveniren könne.

Er wurde nun sehr ausführlich, indem er sich bemühte alle Schrecken und Gefahren eines Krieges in erschöpfender Weise auseinander zu setzen. Preußen habe eine sehr schöne und tapfere Armee, das sei nicht zu leugnen; aber die österreichische Armee sei wenigstens eben so zahlreich — sie sei eben so tapfer; — und hätten wir denn auch Generale? — Die Oesterreicher hätten erfahrene Führer. Auch stehe für Preußen sehr viel auf dem Spiel; ich solle nur bedenken! Preußen stehe ganz isolirt da! Oesterreich nicht; ganz Deutschland werde sich Oesterreich anschließen! — Und könnten wir etwa wissen, was wir von Napoleon zu erwarten hätten? — Und Rußland! was werde die Haltung Rußlands sein? — u. s. w.

Ich gab zu verstehen, daß der Friede dadurch, daß ich mich etwa von allen diesen Dingen überzeugte, nicht im mindesten besser gesichert wäre, als er eben ist. Uebrigens stünden die Chancen nicht ganz so, wie er voraussetze, sondern bei weitem günstiger für Preußen. Oesterreich werde isolirt sein, nicht Preußen. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten werden möglicher Weise neutral bleiben, weil ihnen im

Bewußtsein ihrer Schwäche und Unsicherheit der Muth fehlt Partei zu nehmen. — In Rußland ist die Verstimmung gegen Oesterreich noch immer sehr groß, besonders aber ist man dort mit den inneren Reformen vollauf beschäftigt, und man hat seine Wunden zu pflegen und zu heilen. Es giebt nur eine Sache, um die Rußland, wenn es gezwungen würde, sich in seiner gegenwärtigen Lage entschließen könnte zum Schwert zu greifen: das ist die orientalische Frage. Um keine andere führt Rußland Krieg; um die Herzogthümer-Frage ganz gewiß nicht und am allerwenigsten für Oesterreich. Was Frankreich anbetrifft, so können wir seiner Neutralität versichert sein — und daß Italien sich uns anschließen wird versteht sich von selbst.

Uebrigens wenn ich auch die ganze Ungunst der Umstände einräumen wollte, so wäre doch damit die Streitfrage nicht gelöst, die Veranlassung zum Kriege nicht aus dem Wege geräumt. Wenn es sein muß, führt man auch wohl unter noch ungünstigeren Umständen Krieg. Oesterreich liefert in diesem Augenblick den Beweis; es hat bei Weitem nicht ein so naheliegendes Interesse zu vertheidigen wie Preußen; es wagt weit mehr bei einem Kriege und läßt es doch auf einen Krieg ankommen.

Lord Augustus: Daß Oesterreich es auf den Krieg ankommen läßt, das ist ganz natürlich; Oesterreich hat seine Stellung in Italien verloren, es will sich nicht auch aus seiner Stellung in Deutschland verdrängen lassen. Denn es aus dieser Stellung zu verdrängen, das ist es ja, was Bismarck will; er will Deutschland bis wenigstens an den Main beherrschen, deshalb will er den Krieg. — Aber welche Schritte wird er nun zunächst weiter thun? — Was kann er antworten auf die österreichische Note? Auf die Berufung auf den Bundestag und den Artikel 11 der Bundes-Acte? — Denn entweder giebt es einen deutschen Bund oder es giebt keinen. Giebt es einen deutschen Bund, ist er anerkannt, dann muß man sich auch seinen Satzungen unterwerfen.

Ich: Die Absicht Oesterreichs ist es allerdings, wie ich schon vorhin sagte, Preußen dahin zu bringen, daß es die Competenz des Bundestages verwirft, und dann als bundesbrüchig darzustellen. Indessen wird es doch wohl Mittel geben dem auszuweichen, und eine

passende Antwort zu geben, die Oesterreichs Hoffnungen täuscht. Wenigstens weiß ich sehr gut, was ich an Bismarcks Stelle antworten würde.

Lord Augustus: Und was?

Ich: Ich würde erklären: „Soit! adressons-nous à la diète! — mais à la diète réformée! — Réformons d'abord la confédération germanique!"

L. Augustus erlebte eine neue Verwunderung; an diese Möglichkeit hatte er gar nicht gedacht. — Er kam immer wieder auf das Bedenkliche eines Krieges zurück und stellte die Frage, ob denn nicht eine friedliche Lösung des Streits möglich sei?

Er wurde dabei ungemein naiv. Wenn der Prinz von Augustenburg unter preußischer Oberhoheit eine solche Stellung erhielte, wie sie der Pascha von Aegypten hat — wenn er zum erblichen Statthalter in den Herzogthümern gemacht würde —: wäre das nicht eine für alle Parteien befriedigende Lösung der Frage?

Ich: Allerdings! Das wäre eine sehr schöne und befriedigende Lösung des Streits und der Frage! — Bringen Sie nur Oesterreich dahin, solche Vorschläge zu machen und den Prinzen von Augustenburg dahin, daß er sie annimmt. Gerade dieses Arrangement ist es, das Preußen vorgeschlagen hat; gerade diese Vorschläge sind es, die Oesterreich sehr entschieden abgelehnt hat und der Herzog von Augustenburg nicht minder.

L. Augustus war sehr verwundert zu vernehmen, daß der Herzog diese Bedingungen abgelehnt habe; wie das möglich sei?

Ich erzählte in wenigen Worten den Hergang. Der Herzog hatte die Sache noch zuletzt in der Hand, als Preußen am 28. Mai 1864 auf der Londoner Conferenz die Erklärung abgab, daß man ihn für den Bestberechtigten halte.

Lord Augustus: I wonder how they will get round that!

Ich: „They have the vote of the crown lawyers against it" — dies Votum ist juristisch nicht viel werth — aber als diplomatisches Mittel immerhin zu brauchen. — Der Herzog hatte die Sache noch einmal in der Hand und versäumte wieder die Gelegenheit — wahrscheinlich, weil er nun seiner Sache zu gewiß zu sein glaubte und meinte, er könne nun die Bedingungen vorschreiben.

L. Augustus kam zu dem tiefsinnigen Schluß, Sammer müsse

ein unpraktischer Mensch sein. — Unser Gespräch war aber doch nicht fruchtlos, denn er sagte zum Schluß, er sehe wohl, so lange die Herzogthümer-Frage schwebend bleibe, sei der Krieg mit Oesterreich lediglich une question de temps — es müsse früher oder später zum Kriege kommen, wenn die Herzogthümer-Frage nicht beseitigt werde. Erst wenn sie erledigt sei, könne man auf die Erhaltung des Friedens rechnen. —

Abends bei Max Duncker. Ich brachte den Unfug zur Sprache, der in unserer Presse getrieben wird, die Friedenswühlereien, jetzt auch in der Spener'schen Zeitung, die bisher verständig war. Dem müßte gesteuert werden.

Max Duncker: „Ja, wenn Sie das machen können, da werden Sie sich ein großes Verdienst erwerben." — Gruner bildet sich jetzt ein, er müsse den Staat retten, intriguirt als unberufener Politiker hinter den Coulissen und arbeitet gegen die Annexion und gegen den Krieg — für den Frieden und für Augustenburg! — Er ist es, der sich der Spener'schen Zeitung bemächtigt hat und zwar, weil er weiß, daß der König dieses Blatt liest. Der König glaubt daraus die Gesinnung des Mittelstandes, des Berliner Philisters, zu ersehen. Auf den König sind alle die Friede predigenden, herzbrechenden Artikel berechnet; er soll sie lesen und darin die Stimme des Mittelstandes hören, die Herr v. Gruner macht; auf ihn sollen sie wirken. Was sie sonst für Unheil anrichten können, daran denkt Gruner nicht. Das herzbrechende Gedicht neulich „O Gott, rett' uns von diesem Bruderkrieg!" — überschrieben „Deutsches Oster-Gebet" — ist von dem Legationsrath Meyer (Königs-Meyer), der auch seinerseits den Staat retten will.

Gruner läßt auch durch Herrn v. Bardeleben ähnliche nach Frieden lechzende Artikel in die rheinischen Zeitungen einrücken. Max Duncker forderte mich auf zu dem Redakteur der Spener'schen Zeitung, dem Dr. Alexis Schmidt, zu gehen, ihm vorzuhalten, was sich gegen die jetzige Richtung seines Blattes sagen läßt, und ihn womöglich umzustimmen. Wenn ich ihm kleine Artikel für sein Blatt gebe und verspreche, werde mir das gelingen.

5. April. Als Gerücht hat Major v. Verdy, den ich auf der Straße treffe, gehört, der König sei schwankend geworden und zaudere

so entschlossen gegen Oesterreich vorzugehen, wie Bismarck wolle. Bismarck habe sich genöthigt gesehen, dem König ein „Entweder — oder" zu stellen; entweder wir gehen vorwärts, oder Bismarck nimmt seinen Abschied. Noch sei die Sache in der Schwebe.

Unter den Linden Droysen begegnet, der überaus kriegerisch gestimmt ist. Er zürnt gewaltig über das „unnütze Gesindel", das bei uns für den Frieden wühlt; über die Verblendung, die von „Bruderkrieg" spricht u. s. w. Er war aber auch mit Bismarck nicht ganz zufrieden. In einer kritischen Zeit, wie die gegenwärtige ist, sollte man nicht der öffentlichen Meinung geradezu in's Gesicht schlagen, wie vielfach geschieht. An Vielem der Art ist freilich Bismarck nicht eigentlich schuld, aber er sollte es nicht dulden. So hat er den viel berufenen Spruch des Obertribunals nicht veranlaßt, — aber warum hat er ihn geduldet? — Und nun ist ganz neuerdings der berüchtigte Justizrath Wagener als Sekretär des Staatsraths angestellt worden. Es ist freilich ganz einerlei, ob das Wagener ist oder ein Anderer — aber seine Anstellung erregt Mißfallen im Lande. Bismarck hat sie nicht gewollt und nicht veranlaßt — die Kreuzzeitungs-Partei hat sie ohne ihn bewirkt: aber warum duldet Bismarck nun auch Das wieder, da es ihm und der Regierung zum Schaden gereicht?

Ich begleitete Droysen bis weit in den Thiergarten. Auf dem Rückweg unter den Linden Max Duncker begegnet: „Uebrigens gehen die Sachen gut; das heißt in unserem Sinne gut." — Der Kronprinz hat ihm nämlich heute gesagt: „das Geschick vollendet sich!" Wir gehen also entschlossen vorwärts.

8. April. In dem Bethmann-Hollweg'schen Hause schwärmt man unter Gruners Leitung für Oesterreich und Frieden. —

Theodor Bethmann-Hollweg hat gesagt: wenn das so fortgehe, werde er sein Gut verkaufen und sich anderswo ansiedeln, denn in einem Lande, wo solche Tollheiten getrieben würden, (NB. damit war die Bismarck'sche Politik gemeint) könne man nicht bleiben.

Ein Freund erwiderte ihm: „wenn mir das nur im Traum einfallen könnte, würde ich mich selbst verachten!" — Aber Th. Bethmann-Hollweg meinte, das seien veraltete Ansichten; sein Bruder denke ebenso wie er u. s. w.

Frau v. Mühler, die Frau des Ministers, hat Frau v. . . . . anvertraut — und zwar keineswegs blos als müßiges Geheimniß, sondern um dadurch zu einer bestimmten Action zu veranlassen: einer der Haupt-Rathgeber des kronprinzlichen Paares sei ein Geheimrath Friedberg. Die Hofdame, Gräfin Brühl, habe auf Befragen geäußert: ja, es sei allerdings wahr, der Geheimrath Friedberg werde häufig — nachdem man alle unbequemen Zeugen entfernt habe — eingeführt und bleibe dann Stunden lang mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin eingeschlossen.

Abend bei Max Duncker, wo ich die Professoren Schmoller und Baumgarten und Dr. Alexis Schmidt, Redacteur der Spener'schen Zeitung, finde. — Ich erfuhr, daß Baumgarten und Schmoller den Mann schon bearbeitet hatten. — Max Duncker hatte sich dabei schweigend und passiv verhalten — Dr. Alexis Schmidt aber war den Herren auf das Bereitwilligste „entgegen gekommen" — hatte eingeräumt, daß er in der letzten Zeit irregeführt worden sei, und dann erzählt und erklärt, wie das gekommen ist.

Es ergiebt sich, daß Dr. Alexis Schmidt ein Neffe des Königs-Meyer ist. Besonders merkwürdig ist die Geschichte des „Deutschen Ostergebets". Der Königs-Meyer hat es seinem Neffen gebracht und diesem dabei erzählt: der König habe das Gedicht im Manuskript gelesen und großes Wohlgefallen daran gefunden u. s. w.

Um sich dem König gefällig zu erweisen, wie er meinte, nahm Dr. Schmidt das Gedicht in sein Blatt auf! — Die Absicht des Verfassers war natürlich, daß der König es da kennen lernen und für den Ausdruck der in den Kreisen des Mittelstandes herrschenden Gesinnung halten sollte. — Mit solchen Mitteln operiren die Augustenburger.

Abends mit Max Duncker allein; mancherlei besprochen. — Friedberg geht allerdings bei dem kronprinzlichen Paare aus und ein, und giebt guten Rath im Augustenburgischen Interesse — und, was die inneren Angelegenheiten betrifft, im Sinn der Fortschritts-Partei; das weiß Max Duncker sehr wohl, obgleich er es discreter Weise gegen mich verschwiegen hat. —

Dieser Friedberg ist ein intimer Freund des Geheimen Rath

Winter, ci-devant Polizei-Präsident in Berlin, jetzt Bürgermeister von Danzig, wo er unter Anderem die Danziger Demonstration des Kronprinzen veranlaßt hat. Friedberg sieht sich selbst im Geist schon als Justiz-Minister und Winter als Minister des Inneren.

Charakteristisch für die Art, wie die Fortschrittspartei operirt, ist folgender Vorfall. In einer demokratischen Zeitung, der Volkszeitung glaube ich, erschien vor einiger Zeit die Nachricht, der Kronprinz habe erklärt, im Fall die gegenwärtige Politik Preußens fortgesetzt würde, müsse er förmlich protestiren und mit Frau und Kindern außer Landes gehen. Der Kronprinz hat diesen Artikel gelesen, war aber nicht davon zu überzeugen, daß derselbe von der Gesellschaft in Kiel, namentlich von Sammer inspirirt und vielleicht von Frehse geschrieben sein könne, und daß es wohl darauf abgesehen sein könne ihn zu compromittiren. Aber er ärgerte sich, sagte zu Duncker: „Sehen Sie, was man für dummes Zeug von mir in den Zeitungen schreibt," und schickte das Blatt dann dem Könige mit der schriftlichen Bemerkung, daß er diesem Artikel und seinem Inhalt durchaus fremd sei und ihm ausdrücklich widerspreche.

9. April. Den General-Major Alvensleben besucht. Eine Stunde verging mir sehr angenehm. In Allem, was er sagt, zeigt sich ein edler Charakter — er ist vielseitig und gründlich gebildet — und mir freundschaftlich gesinnt. — Sein Bruder hat mich dem Grafen Bismarck als geeignet für die Sendung in das italienische Hauptquartier genannt.

Die neuesten Telegramme werden besprochen. Bismarck hat in Frankfurt a. M. eine Bundes-Reform beantragt. — Nachher allein nächtlicher Spaziergang unter den Linden. Nachdenken; Bismarck rechnet wohl schwerlich darauf, daß er für jetzt mit dem Antrag auf Bundes-Reform durchdringen könnte. — Aber er deutet in diesem Antrag an, was er im Fall eines Krieges als Preis des Krieges fordern wird.

10. April. Zeitungen: Oesterreich fordert in peremptorischer Weise, wir sollen abrüsten. Was heißt das Anderes, als daß Oesterreich entschieden auf den Krieg losgeht und ihn will.

11. April. Auf dem Heimweg den Oberst-Lieutenant Grafen

Georg Waldersee begegnet. Er ist, wie er sagt, ganz ohne Grund aus den österreichischen Staaten ausgewiesen worden. Bismarck werde wohl aus dieser Begebenheit politisches Capital schlagen.

Was er von der österreichischen Armee gesehen hat, scheint ihm nicht sehr imponirt zu haben; die Bataillone sind kaum 300 Mann stark; bei der Reiterei sind bereits die 6ten Schwadronen der Regimenter aufgelöst worden, um die fünf ersten durch deren Mannschaft zu verstärken, und dennoch zählte ein Husaren-Regiment, das er in Prag mit 5 Schwadronen einrücken sah, nur 115 Mann per Schwadron.

14. April. Zeitungen. Bismarcks Antrag am Bundestag, Bundes-Reform betreffend, vollständig. Er verlangt ein deutsches Parlament aus directen Wahlen, aus allgemeinem Stimmrecht, hervorgegangen. Das ist mir sehr bedenklich! —

Abend bei Hermann Duncker. Ich hatte mit Max Duncker ein besonderes Gespäch in einem einsamen Zimmer.

Max Duncker sagt: Bismarck hat den Oesterreichern durch die Bundes-Reform-Vorschläge „das Schema verschoben"; sie wollten die Schleswig-Holsteinische Frage an den Bund bringen — auf Kriegs-Bereitschaft des Bundes — und dann seiner Zeit auf Bundes-Execution gegen Preußen antragen. Das Alles geht nun nicht, und man ist in Wien rathlos.

Bernhardi's Operationsplan gegen Oesterreich.

15. April. Schon Ende März hatte ich meine Ideen über unsere eventuellen Operationen gegen Oesterreich in einem Aufsatz niedergelegt und denselben bei Moltke abgegeben. Ich ging heute zu ihm, um die Angelegenheit zu besprechen, traf ihn aber nicht zu Hause und sagte mich für einen der nächsten Tage an. Meine Idee ist: wir müssen mit unseren Angriffs-Operationen durchaus auf dem rechten Ufer der Elbe und der Moldau bleiben; hier kann ihnen die entscheidendste Richtung gegeben werden — und die sämmtlichen Festungen Oesterreichs sind uns dabei nicht im Mindesten im Wege. Das Ver-

theidigungs-System des nördlichen Theils der österreichischen Monarchie ist auf die mißverstandenen Erfahrungen der schlesischen Kriege, eigentlich und insbesondere auf diejenigen von 1778 gegründet; es ist dabei eine Kriegführung vorausgesetzt, die nicht viel wagt und mit mäßiger Anstrengung nach einem beschränkten Ziel strebt — es ist vorausgesetzt, daß Wien ganz von selbst und an sich außer dem Bereich des Angriffs liegt; daß der Angriff, auf der einen Seite auf Dresden, auf der anderen auf Schweidnitz gestützt, nur Prag zum Object haben kann.

Zwei Armeen, eine schwächere in der Ober-Lausitz, eine stärkere in Oberschlesien (ein Zwischen-Corps, das sich von Glatz aus der Eisenbahn bei Wildenschwerdt bemächtigt). — Da wir die Macht der Initiative in Händen haben, nöthigen wir auch Oesterreich, zwei Armeen aufzustellen; unsere erste Armee wirft die österreichische Nordarmee auf die Rückzugslinie Prag-Budweis-Linz; die zweite treibt die österreichische Südarmee bei Wien über die Donau zurück — unsere beiden Armeen gehen vereinigt bei Mautern über den Strom, bemächtigen sich Wiens und der Eisenbahn bis zum Sömmering. Dann kommen die beiden Hälften der gespaltenen österreichischen Armee diesseit der steierischen Alpen nicht wieder zusammen.

Die Italiener müssen jedenfalls einen bedeutenden Theil der österreichischen Armee beschäftigen und festhalten. Damit sie nicht etwa durch das Festungs-Viereck und wenige Truppen aufgehalten werden, müssen sie veranlaßt werden sich nicht auf Alessandria und Genua, sondern auf Ancona, Ferrara und ihre Flotte zu basiren, das Festungs-Viereck am unteren Po und der unteren Etsch zu umgehen, die italienische Armee Oesterreichs womöglich nach Tirol hineinzuwerfen und zu dem Rückzug durch das Pusterthal zu zwingen — selbst nach Triest zu eilen und sich dort, wo wir ihnen die Hand reichen können, eine neue Basis zu schaffen.

16. April. Major Verdy führte mich in ein besonderes Zimmer und machte die Thür hinter uns zu. Moltke hat seinen Offizieren von meiner Denkschrift gesprochen und sich sehr anerkennend darüber ausgesprochen. Die allgemeinen Verhältnisse lägen etwas anders, als ich vorausgesetzt habe, der Plan müsse demnach in mancher Beziehung modificirt werden; — die Denk-

schrift enthalte aber so viel Gutes, daß sie dem ungeachtet sehr gut benutzt werden könne.

17. April. Abends bei Moltke in seinem Cabinet; ein langes Gespräch. Die militärische Zuversicht (so scheint es) entspricht nicht der Kühnheit der politischen Pläne. Man traut sich nicht so viel zu, wie man müßte, wenn solche Pläne ausgeführt werden sollen, wie diejenigen Bismarcks sind — und diese Entdeckung stimmt mich tief herab!

Moltke sagt: man will hier bei uns den Krieg nicht; — man will ihn wahrscheinlich auch in Wien nicht — doch aber kann es dazu kommen; gegenseitige Gereiztheit, diplomatische Schritte, die von ihr eingegeben sind und sie steigern, können dahin führen; — „drifting into war!" — Das kann um so eher geschehen, da der Kaiser Franz Joseph persönlich sehr gereizt ist.

Moltke fährt dann fort: Ihr Operationsplan ist an sich der richtige — aber die Machtverhältnisse liegen anders, als Sie gedacht haben. — Wenn wir die Ueberlegenheit hätten und die Initiative, dann wäre Ihre Operations-Linie auf Wien die richtige. — Aber Oesterreich ist sehr stark; viel stärker als Sie angenommen haben — und hat (wie sich implicite ergiebt) die Initiative. — Die Oesterreicher können 240,000 Mann gegen uns in das Feld stellen; — vorausgesetzt, daß sie ihre Armee in Italien nicht zu verstärken brauchen, und vorausgesetzt, daß sie alle Truppen aus Ungarn herausziehen können. Um das zu können, werden sie natürlich den Ungarn „mit vollen Händen Concessionen machen" — wenn auch ohne Zweifel mit dem stillen Vorbehalt, sie später einmal bei guter Gelegenheit wieder zurückzunehmen.

(NB. Offenbar legt man großen, wie mir scheinen will, zu großen Werth darauf, den Friedensbruch, den Angriff, Oesterreich zuzuschieben — möglicher Weise ist der König nur auf diese Weise in den Krieg zu führen.)

In der Discussion war ich sehr ungünstig gestellt; denn wenn er, der Chef des Generalstabes, der alle Berichte in Händen hat, mir sagt, die Oesterreicher seien viel stärker, als ich angenommen habe, und hätten 240,000 Mann im Felde, so muß ich ihm das wohl gelten lassen.

Zu den 240,000 Mann erlaubte ich mir indessen die Bemerkung: „auf dem Papier!" und erinnerte an die alte Erfahrung, daß 240,000 Mann in den Listen noch lange nicht 240,000 Mann auf dem Schlachtfelde sind.

Aber das ging vorüber ohne Eindruck zu machen. Dagegen gab Moltke zu, daß die Oesterreicher, namentlich was die Infanterie anbetrifft, in ihrer militärischen Ausbildung gegen uns aller Wahrscheinlichkeit nach weit zurückstehen. — Ich berechnete nämlich, daß die Mannschaften der österreichischen Infanterie-Regimenter nicht mehr als höchstens 1¼ Jahr bei der Fahne gedient haben können. Bei einem Präsenzstande von nicht mehr als 54 Mann per Compagnie ist die Ausbildung einer für die Kriegsstärke genügenden Anzahl Reservisten und Urlauber nur unter dieser Bedingung möglich. Der innere Werth der österreichischen Truppen kann demnach nicht sehr hoch angeschlagen werden.

Moltke blieb aber dabei, daß Oesterreich die Initiative habe und fuhr fort: Eine Avantgarde von 54,000 Mann ist bereits im nördlichen Böhmen vereinigt — wir sind auf die Abwehr angewiesen. — Gewiß wird Oesterreich nicht den Versuch machen Schlesien zu erobern; es wird „suchen einen Stoß in das Herz der Monarchie zu führen" — also durch die Lausitz auf Berlin vorzudringen. Diesem Stoß zu begegnen müssen wir unsere ganze Armee in der Oberlausitz versammeln, und nur ein Corps in Oberschlesien lassen, um die einzige Verbindungs-Linie der Oesterreicher — (die Eisenbahn von Wien nach Löbau ohne Zweifel) — zu bedrohen. — Wenn wir unsere Hauptmacht in Oberschlesien vereinigen, „würden wir um vierzehn Tage später fertig" — denn wir haben dorthin nur eine einzige Eisenbahn — während uns für die Concentrirung in der Oberlausitz fünf verschiedene zu Gebote stehen.

(NB. Warum trauen wir uns die Berechtigung, „einen Stoß in das Herz der feindlichen Monarchie zu führen", nicht ebenso gut zu, wie wir sie bei den Oesterreichern voraussetzen? — Wir können so gut und besser darauf Anspruch machen wie die; es käme nur auf eine Ueberlegenheit des Willens und des Selbstvertrauens an!)

Das Einzige, was Moltke mir unbedingt und ohne Einschränkung

gelten läßt, ist mein Entwurf für die Armee Italiens. — Ich hätte Recht; damit sie nicht durch das Festungsviereck und verhältnißmäßig wenige Feldtruppen neutralisirt werden kann, muß sie sich auf Ferrara-Bologna-Ancona und die Flotte basiren. — „Sie haben einen sehr richtigen Blick!" flocht Moltke ein —: die Armee muß das Festungs-Viereck an dem unteren Po und der unteren Etsch umgehen — und nach Vicenza vordringen. Dort müssen es dann die Italiener auf eine entscheidende Schlacht ankommen lassen: „wenn sie das nicht können — dann sollen sie ganz zu Hause bleiben!" — Ihre Truppen sind wahrscheinlich sehr viel weniger tüchtig als die österreichischen, dagegen an Zahl gewiß bedeutend überlegen.

Die Schlacht bei Vicenza aber denkt sich Moltke unter Bedingungen geliefert, die mir sehr unwahrscheinlich vorkommen. Er setzt voraus, die österreichische Armee, ursprünglich in dem Festungs-Viereck aufgestellt, werde sich auch in dem Augenblick, wo die Italiener Vicenza erreichen, noch dort befinden.

(NB. Nach meiner Meinung werden die Oesterreicher wohl gewahr werden — bei Zeiten, — daß die Italiener ihre Hauptmacht um Bologna und Ferrara vereinigen, und dementsprechend die ihrige bei Padua concentriren — d. h. vor diesem Ort. Sie werden es — da man nicht voraussetzen kann, daß sie die Verbindung mit dem Festungs-Viereck ohne Weiteres aufgeben — wohl schon zwischen der Etsch, dem Oglio und dem Po auf hartnäckige Kämpfe ankommen lassen — und die Italiener werden wohl nach einem Sieg die Etsch erreichen. — Es wird dann darauf ankommen, die taktischen Verhältnisse schon auf dem Schlachtfelde so zu wenden, daß die österreichische Armee nicht über Legnago ausweichen, sich nicht zwischen Legnago und Venedig hinter der Etsch aufstellen kann — (über Legnago oder gar Padua meine ich) — sondern an die obere Etsch nach Verona zurückgedrängt werde. — Die Italiener müßten dann Padua besetzen und die bekannte Stellung von Caldiero gewinnen. — Aber ich wollte vor allen Dingen hören, wo Moltke's Pläne hinaus wollen, keineswegs aber die Schwierigkeiten häufen — und sagte nichts von alledem.)

Moltke: Bei Vicenza werden dann die Oesterreicher die italienische Armee aus dem Festungs-Viereck her angreifen; —

die Italiener müssen sie in das Festungs-Viereck zurückwerfen — „wenn sie das nicht können" u. s. w. — sie werden an Zahl sehr überlegen sein. — Die Oesterreicher können aber nicht in dem Festungs-Viereck bleiben — denn sie können dort nicht leben; — es bleibt ihnen nur die eine Verbindungslinie durch Tirol mit dem Innern der Monarchie, und auch die können die Italiener durch Streifschaaren gefährden, die durch das Gebirge den Garda-See umgehen. Sie müssen das Viereck verlassen und auf Rückzug bedacht sein.

Ich: Und es bleibt ihnen keine andere Rückzugslinie als die durch das Pusterthal — und dann haben die Italiener Triest ohne Kampf, denn sie kommen eher dort an als die Oesterreicher und finden keinen Widerstand.

Moltke: Sie haben dann keine Rückzugslinie, als durch das Pusterthal! (Er fügte aber nichts über Triest hinzu.)

Was meinen stillen Wunsch anbetrifft, verwendet, vielleicht zur italienischen Armee gesendet zu werden, so hat Moltke mich dem Grafen Bismarck als eine geeignete Persönlichkeit bezeichnet. — Weiter könne er in der Sache Nichts thun.

Wenn die Sachen so geführt werden, wie man sie jetzt ansieht, ist es wohl kaum möglich, zu einem großen Ergebniß zu kommen. —

Man versammelt die Armee in der Oberlausitz — hält sich auf der Vertheidigung und überläßt den Oesterreichern die Initiative. Selbst wenn wir bei Löbau eine Schlacht gewinnen, kann sich Nichts Großes daraus ergeben — besonders, wenn die Machtverhältnisse wirklich so liegen, wie angenommen wird. — Für uns ist damit nur eine reine, einfache Frontal-Verfolgung gewonnen; die Oesterreicher müßten es sehr ungeschickt anfangen, wenn sie ihren Rückzug nicht so einzurichten wüßten, daß ihnen die Verbindung mit Prag so gut wie die mit Wien gesichert bliebe. Sie weichen hinter die Iser zurück; — im besten Fall dann weiter hinter die Elbe zwischen Pardubitz und Collin. Da haben wir dann die österreichische Armee vor uns — Prag und Theresienstadt in der einen Flanke, Königgrätz und Josephstadt in der anderen, und keine Eisenbahn hinter uns, die wir benutzen könnten. Wie kommen wir weiter?

Ein Corps, das von Oberschlesien aus operirt, wird schwerlich ein großes Gewicht in die Wagschale werfen; es wird schwerlich die Eisenbahnlinie, die von Lundenburg über Brünn nach Wildenschwerdt führt, ernstlich gefährden können — ja, es können den Oesterreichern wohl schwerlich die Mittel fehlen, die Action eines solchen Corps gänzlich zu neutralisiren. Jedenfalls wird dieses Corps die österreichische Hauptarmee nicht zwingen können, eine Aufstellung an der Elbe aufzugeben und sich von dort zurückzuziehen. Denn eine solche Abtheilung kann ja nicht auf Wien losgehen, kann überhaupt nichts Entscheidendes unternehmen, worin eine zwingende Macht läge.

Es bleibt also gegen die Aufstellung zwischen Pardubitz und Collin wieder nichts übrig als der einfache und in diesem Fall schwierige Frontal-Angriff — und die Rückzugslinie der Oesterreicher ist auch hier wieder ungefährdet. —

Aber gesetzt auch, es gelänge uns, der österreichischen Hauptarmee nach einer bei Löbau gewonnenen Schlacht die rechte Flanke abzugewinnen und sie auf Prag zurückzudrängen —: was wäre selbst dadurch gewonnen? — Wir haben keine Macht, die auf Wien losgeht und durch ihre Operationen die österreichische Armee zwingen könnte Prag aufzugeben, um an die Donau zu eilen, zum Schutz der Punkte, von deren Besitz der strategische Zusammenhang der österreichischen Monarchie abhängt. — Eine preußische Armee aber, die auf die Lausitz basirt ist, kann nicht an Prag und der dort aufgestellten österreichischen Hauptarmee vorbeigehen, um gegen die Donau vorzurücken. Der Krieg kommt bei Prag zum Stehen.

Abgesehen also von dem nicht sehr wahrscheinlichen Fall, daß wir gleich zu Anfang eine Vernichtungs-Schlacht gewinnen — eine Schlacht wie die bei Leuthen oder Waterloo — führt uns ein so angelegter Feldzug lediglich in das nördliche Böhmen; er wird blutig, hartnäckig, verfällt in einen schleppenden Gang und läßt, eben weil er keine endgültige Entscheidung bringt, allen Combinationen fremder Mächte Zeit und Raum zur Einmischung.

Das ist keine erfreuliche Aussicht.

7. April. In der Wilhelms-Straße begegnet mir unser ehemaliger Hausgenosse, der Oberstlieutenant Veith vom Generalstab.

Der hatte meinen Operationsplan gelesen, was mich einigermaßen überraschte, denn ich glaubte nicht, daß dergleichen Gemeingut wäre im Generalstab — und er sprach mit einer Art von Begeisterung davon — wenn er auch meinte, die Machtverhältnisse seien anders, und deshalb könne nicht Alles so ausgeführt werden, wie da vorausgesetzt ist.

Aber das entschiedene „drauf", das in meinem Plan vorwalte, — daß ich gleich nach Mautern wolle, das hat ihm gar sehr zugesagt. Nebenher sprach er auch das eigentliche Bedenken aus, warum der Plan seiner Ansicht nach nicht durchgeführt werden kann; er sagte: „aber es gehören große Charaktere dazu, den Krieg in diesem Geist zu führen." —

Ich bin überzeugt, daß wir den Krieg in einer Weise führen können, die der Kühnheit der politischen Pläne entspricht. Wäre das nicht der Fall, dann dürften wir uns auch mit solchen politischen Plänen nicht tragen, wir hätten keinen berechtigten Anspruch darauf.

Oesterreichs Abrüstungs-Vorschlag. Bernhardi's erste Beziehung zu Bismarck und Reise nach Hannover.

18. April. Major v. Erhardt erzählte von dem eigenthümlichen Wesen des Münsterländer Adels.

Der steht noch ganz fremd in Preußen da und lebt in wunderlicher Weise in der Vergangenheit. — Erhardt war mit seinem Prinzen, als die 50jährige Vereinigung Westphalens mit Preußen gefeiert wurde, in dem schönsten Palast der Stadt Münster, bei Herrn v. Droste, einquartiert. — Da hing im Saal ein lebensgroßes Porträt Kaiser Karls VI., ganze Figur, und in allen Gemächern zahlreiche Bildnisse von Domherren und Bischöfen, aber nirgends etwas, das auf andere Lebens-Interessen gedeutet hätte; nirgends etwas Preußisches.

Frau v. Droste zeigte sich unzufrieden mit dem Benehmen des Königs und gestand auf Befragen, daß sie es sei; es mißfiel ihr,

daß der König ihren jüngeren Onkel, Galen, mehr berücksichtigte als dessen älteren Bruder, den Majorats-Herrn, der doch „nach unserer Auffassungsweise" viel vornehmer sei.

Erhardt stellte vor, der ältere Graf Galen sei doch nur ein reicher Gutsbesitzer — der jüngere dagegen sei Excellenz, ehemaliger Gesandter Preußens in Dresden und Madrid u. s. w. — Frau v. Droste erwiderte etwas geringschätzig: das möge wohl sein — aber — Excellenz! — was ist das? — das kann jeder werden! — Das Haupt des Hauses Galen steht nach Münsterländer Auffassung unermeßlich höher.

Die meisten der Herren sind päpstliche Kammerherren und erschienen an dem solennen Festtage mit dem päpstlichen Kammerherrn-Schlüssel, der an goldener Kette um den Hals getragen wird. Einer in der rothen päpstlichen Uniform, anstatt der preußischen ständischen.

20. April. Wahl des Prinzen Carl von Hohenzollern zum Fürsten der Walachei und Moldau. Sie darf nicht ohne Weiteres abgelehnt werden, weil Napoleon III. sie natürlich veranlaßt hat. Er hat es wohl gethan, um seine Stellung in dem preußisch-österreichischen Conflict zu kennzeichnen, und eben deshalb hat sie in Wien außerordentlich mißfallen.

21. April. Zu dem Major v. Erhardt. Er zeigt sich sehr beunruhigt in Beziehung auf die Politik und erzählt mir das Neueste vom Tage: Oesterreich erklärt sich bereit zuerst abzurüsten, wenn Preußen sich verpflichtet dasselbe zu thun. Der König ist darüber hoch erfreut; er scheint ganz zu übersehen, daß damit in der That gar Nichts gethan ist, daß der eigentliche Zwist, die eigentliche Streitfrage ganz auf dem alten Punkt bleiben und der Lösung nicht um einen Schritt näher geführt werden. Er sieht darin einen großen Erfolg, einen großen Triumph der preußischen Politik, und scheint geneigt sich der Täuschung hinzugeben, daß nun die Dinge im Wesentlichen geordnet seien.

Der Prinz Carl vollends scheint die Sache so anzusehen oder wenigstens so darstellen zu wollen. Er hat dem Major Erhardt und seinen sonstigen Offizieren den Inhalt der österreichischen Depesche mitgetheilt — heute früh — indem er dazu bemerkte: „nun ist Alles

gut, Alles beigelegt!" — und er scheint unangenehm überrascht gewesen zu sein, als er bemerken mußte, daß seine Offiziere sehr lange Gesichter dazu machten.

Abends bei dem russischen Staatsrath Grimm in Gesellschaft. Es war auch eine Tochter des Maestro Meyerbeer darunter. Grimm machte mich auf die Toleranz aufmerksam, die in dem Hause herrschte. Die älteste Tochter des Maestro (Frau v. Korff) ist protestantischer Religion; — die zweite katholischer; die jüngste ist vorläufig noch Jüdin. (Vielleicht dient ihr die jüdische Religion als religion d'attente, wie in Burgund Jungfrauen einen zur Hälfte leeren Schild, als armoiries d'attente, zu führen pflegten; sie will sich nicht bekehren lassen, als bis sie weiß, von welcher Religion der „Zukünftige" sein wird, um sich nicht durch eine übereilte Bekehrung im entscheidenden Augenblick in der unrechten Kirche zu befinden.)

22. April. Zu G. Beseler, blos weil ich ihn lange nicht gesehen hatte; mein Besuch wurde auch sehr wohl aufgenommen.

Ein anderes Gespräch als über die Zeitläufte ist kaum möglich. Beseler sieht sehr schwarz: er glaubt nicht an Krieg, weil er nicht an die Festigkeit des Königs glaubt. Er weiß, seit Sonnabend schwankt der König und neigt zum Nachgeben und Frieden — seit Sonnabend, d. h. seit dem Eintreffen der österreichischen Botschaft, die für eine friedliche gehalten wird, obgleich sie in der That Nichts besagt. Diese Stimmung wird gesteigert durch den Prinzen Carl, der bemüht ist, sie in seinem Sinn auszubeuten. Der Prinz Carl „boudirt" Bismarck ganz unverhohlen, seitdem dieser das deutsche Parlament auf seine Fahne geschrieben hat. Kurz, Beseler glaubt, Bismarck wird weichen — seine Entlassung nehmen — man wird einlenken und „die Sache wird im Sande verlaufen".

Das sei zwar allerdings zu beklagen, aber doch vielleicht besser als ein energisches Vorschreiten, denn wie die Sachen bei uns stehen, sei doch nicht auf etwas Anderes zu rechnen, als auf eine lahme Kriegführung ohne Energie. Erfolge einer kühneren Politik können doch nur von einer kühnen und großartigen Kriegführung erwartet werden, und die sei nicht zu hoffen. Er habe neuerdings Clausewitz gelesen, und sich aus dessen Werken das Eine abstrahirt, daß es „der Nieder-

schlag eines großen Charakters" ist, der den Feldherrn macht, und wo seien bei uns die großen Charaktere?

Auch sei manches Andere schlecht eingeleitet, namentlich in den Elb-Herzogthümern. Es sei sehr zu bedauern, daß man die Regimenter herausgezogen hat, die den Feldzug mitgemacht hatten; denen kam das Land mit Dankbarkeit entgegen, sie hatten sich mit den Einwohnern befreundet — das Verhältniß war das allerbeste, und wenn man sie dort ließ, machten diese Regimenter Propaganda für Preußen. Anstatt dessen hat man andere hingeschickt, die dem Lande fremd waren.

Außerdem hat der Civilkommissar Zedlitz auf die allerverkehrteste Weise operirt. Die nationale Partei, auf die sich Preußen stützen mußte, hat er aus reactionärem Dünkel von sich gestoßen, weil sie ihm demokratisch vorkam. Anstatt dessen hat er Leute an sich gezogen, die sich zu Spionirereien, Denuncirungen, elendem polizeilichem Treiben brauchen ließen oder gar dazu anboten, „und so gab es bald keinen schlechten Kerl in den Herzogthümern, der nicht von Zedlitz protegirt und angestellt war". Die Stimmung in den Herzogthümern ist in Folge dessen ganz entschieden anti-preußisch.

(NB. Er hat das Land zuletzt vor anderthalb Jahren gesehen. Seitdem — d. h. seitdem Schleswig ausschließlich unter preußischer Verwaltung steht — sollen sich die Dinge dort, wenn auch nicht in Holstein, in dieser Beziehung um etwas — Sanguiniker behaupten sogar bedeutend — gebessert haben.)

Unter diesen Umständen hält Beseler den Augustenburger — seine Einsetzung in den Herzogthümern — jetzt wieder, vor der Hand wenigstens und wenn auch nur als Uebergang, für eine Nothwendigkeit; das sei freilich schlimm auch für die Herzogthümer selbst. „Aber", rief er mit plötzlicher Heftigkeit aus: „man ist ja nicht verpflichtet die Herzogthümer glücklich zu machen! — habeant sibi! — nach zehn Jahren werden sie ihres Herzogs schon überdrüssig sein!"

Im Ganzen machte mir das Alles das Herz noch schwerer.

Zu Haus und früh zu Bett, blos weil ich mich in meiner Stimmung kaum fähig fühlte, mich zu beschäftigen — und dann weil

Tristram Shandy entschieden Recht hat: der Mensch erträgt Seelenleiden am besten in liegender Stellung!

23. April. General Brandt war früh bei mir und wollte orientirt sein; ich wußte ihm eben auch nicht viel zu sagen und konnte nur seine Sorgen theilen.

Während er noch da war, kam Professor Giesebrecht zu mir, der in München an Sybels Stelle getreten ist.

Er ist auf wenige Tage hier — und sehr verwundert über die ruhige Stimmung, das stille, geräuschlose Wesen, das er hier wahrnimmt, während im südlichen Deutschland, namentlich in Bayern, Alles in Feuer und Flammen ist, Alles von leidenschaftlichem Säbelgerassel erfüllt und von leidenschaftlichem Verlangen nach Krieg mit Preußen beseelt. — Er schilderte uns die bayrischen Rüstungen in den lebhaftesten Farben — und war sehr verwundert, daß uns das Alles gar nicht imponiren wollte. Er scheint wirklich erwartet zu haben, man werde sich hier vor Bayern fürchten.

Brandt fragte, ob er nicht vielleicht die drei Batterien gesehen habe, die vor kurzem durch die Friedrichsstraße marschirt seien? — Nein! — Schade; in demselben mustergültigen Zustand wie diese drei Batterien sei die ganze preußische Armee! — Ich erlaubte mir zu bemerken, daß uns der Zustand der bayrischen Armee und ihr mäßiger militärischer Werth hinlänglich bekannt sei.

Dann gab sich Giesebrecht als geborenen Preußen und sehr entschiedenen preußischen Patrioten zu erkennen, wollte aber als solcher den Krieg unbegreiflich finden. Wozu? — fragte er; in dreißig Jahren werde Preußen ganz von selbst an der Spitze Deutschlands stehen.

Max Duncker bei mir. Seine gestrige Conferenz mit Bismarck. Sehr merkwürdig; — Bismarck fängt mit dem Geständniß an, daß er die Sache nicht weiter führen könne. Mit ihrer Depesche vom 7. April mußte man nach seiner Meinung die Oesterreicher „fassen" — um den Inhalt dieser Depesche mußte man den Bruch herbeiführen; darauf war die Antwort auch eingerichtet — aber der König hat, gegen Bismarcks Willen, am Schluß die Clausel eingefügt: man wolle bei alledem die Rüstungen

in Preußen wieder rückgängig machen, wenn Oesterreich zuerst abrüste. Damit war den Oesterreichern ein Ausweg geöffnet, und sie haben ihn benutzt! —

Nun schwankt der König, wie Bismarck ganz unverhohlen erklärt; man hat auf die Vorschläge Oesterreichs eingehen müssen; nur mit Mühe hat es Bismarck dahin gebracht, daß die Zustimmung einigermaßen vorsichtig verklausulirt worden ist; — daß man erklärt hat Zug um Zug in demselben Maß abrüsten zu wollen wie Oesterreich, aber nicht eher damit beginnen werde, als bis man authentisch wisse, daß von Seiten Oesterreichs wirklich die getroffenen Maßregeln rückgängig gemacht worden sind, und in welchem Maß.

Bismarck hofft nun, daß Oesterreich diese Bedingungen nicht annehmen wird — aber er nennt das selbst eine schwache Hoffnung.

Bismarck erklärt sich bereit zurückzutreten und die Führung der Geschäfte einem liberalen Ministerium zu überlassen, wenn ein solches Ministerium die Sache weiter zu führen vermöge. Aber er fragt: ist ein liberales Ministerium in diesem Augenblick möglich und vermag es „die Sache weiter zu führen"?

Max Duncker erwidert: es komme darauf an einen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zu finden; davon hänge die Möglichkeit ab; der sei jetzt vor Allem wichtig; das Uebrige würde sich geben.

Nun ja! meint Bismarck, aber wer soll dieser Minister sein? — etwa Usedom? der sei „ein liebeswürdiger Conversations-Minister" und Nichts weiter; der habe nicht den Grad von Energie, den die jetzigen Verhältnisse fordern.

Das muß Max Duncker zugeben, und so scheint sich denn schließlich zu ergeben, daß ein liberales Ministerium eben nicht möglich sei.

Bismarck kommt dann darauf, daß man die Bevölkerung Deutschlands für die Bundes-Reform und das deutsche Parlament in Bewegung zu setzen suchen müsse. Im südlichen Deutschland werde die Sache wohl gehen; die dortigen Liberalen würden die Sache wohl ganz von selbst aufnehmen, weil sie dem entspreche, was sie beständig fordern. — Die Kurhessen gehen auch mit, weil ihnen in ihrer traurigen Lage

Alles erwünscht ist, was eine Veränderung verspricht —: aber Hannover! wie steht es da? — Es wäre wünschenswerth, wenn man Herrn v. Bennigsen gewinnen und bestimmen könnte sich der Sache anzunehmen und sie dort in Gang zu bringen. Ob Max Duncker sich mit ihm zu solchem Ende in Verbindung setzen könne?

Nein! seine Stellung beim Kronprinzen gestatte ihm nicht sich darauf oder überhaupt in eine politische Action einzulassen.

Nun verlangt Max Duncker von mir, ich soll mit Roon sprechen — aber sofort, noch heute! — Ich soll die Minister zur Standhaftigkeit ermahnen; soll ihnen vorhalten, daß sie unmöglich nach „Olmütz gehen können" — daß sie aber gar wohl „einen Trumpf darauf setzen können", daß der König in der eingeschlagenen Richtung einer energischen Politik bleibe; — daß sie gar wohl „einen Druck" auf den König ausüben können, indem sie damit drohen ihren Abschied einzureichen, da der König sie in diesem Augenblick gar nicht entbehren und entlassen kann. — Außerdem schlägt mir Max Duncker vor, ich soll mich erbieten nach Hannover zu reisen und mit Bennigsen zu sprechen. Das bin ich sehr geneigt zu thun.

Dann erzählte mir mein Freund auch seine heutige Conferenz mit dem Kronprinzen. Der ist und bleibt durchaus augustenburgisch gesinnt, gegen Bismarck u. s. w.

Duncker will seine Stellung bei dem Kronprinzen aufgeben, so wie die gegenwärtige Krisis vorüber ist. Das thut mir herzlich leid — denn ich verliere ihn damit wahrscheinlich aus meiner Nähe — aber ich kann es nicht tadeln. Eine Stellung, in der er Nichts vermag, in der er den wirklichen Einfluß doch einem Stockmar und Friedberg überlassen muß, ist seiner nicht würdig — und, da er doch Nichts über den Kronprinzen vermag, keinen Einfluß auf dessen Ansichten, auf dessen künftiges Thun und Lassen üben kann, ist es natürlich, daß er auch nicht dafür verantwortlich sein will.

Ich ging dann zu Roon, fand ihn aber nicht zu Hause und sagte mich für den andern Tag an. Als ich dann zu Max Duncker zurückkehrte, um ihm das zu sagen, fand ich ihn, den ich nicht gerade niedergeschlagen — denn das ist er eigentlich nie — wohl aber sehr besorgt verlassen hatte, in einer gehobenen Stimmung. Die Abendzeitungen

hatten ihn in diese Stimmung versetzt. „Die Italiener rüsten", sagte er mir hocherfreut — „nun können die Oesterreicher nicht abrüsten" — und der ganze Schriftwechsel, der uns so viel Bedenken erregte, bleibt ganz ohne Ergebniß.

24. April. Um 10 Uhr zu Roon. Ich komme, um meine Dienste anzubieten, da in dieser ernsten Zeit wohl ein Jeder aufgefordert ist zu thun, was er kann. Ich habe erfahren, daß der König seit Sonnabend schwankend geworden ist.

Roon: Wer sagt das? — Das ist nicht der Fall! — Der König ist fest; im Gegentheil, Roon selbst hat noch gestern einen wahren Zorn-Ausbruch des Königs erlebt über die Berechnungen, die auf seine vorausgesetzte Schwäche speculiren. — Ebenso ist vollkommen unbegründet, was man von einer Meinungs-Verschiedenheit zwischen dem König und Bismarck, „zwischen Herrn und Diener vermuthet." Der König ist vollkommen einverstanden mit Herrn v. Bismarck.

Ich: Das ist mir eine große Beruhigung; denn jedes Zurückweichen wäre jetzt unbedingt verderblich.

Roon (mit großer Zuversicht): Davon ist nicht die Rede; es **muß** gehen und es **wird** gehen.

Ich: Herr v. Bismarck hat nun den Gedanken an eine Reform des deutschen Bundes ausgesprochen; wenn das zu irgend etwas führen soll, wird es nöthig sein, die liberale Partei in Deutschland außerhalb Preußens zu Hülfe zu nehmen, damit die Sache nicht durch die Regierungen in's Stocken gebracht wird, deren böser Wille nicht zweifelhaft ist. Das südliche Deutschland wird aller Wahrscheinlichkeit nach ganz von selbst auf die Sache eingehen. Außerdem kommt Herr v. Roggenbach in diesen Tagen hierher — Herr v. Treitschke ist bereits seit mehreren Tagen hier — mit denen läßt sich darüber sprechen. Aber auch Hannover kommt in Betracht; dort werden die Dinge sich jedenfalls nicht ganz von selbst machen. Es könnte von Nutzen sein sich mit Herrn v. Bennigsen in Verbindung zu setzen, um seinen Einfluß dafür zu gewinnen. Herr v. Bismarck kann das nicht thun, seine Stellung erlaubt ihm das nicht, das versteht sich von selbst; es muß es ein Privatmann thun, der ganz unabhängig dasteht, in keinen Be-

ziehungen zu der Regierung steht. Ich bin dazu erbötig. Wenn Herrn v. Bismarck dadurch ein Dienst geschieht, bin ich gern bereit nach Hannover zu reisen und mit Herrn v. Bennigsen zu sprechen.

Roon hat eine geringe Meinung von Bennigsen und glaubt auch, daß dessen Einfluß auf die Partei nicht mehr der frühere ist, daß er in der That nicht mehr sehr weit reicht; wird aber doch mit Bismarck darüber sprechen und mir dann Bescheid sagen.

Das Gespräch wendet sich auf die allgemeinen Angelegenheiten zurück, und es zeigt sich, daß die Zuversicht doch nicht ganz so entschieden ist, als anfänglich zur Schau getragen wurde; es zeigen sich sogar Besorgnisse!

Roon bedauert, daß Bismarck krank ist; — das ist ein schlimmer Umstand! — Wenn er an der Spitze der Geschäfte bleiben kann und bleibt, dann wird es gehen — muß er aber zurücktreten, dann kann man für Nichts stehen! —

Ich: Sie wissen, daß ich immer vollkommen offen mit Ihnen spreche — meine Mittheilungen können ja auch nur Werth für Sie haben, insofern ich das thue — und so will ich denn auch jetzt ganz offen sagen, daß ich keineswegs mit Allem einverstanden bin, was geschehen ist; es sind Fehler begangen worden, die nach meiner Meinung besser unterblieben wären.

Roon (wirft dazwischen): Ja, wer begeht nicht Fehler!

Ich: Aber jetzt treten diese Dinge jedenfalls in den Hintergrund; jetzt kommt es darauf an, daß Herr v. Bismarck seine Stellung behauptet und seine Politik durchführt. Wenn er zurücktreten muß, und in der äußeren Politik nachgegeben wird, dann treiben wir haltungslos auf die Revolution zu.

Aber es können sehr energische Entschlüsse nothwendig werden — sehr große! Ist Herr v. Bismarck auch gewiß, daß der Entschluß nicht im entscheidenden Augenblick versagen wird?

Roon: Sie wollen sagen, ob die Nerven des Königs auch fest genug sein werden! — Ich glaube ja!

Ich: Es wird von vielen Seiten her daran gearbeitet, ihn wankend zu machen.

Roon: Ja leider von gar vielen Seiten her, in seiner unmittel-

baren Nähe — und von Seiten her, von wo er Unterstützung und Ermuthigung erwarten sollte.

Ich: Namentlich ist eine gewisse Coterie in störender Weise thätig, die mein Freund Droysen etwas unästhetisch die Wanzen nennt, die sich in den königlichen Schlössern eingenistet haben.

Roon: „Ja! diese Haus- und Familien-Wanzen!" — Er fragte dann nach Treitschke und sprach den Wunsch aus ihn kennen zu lernen. „Das kann ich vermitteln." —

Im Archiv Kehler gesprochen. Der sagt mir: die eigentlichen Junker, die ganz correcten oder extremen Anhänger der Kreuz-Zeitung, sind wüthend über Bismarck, Herr v. Gerlach natürlich an der Spitze. Das deutsche Parlament, das er auf seine Fahne geschrieben hat, und das allgemeine Stimmrecht, das sind die Dinge, die ihnen gar nicht gefallen wollen. Läßt sich denken.

Abends werde ich wieder zu Roon beschieden. — Gehe zu ihm. Er hat Bismarck bereits gesehen: Bismarck acceptirt mein Anerbieten nach Hannover zu reisen und wünscht mich vorher zu sehen. — Gehe zu Max Duncker ihm das zu sagen; er ist sehr darüber erfreut; erzählt: Gruner giebt sich große Mühe die Königin hier in Berlin zurückzuhalten. Er möchte sie gern bereden ihre Abreise nach Baden und an den Rhein zu verschieben, bis die Krisis vorüber ist!

27. April. Billet von Bismarck; zu ihm beschieden. — Um 1 Uhr zu Bismarck. Im Saal finde ich einen Fremden, der schon seit einiger Zeit zu warten scheint; einen ganz hübschen Mann von etwa 40 Jahren. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an über die kostbaren chinesischen Tapeten des Saals, die ich früher nie bemerkt hatte. — Nach einiger Zeit geht der Geheime Legationsrath und vortragende Rath Hepke durch den Saal — tritt an den Fremden heran und fragt, ob er noch den Vorzug habe, von ihm gekannt zu sein. Der Fremde antwortet höflich, weiß sich seiner sehr wohl zu erinnern — u. s. w. — in dem Augenblick wird er in Bismarcks Cabinet entboten.

Ich frage, wer der Fremde ist? — „Ja, wenn ich Ihnen das sagen soll!" antwortete Hepke und zuckte die Achseln: „ich habe den

Mann irgendwo in Süddeutschland gesehen — aber wo — und wann — das weiß ich nicht; — und wenn ich sagen soll wie er heißt" — und er zuckte von Neuem die Achseln.

Bismarck läßt sich entschuldigen, daß er mich warten läßt. — Nach längerer Zeit, wie ich dann in das Cabinet beschieden werde, begegnet mir der Fremde, der eben heraustritt, und redet mich, indem er mir die Hand bietet, mit den Worten an: „Ich habe soeben vom Grafen Bismarck erfahren, wer Sie sind — es freut mich sehr, daß ich Sie bei dieser Gelegenheit kennen lerne; — aus Ihren Werken kenne ich Sie schon lange: ich heiße Roggenbach!"

Stundenlanges Gespräch mit Bismarck, unter vier Augen — sein Arbeitstisch zwischen uns. Offenbar ist es ihm weniger um die besondere Mission zu thun, die ich in diesem Augenblick übernehme, als darum, mich im Allgemeinen zu instruiren. — Ich fand demnach kaum Gelegenheit flüchtig anzudeuten, in welcher Weise ich Herrn v. Bennigsen gegenüber aufzutreten, was ich ihm zu sagen gedenke — das wurde Alles leichthin gebilligt — und Bismarck ging sofort auf die allgemeinen Verhältnisse über. Von denen sprach er mit einer Offenheit, die mich in Erstaunen setzte — besonders einem Menschen gegenüber, mit dem er zum ersten Mal im Leben ein wirkliches Gespräch hatte, den er in der That noch gar nicht kannte. Seine freimüthige Art, sich über die Person des Königs zu äußern, setzte mich dabei am meisten in Verwunderung.

Zuerst und vor Allem suchte er mich davon zu überzeugen, daß er nicht durch persönliche Rücksichten bestimmt wird oder durch Berechnungen eines trivialen Ehrgeizes; daß es ihm nicht etwa darum zu thun ist sich in seiner Stellung zu behaupten oder dergleichen — sondern lediglich um die Sache, um Preußens Größe und Macht. Dabei, meint er, sollten ihn die Liberalen unterstützen, wenn sie irgend verständig wären, sie sollten sich keine Sorgen machen „um das bischen Liberalismus", das sie dabei etwa einbüßen; das will wenig bedeuten! — Das holen sie nachher in sechs Wochen wieder ein unter dem ersten besten liberalen Ministerium — und jedenfalls werde unter dem Kronprinzen ein anderes Regiment eintreten. — Was ihn, Bismarck, betrifft, so könne es wohl sein, daß er nicht im

Stande sein werde, das begonnene Werk zu vollenden — daß er zurücktreten müsse, und er würde das ganz gerne thun, würde ganz gern die Sache in die Hände eines liberalen Ministeriums legen, — wenn er nur hoffen könnte, daß dieses liberale Ministerium im Stande sein werde sie mit Erfolg zu Ende zu führen. Aber wo sind die Leute dazu, wo sind die liberalen Minister, von denen man so etwas erwarten könnte? — wer sind sie? — Schwerin sei doch wahrlich nicht der Mann.

Ich: Fach-Minister ließen sich allenfalls finden; aber es käme jetzt vor Allem auf den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten an, und der wäre kaum zu finden; der fehlt.

Bismarck: Eben! so ist es! — und wer sollte dieser Minister sein? — Usedom? — Der ist ein Konversations-Minister; ein liebenswürdiger Feuilletonist, eine geistreiche Dame. Oder etwa Goltz? — Nun, der ist zänkisch und schwankend. Er weiß sich mit Niemand zu vertragen und sieht die Dinge von einem Tage zum andern in sehr verschiedenem Licht; bald überschwänglich zuversichtlich und hoffnungsvoll, bald wieder ganz entmuthigt, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" — so sind seine Berichte aus Paris von einer Woche zur anderen verschieden wie Tag und Nacht. Dann aber auch könnte ein liberales Ministerium den König, der ihm nie ganz trauen würde, noch weniger als er, Bismarck, zu den energischen Entschlüssen bewegen, die gefaßt werden müssen, und die Sache würde an dem Könige scheitern.

Was das Nächste anbetrifft, soll ich die Leute, mit denen ich spreche, nur ja vor allen Dingen davon zu überzeugen suchen, daß die Forderung einer Bundes-Reform, die er ausgesprochen hat, keineswegs „ein Noth-Schuß" sei; nicht etwa ein bloßes Auskunfts-Mittel, zu dem er in der Verlegenheit gegriffen habe, um herauszukommen, sondern: „ein Programm." Die Bundes-Reform ist ein Plan, der bei ihm schon seit lange feststeht, seitdem er politisch mündig geworden ist. — Politisch mündig sei er allerdings nicht gewesen, als er vom Lande aus in das öffentliche Leben eintrat. Damals habe er sich allerdings das Wesen der conservativen Interessen und die Politik Oesterreichs ganz anders gedacht, als sie seien; er

habe geglaubt, daß ein redliches Zusammengehen mit Oesterreich möglich und die Bedingung der Macht und Sicherheit Deutschlands und der Ruhe Europas seien. Aber als Gesandter am Bundestag habe er sich bald überzeugt, daß von einem solchen Zusammengehen nicht die Rede sein könne, weil Oesterreich eben nicht redlich sei in seinen Beziehungen zu Preußen, weil Oesterreichs Politik Preußen gegenüber eine Politik der Mißgunst sei. Seitdem er das eingesehen hat, ist die Reform des Bundes und das deutsche Parlament sein Programm. Das soll ich auch Bennigsen sagen.

Ich: Das kann ich nicht sagen; denn wenn ich es sage, spreche ich nicht als ein unabhängiger Mann, der außer allen Beziehungen zu der Regierung steht, wie ich doch will und muß; ich spreche dann als Ihr Vertrauter; denn woher kann ich das wissen, als eben von Ihnen selbst?

Bismarck: Nun! Sie wissen es sonst irgendwoher!

Ich: Worauf, auf welches Zeugniß kann ich mich dann aber berufen? — Ich muß mich doch auf irgend eine bestimmte Autorität berufen, wenn die Sache irgend welches Gewicht, irgend eine Authenticität und Bedeutung haben soll.

Bismarck (antwortet darauf nicht eigentlich, sondern erzählt): Als der Fürst Hohenzollern und Rudolf Auerswald an der Spitze der Geschäfte standen, wünschten sie einmal Bismarck, der Gesandter am Bundestage war, zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zu haben. (NB. Das klingt seltsam, aber sie waren allerdings Schleinitz und seine Schwäche nach den Erfahrungen von 1859 sehr entschieden überdrüssig; daß sie sich nach einem anderen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten wirklich umsahen, dessen glaube ich mich zu erinnern — vielleicht wollten sie Bismarck mit sich verbinden, weil sie von ihm verdrängt zu werden fürchteten.) — Bismarck wurde deshalb hier nach Berlin und dann eines Tages mit Hohenzollern, R. Auerswald und Schleinitz zusammen zum König beschieden. Hier setzte Bismarck seinen Bundes-Reform- und Parlaments-Plan auseinander; — Schleinitz sprach dagegen und erklärte sich für „Zusammengehen und Bündniß mit Oesterreich". — Der König entschied sich „für jetzt" für diese letztere Ansicht, und Bismarck wurde von Frankfurt a. M. weg nach Petersburg versetzt.

Ich: Nun ist es gut! — nun kann ich mich auf meinen verstorbenen Freund Rudolf Auerswald berufen.

Bismarck kommt darauf zurück, daß er vielleicht zurücktreten müsse, denn er frage sich, ob er den König zu den energischen Entschlüssen werde bringen können, die nöthig seien. Bei den vielerlei Einflüssen, die sich geltend machen — und zwar von Seiten der Personen, die dem König am nächsten stehen — sei das sehr fraglich. Gerade die besten Eigenschaften des Königs, seine Milde, seine Scheu vor dem Jammer, den ein Krieg herbeiführt — die sind ihm da im Wege. — „Und seine passive Zustimmung genügt mir nicht!" — Der König muß entschlossen activ einschreiten und eingreifen im Sinn der verlangten Politik. Nun halte er, Bismarck, es allerdings für unzulässig seine Demission zu geben, blos weil er etwa den König nicht unbedingt für seine Vorschläge gewinnen könne; er würde das also nicht leichthin thun — „aber es giebt doch Dinge, zu denen ich meinen Namen nicht hergebe" — und tritt der Fall ein, so scheidet er aus dem Ministerium.

Ich: Das ist natürlich und kann nicht anders erwartet werden. Die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes müßte, wie die Sachen jetzt liegen, durchaus vermieden werden. Denn wenn Sie jetzt gerade zurücktreten müssen, treiben wir haltlos und rettungslos der Revolution zu.

Bismarck entließ mich mit dem Wunsch, daß ich gleich wieder zu ihm komme, wenn ich aus Hannover zurückgekehrt bin, ihm zu sagen „wie dort die Karten liegen".

Er macht einen eigenthümlichen Eindruck, dieser Bismarck; er ist jedenfalls was man ein Original zu nennen pflegt — aber er imponirt bei alledem. Man wird bald gewahr, daß man es nicht mit einem gewöhnlichen Menschen zu thun hat — und daß er viel höher steht, als die vulgäre öffentliche Meinung ihn taxirt. Sein Ehrgeiz ist nicht von der gewöhnlichen, trivialen Art; es liegt ihm nicht sowohl daran etwas vorzustellen, wie man das zu nennen pflegt, — als daran, etwas Mannhaftes zu leisten in der Welt; es ist ihm weniger um seine Stellung und seine Person als um Preußen und Deutschland zu thun.

Abreise schon im Abenddunkel nach Hannover. Gesellschaft im Eisenbahnwagen: ein junger Mann aus Cöln. — Der hörte nicht gern, daß seine Vaterstadt der preußischen Herrschaft sehr viel verdanke — wiewohl ich die Sache schonend so wendete, daß die Verhältnisse, in welche die Vereinigung mit Preußen die Stadt versetzt hat, als das eigentlich wirksame Moment hervortraten, nicht die Thätigkeit der Regierung — und wiewohl er selbst gestehen mußte, daß Cöln unter französischer Herrschaft zu einem elenden Bettlernest herabgesunken war. — Dann war da ein kleiner tapferer Jude, ein Handlungsdiener, der eben von Leipzig zurückkam und erklärte, es sei da dieses Jahr eigentlich gar keine Messe gewesen, Geschäfte seien so gut wie gar keine gemacht worden. Der zeigte sich sehr kriegsmuthig, sehr überzeugt von der Nothwendigkeit des Krieges, der durch die Intriguen des Herrn v. Beust unvermeidlich geworden sei, und von dem guten Recht Preußens, das zum Kriege gezwungen werde — und das war beachtenswerth, eben weil der Mann von der Leipziger Messe kam. — Endlich ein jugendlicher Handlungsdiener aus Crefeld, der nach Hause reiste, und so ziemlich die Gesinnung aussprach, die unter den rheinischen „Geschäfts-Leuten", d. h. unter den philisterhaften Plusmachern quand même herrscht. Der war friedenswüthig, trug einen wüthenden Haß gegen Bismarck zur Schau und dachte und glaubte nicht anders, als daß Bismarck den Krieg muthwillig, ohne Noth, herbeiführt, blos aus persönlichen Rücksichten, blos weil er kein anderes Mittel mehr weiß sich in seiner Stellung zu behaupten. So sieht man die Dinge am Rhein an.

28. April. Ankunft in Hannover. Anfrage bei Bennigsen, wann ich ihn sprechen könne. Er erscheint um 10 Uhr bei mir. Anderthalbstündiges Gespräch.

Ich setzte zunächst die Lage der Dinge in Berlin auseinander; erzählte, wie die Annexion der Herzogthümer durch die Fehler des Herzogs oder Sammers eine Nothwendigkeit geworden sei, ja in der That unvermeidlich.

Bennigsen warf dazwischen, von Kiel aus habe man ihm die Sache anders dargestellt; da hat man ihm erzählt, der Herzog sei stets zu allen Conzessionen bereit gewesen, die Preußen gerechterweise

verlangen konnte; er habe die Anerbietungen stets erneuert; Bismarck aber, der von Anfang an die Annexion im Auge gehabt, sei nie darauf eingegangen.

Ich: Dem ist nicht so; diese Darstellung ist nachträglich construirt, um die Fehler zu maskiren, welche die Leute begangen haben. „Sie wissen, daß ich in der Lage war den wirklichen Hergang zu kennen." Wenn der Herzog wirklich immer zu allen billigen Concessionen bereit gewesen wäre, wie hätte es dann wohl kommen können, daß er nicht schon seit zwei Jahren, seit der bekannten Erklärung Preußens vom 28. Mai 1864, regierender Herr in den Herzogthümern ist? Ich habe selbst die größten Anstrengungen gemacht die Herren in Kiel dahin zu bringen, daß sie sich Preußen anschlössen; vergebens! sie haben das nie gewollt; sie haben auf alle Forderungen Preußens stets ablehnend oder ausweichend geantwortet, ihre Stütze in den Mittelstaaten und in Oesterreich gesucht — die Mittelstaaten und Oesterreich zum Widerstande gegen Preußen aufgestachelt. Und nun ist es dahin gekommen, daß Oesterreich uns mit einem Krieg bedroht, in dem natürlich viel mehr beabsichtigt wird als die Einsetzung des Augustenburgers in den Herzogthümern; nicht weniger als die Schwächung und Erniedrigung Preußens. Bismarck hat nun seinerseits die Bundesreform und das deutsche Parlament auf seine Fahne geschrieben, mit einer Art von Nothwendigkeit; denn der Preis muß des Kampfes werth sein, und die Herzogthümer allein wären kein angemessener Preis für einen Kampf, wie der ist, der uns bevorsteht. Wir Anderen, die Reste der altliberalen Partei in Preußen, wir sind nun zu dem Schlusse gekommen, in dem uns selbst ein Theil der Fortschrittspartei zustimmt, daß Bismarcks Anerbietungen, die Bundesreform und das deutsche Parlament betreffend, angenommen und unterstützt werden müssen, daß Bismarcks Ministerium überhaupt unterstützt werden muß, weil eine Ministerveränderung in Preußen in diesem Augenblick ein großes Unheil wäre. Sie würde einen Systemwechsel herbeiführen, ein friedliches Nachgeben — und das wäre durchaus verderblich. Eine zweite Reise nach Olmütz wäre für Preußen — und für Deutschland — durchaus verderblich; es darf nicht geschehen, denn es würde einen inneren Zerfall des preußischen Staates zur Folge

haben, und darum muß Bismarck gehalten werden. Was wird man hier thun, d. h. was wird die liberale Partei hier thun?

Bennigsen: Man wird sich abwartend verhalten; weder opponiren, noch Bismarcks deutsche Politik unterstützen. Opponiren wird man nicht, weil die Bundesreform und das deutsche Parlament an sich gerade die Dinge sind, welche die liberale Partei fortwährend verlangt hat; unterstützen aber werde man Bismarcks Vorschläge auch nicht. Er, Bennigsen, könne selber seinen politischen Freunden nicht rathen, diese Vorschläge zu unterstützen, das wäre gegen seine Ueberzeugung. Aber selbst, wenn er es thun wollte, würde er damit nicht durchdringen. Man glaubt nicht, daß es Bismarck Ernst ist mit der Bundesreform; man glaubt, daß er sie nur vorschiebt, um Conzessionen von Oesterreich zu erhalten und sie wieder fallen zu lassen, wenn sie diesen Zweck erfüllt haben. — Man glaubt auch nicht, daß es ihm Ernst ist mit dem Krieg; — man glaubt nicht an den Krieg — man hält ihn gar nicht für möglich —, denn Bismarck könne gar nicht Krieg führen; er hat die öffentliche Meinung zu bestimmt und zu allgemein gegen sich.

Ich: Es ist voller Ernst sowohl mit der Bundesreform als mit dem Krieg, täuschen Sie sich darüber nicht! — Was die Bundesreform anbetrifft, so ist sie keineswegs, wie man wohl glauben könnte, blos ein Auskunftsmittel der Verlegenheit, zu dem er in der Noth gegriffen hat. Sie ist vielmehr seit lange Bismarcks Programm; ein alter Plan, den er schon seit lange verfolgt. (Erzähle ihm, was mir Bismarck gestern mitgetheilt hat; Bennigsen nimmt an, ohne mein Zuthun, daß ich es durch R. Auerswald weiß, und zeigt sich verwundert.)

Ich: Was dann den Krieg anbetrifft, so kann Bismarck allerdings Krieg führen und mit dem gehörigen Nachdruck; auch darüber sollte man sich nicht täuschen. Er verfügt über eine vortreffliche Armee, die nie in einem besseren Zustand war als gerade jetzt — und die finanziellen Mittel zu einem ersten Feldzug sind in seiner Hand. Zu einem ersten Feldzug braucht er die Kammern nicht —: nach einem ersten erfolgreichen Feldzug aber stellen sich die Dinge jedenfalls anders, wenn ja noch ein zweiter nöthig werden sollte.

Bennigsen: Das mag sein, dadurch wird aber hier für jetzt

Nichts geändert. Um auf Unterstützung durch die liberalen Parteien außerhalb Preußens rechnen zu können, müßte Bismarck zweierlei thun —: er muß seine bestimmten Vorschläge für die Bundesreform bekannt machen, damit man sieht, was er eigentlich beabsichtigt, und ob es der Mühe werth ist; — und dann muß er in Beziehung auf den Conflict im Innern in etwas einlenken.

Ich: In Beziehung auf die Bundesreform ist wohl die Hauptsache und entscheidend, daß auf einem bestimmten Termin zur Einberufung des deutschen Parlaments bestanden wird. Darauf kommt es an. Wollte man sich erst auf Unterhandlungen und Hin- und Herreden mit den Regierungen einlassen, um sich über den Inhalt der Vorlagen zu einigen, dann werden von den verschiedenen Regierungen unabsehbare Schwierigkeiten erhoben und Einwendungen gemacht, die Discussionen gehen in's Weite, und das Parlament kommt sehr gewiß nie zusammen. Was den Conflict im Innern betrifft, so wird man allerdings früher oder später einlenken müssen, das versteht sich —: es kann aber erst nach einem namhaften Erfolg in der äußeren Politik geschehen; erst nach einem solchen Erfolg kann es ohne Gefahr geschehen. Wollte man es ohne einen solchen Erfolg thun, so wäre es bedenklich und könnte geradezu verderblich werden. Uebrigens, der Wunsch zu einer Verständigung zu kommen, ist da; die Regierung hat ihn in der letzten Zeit wiederholt in den öffentlichen Blätter angedeutet. Die Artikel werden Ihnen nicht entgangen sein.

Bennigsen: Bismarck muß die Bekanntmachung seiner Vorlagen und das deutsche Parlament allerdings nicht verschieben, bis er sich mit den deutschen Regierungen darüber geeinigt hat; er soll seine Vorlagen gleich jetzt öffentlich bekannt machen, ohne sich darüber mit den anderen Regierungen geeinigt zu haben, damit man sieht, um was es sich handelt. Was den inneren Conflict und dessen Beilegung anbetrifft, so genügen einige officiöse Artikel nicht. Entspricht Bismarck diesen beiden Forderungen, dann wird man hier die Sache aufnehmen, für die Bundes-Reform eintreten und Preußen unterstützen. Anfangs allerdings etwas kühl und mit geringem Eifer — nach und nach aber mit steigendem Interesse — und kommt es dann



zu einem Kriege, dann erwacht im Lande der zweihundertjährige Haß gegen Oesterreich — dann „kann Preußen die Hand auf Hannover legen" und über dessen Kräfte verfügen. Bis dahin wird die Regierung gegen Preußen und die vorgeschlagene Reform sein.

Ich frage nach den hiesigen Zuständen: „Ist Ihr König noch zurechnungsfähig?"

Bennigsen: „Ich halte ihn schon lange nicht mehr dafür" — die Dinge hier stehen um so unsicherer, weil die Unzufriedenheit vorzugsweise in den Kreisen herrschend ist, in denen die Regierungen sonst ihre Stütze zu suchen pflegen: unter dem Adel, in der Armee und im Beamtenstande — und weil die Erbitterung, die in diesen Kreisen herrscht, schon längst nicht mehr gegen das Ministerium gerichtet ist, sondern gegen den König persönlich. Tritt eine ernste Krisis ein, so wird der König sofort gezwungen abzudanken, und dann „kann Preußen die Hand darauf legen" — dann kommt der Kronprinz zur Regierung, der 19 oder 20 Jahre alt ist — der von Natur ganz gute Anlagen haben soll — dessen Bildung aber bisher in der seltsamsten Weise vernachlässigt worden ist. Man hat ihn bis ganz vor Kurzem, bis vor wenigen Monaten, ganz wie ein Kind behandelt und namentlich so gut wie gar Nichts lernen lassen. Nun soll plötzlich nachgeholt werden, was so viele Jahre über versäumt worden ist, und der junge Mann wird nun in größter Eilfertigkeit „voll Kenntnisse gestopft", die er gar nicht bewältigen kann.

Bennigsen zeigt sich sehr besorgt in Beziehung auf die Chancen des Krieges — ich suche ihn zu beruhigen, indem ich ihm von dem vortrefflichen Zustand und dem guten Geist der Armee sprach — und da er am Ende wieder sehr ungläubig fragte: „Aber kann denn Bismarck wirklich Krieg führen?" — antwortete ich ihm mit möglichst starkem Nachdruck:

„Ja! er kann Krieg führen, zweifeln Sie daran nicht; ich will Ihnen sogar noch mehr sagen: nicht allein kann Bismarck ihn führen, sondern gerade nur Er kann; ein liberales Ministerium, wenn es sonst in diesem Augenblick möglich wäre, könnte nicht! Ein solches Ministerium würde nimmermehr den Widerstand der österreichisch gesinnten Partei in der persönlichen Umgebung des Königs — den

Widerstand der Königin-Wittwe und ihres Anhangs — den Widerstand der Augustenburgischen Agenten besiegen, die sich bei uns in einflußreichen Kreisen eingenistet haben. An diesem vielfachen Widerstand würde ein liberales Ministerium scheitern; es könnte nicht Krieg führen und müßte uns nach Olmütz bringen. Gerade deshalb muß Bismarck jetzt unterstützt und gehalten werden. Das ist auch Roggenbachs Meinung.

(NB. Dieser letztere Umstand, Roggenbachs Name, macht sichtlich Eindruck auf Bennigsen. Ich sehe, wir müssen Roggenbach veranlassen, in unserem Sinn an Bennigsen zu schreiben. Das wird etwas helfen.)

Bennigsen fragt, ob es nicht möglich wäre Roggenbach in preußische Dienste zu ziehen. Preußen würde damit in ganz Deutschland einen großen Anhang gewinnen. — Abschied. Abreise nach Berlin.

30. April. Berlin. Zu Max Duncker. Er sagte mir: Roggenbach in preußische Dienste zu ziehen, war Bismarcks eigene Idee; er hat ihn geradezu aufgefordert einzutreten. — Roggenbach hat aber abgelehnt — und zwar weil er besorge durch einen solchen Schritt seinen Einfluß bei der liberalen Partei außerhalb Preußens wenigstens theilweise zu verlieren; er sei in einer unabhängigen Stellung für Preußen „ein viel nützlicherer Verbündeter", als wenn er in preußische Dienste trete. (NB. Darin hat er wohl recht!)

Roggenbach hat auch eine lange Audienz beim Kronprinzen gehabt und ihm durchaus in unserem Sinn über die gegenwärtige Situation gesprochen — die Annexion der Elb-Herzogthümer als die unter allen Bedingungen erwünschteste Lösung bezeichnet, die jetzt zumal eine absolute Nothwendigkeit geworden sei, — den Krieg für unvermeidlich erklärt und seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß eben deshalb Bismarck für jetzt unterstützt und gehalten werden muß.

Der Kronprinz hat das Alles schweigend angehört. — Es schien ihm unangenehm, daß ein anerkannt bedeutender Mann — ein Führer der Liberalen — ihm etwas Anderes sagte als Stockmar und Genossen.

Telegramme, die gebracht werden, versetzen Max Duncker in eine gehobene, freudige Stimmung; sie besagen nämlich, daß Oesterreich

und Italien fortfahren zu rüsten; da kann auch bei uns von Abrüsten nicht die Rede sein, und die Dinge gehen vorwärts. —

Abends zu Bismarck. Im Dunkeln, in der Wilhelmstraße Roon begegnet, der eben von ihm herkam. Er fragte mich nach meinem Erfolg — ich sagte, daß Bennigsen nöthig achte, die Vorlagen wegen der Bundesreform bekannt zu machen. — „Nun, das wird ja geschehen!" — Daß aber die Dinge in Hannover sehr unsicher stehen — daß überhaupt gar Manches in Deutschland zusammenbrechen wird, sobald die Krisis da ist; „was Alles bevorsteht, das wollen wir den Leuten von nicht ganz zuverlässigen Nerven lieber gar nicht zum Voraus sagen!" Er vernahm das Alles mit Interesse.

Bismarck ist nicht befriedigt von Bennigsens Aeußerungen. Den Gedanken, daß er gar nicht Krieg führen könne, weil er die öffentliche Meinung im Lande gegen sich habe, behandelte er in sehr wegwerfender Weise: „Man schießt nicht mit öffentlicher Meinung auf den Feind, sondern mit Pulver und Blei." — Die neutrale Stellung der Hannöverschen Liberalen, die Bennigsen in Aussicht stellt — die könne zu gar Nichts helfen — uns nämlich — und auch, daß die Leute sich uns anschließen wollen, wenn unsere Vorschläge, die Bundes-Reform betreffend, bekannt seien, — wenn Schritte geschehen seien, den inneren Conflict auszugleichen — auch das habe keinen Werth: „Wenn wir sie nicht mehr brauchen, dann wollen sie sich uns anschließen!"

Dann ging er näher auf die beiden Forderungen Bennigsens ein.

Die beabsichtigten Vorlagen in Betreff der Bundes-Reform bekannt zu machen, das sei nicht möglich; es würde nur zu endlosen Weiterungen führen, an denen die Sache scheitern müsse. Darauf kommt es an, daß ein Termin für die Zusammenkunft des Parlaments festgestellt und inne gehalten wird; darauf, daß das Parlament wirklich zusammenkommt: „Dann bekommt das Parlament zunächst das Heft in die Hand — bis auf einen gewissen Grad —, und wenn die Herren die Initiative ergreifen, und mit einer Revision der Verfassung von 1849 anfangen, so nehme ich das mit Handkuß an!" (NB. ich sehe mit Schrecken, daß Bismarck gar keine Vorlagen vorbereitet; daß er,

was die Reform der Bundes-Verfassung anbetrifft, gar keinen bestimmt gedachten Plan hat! — Er hat sich ganz auf das Ungewisse in die Sache gewagt, ohne sich irgend ein bestimmtes Bild davon gemacht zu haben, von welcher Art die Bundes-Reform sein, welche Elemente des Staatslebens sie umfassen, wie weit sie gehen soll; also ohne daß er sich die Mittel gesichert hätte, auf dem Reichstag die Initiative zu ergreifen und zu behalten und die Versammlung mit fester Hand und klarem Bewußtsein auf ein bestimmtes Ziel zu führen.)

Ebenso sei es für jetzt unthunlich, eine Lösung des inneren Conflicts zu versuchen; das könne erst nach der Entscheidung geschehen. Bismarck kam dabei auf früher Gesagtes zurück: „Der Liberalismus sollte sich doch beruhigen; was er jetzt etwa verliert, das gewinnt er ja unter dem Kronprinzen wieder in wenigen Wochen. Wenn wir erst wieder Frieden haben, dann mag meinetwegen regieren, wer will; aber so lange wir nicht Frieden haben, kann ich die Politik nicht von einer blödsinnigen Majorität abhängig machen!"

Ich erwähnte noch, was Bennigsen in Beziehung auf Roggenbach bemerkt hatte, nämlich, daß Preußen durch dessen Eintritt in preußische Dienste im übrigen Deutschland sehr viel gewinnen würde.

Bismarck: Das möge sein; aber Herr v. Roggenbach kann für jetzt nicht in preußische Dienste treten.

Ich: Es könnte aber von großem Nutzen sein, wenn er (Bismarck) Herrn v. Roggenbach veranlassen wollte in dem Sinn, in dem er hier sich ausgesprochen hat, an Bennigsen zu schreiben. Wenn Roggenbach an Bennigsen schriebe, daß die preußischen Reformvorschläge von der liberalen Partei aufgenommen und unterstützt werden müßten — wie überhaupt die auswärtige Politik Preußens, das würde bedeutenden Eindruck machen und könnte von großem Nutzen sein.

Bismarck verspricht Herrn v. Roggenbach dazu zu veranlassen.

Bismarck bemerkt noch, die Italiener seien etwas zu hitzig, sie wollten etwas zu rasch zu Werke gehen.

Die Mobilmachung der Armee. Attentat auf Bismarck. Die Auflösung des Abgeordneten-Hauses und ihre Folgen.

1. Mai. Treitschke bei mir; er reist jetzt ab — will aber im künftigen Winter wieder kommen, denn er hat sich überzeugt, daß er tiefer gehende Studien in den Archiven machen muß, als sich in einigen Ferien-Wochen durchführen lassen — ja, daß überhaupt sein ganzes beabsichtigtes Werk anders angelegt werden muß. Er wollte und sollte nämlich für S. Hirzels Sammelwerk die Geschichte Deutschlands exclusive Preußens schreiben, ist nun aber zu der Ansicht gekommen, daß das nicht geht; daß sich die Geschichte Preußens und Deutschlands nicht trennen läßt, Preußen viel mehr „in die Mitte gestellt werden muß". Er will das in Leipzig mit Hirzel besprechen. Ich trage ihm Grüße an diesen und Gustav Freytag auf.

3. Mai. Zeitungen: Ich finde eine Erklärung von Roggenbach, die mich in das höchste Erstaunen versetzt, weil sie mit Allem, was er hier gesagt und gethan hat, im entschiedensten Widerspruch steht!

Roggenbach erklärt nicht nur, es sei nicht wahr, daß er in preußische Dienste tritt — er giebt auch nicht die wahren Gründe an, warum er das nicht für angemessen hält. Weit entfernt darüber die Wahrheit zu sagen, fügt er noch allerhand hinzu, das gar sehr abweicht von Allem, was er hier gesagt hat: „er habe überhaupt seine früheren Ansichten durchaus nicht und in Nichts geändert; er sei nicht für die Annexion der Herzogthümer und sei der Meinung, daß der Bundes-Reformplan Preußens erst angenommen werden könne, wenn der innere Conflict in Preußen ausgeglichen — d. h. die parlamentarische Verfassung zu einer Wahrheit geworden sei." — Und wie vortrefflich hat er bis zu diesem Augenblick über die Unvernunft unserer Abgeordneten gesprochen!

Wendrich kam zu mir, während ich bei Tisch saß.

Er erzählte mir, daß in Petersburg Murawiew an die Spitze der Commission gestellt ist, die das Complot*) an den Tag bringen

*) Am 16. April war der erste der zahlreichen gegen den Kaiser Alexander II. gerichteten Mordversuche durch einen früheren Studenten der Moskauer Universität,

soll, das den Anfall auf das Leben des Kaisers veranlaßt hat. Murawiew hat auf dem englischen Club geäußert, er wisse sehr wohl, daß dieses Complot sehr weit verzweigt sei, daß sehr vornehme und einflußreiche Leute darin seien, er werde sich aber dadurch nicht abhalten lassen der Sache auf den Grund zu gehen! er werde die Leute schon an das Licht ziehen!

Zu Max Duncker. Roggenbachs Erklärung wurde mir erklärt: ein Zeitungs-Artikel, in der Volkszeitung glaube ich, hat ihn aus der Fassung gebracht! — Er sah sich darin in den Augen der liberalen Partei verdächtigt und glaubte, das Blatt könne seiner Popularität, seinem Einfluß bei der liberalen Partei schaden!

Ich: Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges kauften sich die Leute Amulete, die sie kugelfest machen sollten —: wenn ich doch einen Talisman wüßte, um die Leute Zeitungs-Artikel-fest zu machen! Das thut in unserer Zeit sehr noth! — Vor einem Zeitungs-Artikel brechen sie alle zusammen; den kann keiner von diesen Herren vertragen!

Wichtiger ist, daß Roggenbach vor seiner Abreise auch noch mit der regierenden Königin sehr gut und in sehr gutem Sinn gesprochen hat. Er hat sie ernst aufgefordert ihren Friedensbestrebungen zu entsagen und Berlin auf einige Zeit zu verlassen — natürlich mit Gründen.

Napoleon III. will natürlich etwas gewinnen bei den großartigen europäischen Händeln, die sich entwickeln — sein Augenmerk scheint aber nicht auf die Rheinlande gerichtet zu sein, sondern, wie ich ver-

---

Wladimir Karakosow, in Ausführung gebracht worden. An die Spitze der zur Untersuchung dieses Verbrechens niedergesetzten Kommission trat der durch seine blutige Strenge bekannte damalige General-Gouverneur von Wilna, Graf M. N. Murawjew, von dem man annahm, er werde weit verzweigten, bis in die Umgebung des Throns hinaufreichenden Umtrieben auf die Spur kommen und an diesen die Veranlassung zur Begründung eines reactionär-repressiven Systems nehmen. Die Untersuchung ergab indessen wenig mehr, als daß Karakosows Verbrechen von einer beschränkten Zahl in untergeordneten Stellungen befindlicher junger Leute ausgesonnen worden war. — Karakosow wurde am 7. September (1866) hingerichtet, der einundsiebzigjährige Murawjew verstarb wenige Tage später (21. September) auf seinem Gute Syre. Der von ihm gehoffte Einfluß war bereits auf den zum Chef der „dritten Abtheilung" ernannten Grafen Peter Schuwalow (den späteren Botschafter in London) übergegangen.

muthete, auf Belgien. Roggenbach hat bemerkt, daß der französische Botschafter Benedetti dem Gang der Dinge in Deutschland mit sichtlichem Behagen zusieht, und daß besonders der holländische Gesandte, Graf Bylandt, seine Freude gar nicht verbergen kann.

Mir fällt dabei ein, was ich in London von dem geheimen Traktat zwischen Frankreich und Holland erfahren habe, dem zufolge Belgien getheilt werden soll — und was ich darüber mit dem verstorbenen König Leopold gesprochen habe. —

Beust hat auf dem Casino in Dresden öffentlich geäußert, nun sei wohl der Augenblick gekommen, wo die Improvisation Friedrichs II. wieder verschwinden werde! — In so naiver Weise verräth er seine Pläne, und weshalb er eigentlich so eifrig bemüht gewesen ist diesen Krieg zusammen zu brauen!

Daß Bismarck, was die Reform der Bundes-Verfassung betrifft, gar keinen wirklichen Plan hat, gar keine bestimmte Idee, was eigentlich werden, und wohin die Sache führen soll, das schadet nach Max Dunckers Meinung gar Nichts, denn vor der Hand wird ja doch Nichts daraus; wenn er nur frisch und entschlossen in die Sache hinein geht.

4. Mai. Kehler sagt mir, es sei der Befehl erlassen fünf Armee-Corps mobil zu machen. Das gefällt mir nicht. Das ist eine halbe Maßregel. Soll es ernst werden, so brauchen wir die ganze Armee, Landwehr und Alles, was dazu gehört.

Abend bei Rheinbaben. Der Flügel-Adjutant Schweinitz ist aus Petersburg eingetroffen und bringt von dort den Vorschlag zu einem Congreß mit, oder zu einer Conferenz der Großmächte, die vermitteln und den Frieden erhalten soll. England und Rußland stellen den Antrag, Frankreich hat Nichts dagegen. Außerdem weiß Rheinbaben, daß die Regierung sich in aller Stille 12 Millionen Thaler von der Bank vorschießen läßt.

6. Mai. Max Duncker kam zu mir. Die Sachen stehen schlecht; sie gerathen wieder in's Stocken; wir kommen nicht vorwärts, wenn uns nicht die Italiener helfen, indem sie ihrerseits entschlossen vorwärts gehen und den Bruch herbeiführen. — Roon kann bei dem König nicht durchsetzen, daß die Bildung der Munitions-Colonnen

verfügt wird; der König will nicht; ohne Bildung der Munitions-Colonnen aber hilft und bedeutet die Mobilmachung gar Nichts, denn ohne Munitions-Colonnen kann man nicht Krieg führen. (NB. Der König will also auch jetzt den Krieg noch nicht.)

Bismarck kann den König nicht zu der sofortigen Occupation des Königreichs Sachsen bewegen.

Auch wird nach wie vor von der uns allen bekannten Seite her daran gearbeitet den König nicht etwa nur schwankend und unsicher zu machen, sondern geradezu zur Umkehr zu bewegen. Fürst Hohenzollern erzählte meinem Freunde: am Theetisch der Königin hat der Königs-Meyer in diesen Tagen einen neuen verzweifelten Angriff auf den König gemacht — von den Schrecken des „Bruderkriegs“ mit Oesterreich gesprochen, — einen solchen Bruderkrieg geradezu als einen Frevel bezeichnet; — hat die Rechte des Augustenburgers geltend gemacht und gemeint, der müsse doch jedenfalls wenigstens Erbstatthalter werden und bleiben in den Elbherzogthümern — die Bedingungen, die Oesterreich stellt, seien gar nicht so schlimm, und man könne sie gar wohl annehmen.

Der König hat sich dem gegenüber ganz auf der Defensive gehalten — und bemerkte nur mit höflicher Verwunderung: „Sie sprechen ja als mein Feind!“ — Die Königin aber wurde empfindlich als der Minister Schleinitz sich hinein mischen wollte, um den König zu vertheidigen.

Glücklicher Weise reist die Königin heute noch ab. Roggenbach hat sie dazu bewogen. — Max Duncker will zu Schleinitz gehen und ihn auffordern, der österreichisch-augustenburgischen Intrigue und ihren Friedens-Bestrebungen ohne Ermüden auch seinerseits entgegen zu arbeiten.

7. Mai. Auf der Straße erfahre ich von Eytelwein, daß die Mobilmachung der ganzen Armee verfügt ist. Auf dem Rückweg Oberst Döring; mit ihm auf und ab gegangen in der Behrenstraße; er hat meinen Operations-Plan gelesen und macht dagegen Einwendungen. Die österreichische Armee sei jetzt in Böhmen vereinigt, das Hauptquartier in Pardubitz; da wäre es gewagt unsere Armee, in zwei Hälften getheilt, in der Lausitz und in Oberschlesien aufzustellen;

ich sei ein viel zu guter Stratege, um dem Feinde auf diese Weise eine innere Operations-Linie überlassen zu wollen.

Ich halte nur an der Grundidee meines Operations-Plans fest, die ich auch jetzt noch für die richtige halten muß, an der Idee nämlich, daß wir mit unserer ganzen Offensive auf dem rechten Ufer der Elbe und Moldau bleiben müssen, weil uns da die sämmtlichen österreichischen Festungen durchaus nicht hindern und ganz ihre Bedeutung verlieren — und daß wir alles Uebrige vernachlässigen oder selbst aufgeben müssen, um überlegene Kräfte nach Böhmen zu werfen und dort eine günstige Entscheidung herbeizuführen.

Was das Einzelne betrifft, so versteht sich von selbst, daß jeder Plan, wie die Ereignisse näher rücken und eine bestimmte Gestalt annehmen, fünf oder sechs Mal umgearbeitet werden muß, ehe man zur Ausführung schreiten kann.

Daß die Oesterreicher ihr Haupt-Quartier nach Pardubitz verlegen, beweist, daß sie die beiden Operations-Linien erkannt haben, die wir, von der Ober-Lausitz oder von Oderberg her, auf Wien nehmen können, und daß sie sich darauf vorbereiten, uns mit gesammter Macht auf derjenigen entgegen zu treten, die wir wählen. Dieser Sachlage gegenüber und da man den Oesterreichern so viele Zeit gelassen hat, würde ich auch nicht mehr zur Theilung unserer Armee rathen. — Es kommt nun darauf an, welche der beiden möglichen Operations-Linien man wählen will.

Zu Schlesinger; Politik besprochen. Ich sehe mit einiger Verwunderung aber mit Befriedigung, daß in der Stimmung der Berliner Börsenwelt eine merkliche Veränderung vorgegangen ist. Man verflucht nicht mehr Bismarck als den Urheber eines unnützen Krieges, wie unsere Fortschrittsmänner fortfahren zu thun; man sieht im Gegentheil, daß der Krieg unvermeidlich ist, weil ihn unsere Feinde wollen; man sieht, daß es wesentlich Herr v. Beust ist, dessen Thätigkeit ihn herbeiführt, dem wird das Unheil zur Last gelegt; das ist sehr erfreulich. —

Gang in's Archiv. Ich frage in der Mohrenstraße nach dem nächsten Postbureau — man verweist mich in die Taubenstraße und erzählt als Zugabe, daß soeben Unter den Linden ein Mord-

anfall auf Bismarck versucht worden sei; ein „österreichischer Student" habe wiederholt auf den Minister geschossen und sei von ihm selbst ergriffen worden.

Vor dem Hotel in der Wilhelmstraße fanden wir ziemlich viel Leute versammelt und Schutzmänner, die sie in Ordnung und die Kommunikation zu unterhalten suchten; im Hause, im Thorweg und am Fuße der Treppe eine sehr gewählte Gesellschaft, Leute, die ihre Namen einschrieben. Von allen Seiten wurde die Dienerschaft des Hauses mit Fragen bestürmt, die sie in verwirrter Weise zuweilen beantwortete, zuweilen nicht. Doch erfuhren wir, daß der König eben in dem Augenblick oben bei Bismarck war — und daß der Thäter Blind heißt; er ist ein Sohn des bekannten Revolutionärs Karl Blind und Forst-Eleve zu Hohenheim in Württemberg.

Als ich wenige Schritte die Wilhelmstraße hinunter gegen die Linden gewandert war, verkündete ein lautes „Hurrah" hinter uns, daß der König eben in seiner zweispännigen Cabriolet-Calesche aus Bismarcks Hotel fuhr.

Ungebeten schloß sich mir, wie ich wieder weiter ging, ein gentleman an, der zum Handelsstande gehören mochte, und äußerte, indem er ein etwas sehr gewöhnliches Gesicht zu einem überaus schlauen Lächeln verzog: „Er wird wohl gar nicht geladen haben!" — So augenscheinlich zeigt sich das Verlangen des Fortschrittsmannes, wie das in solchen Fällen herkömmlich ist, die Thatsache zu leugnen; dreist zu behaupten, es habe gar kein Mordversuch stattgefunden; das Ganze sei eine Comödie, eine Veranstaltung der Polizei; Bismarck selbst habe mit einer blind geladenen Pistole auf sich schießen lassen, um sich populär zu machen u. s. w.

Ich verwies den Mann auf die Kugelspuren, die in einer Littfaß-Säule gefunden worden sind, aber er wollte nicht überzeugt sein; er blieb bei seinem schlauen Lächeln und seiner Ansicht.

Später schrieb auch ich mich bei Bismarck ein; noch immer fand ich da ein reges Treiben und eine bunte Menge, die hinkam, um die Liste der Eingeschriebenen zu verlängern. Es war sogar nöthig geworden, mehrere Tische und Schreibzeuge zugleich in den Flur zu stellen, damit die Sache schneller gehen konnte.

Abends zu Roon; allein mit ihm in seinem Cabinet.

Er hatte natürlich Bismarck gesehen und alle Einzelheiten des Tagesereignisses aus dessen Munde erfahren; er erzählte es mir so genau, wie ich es später in einem Extrablatt der „Nordd. Allg. Ztg." wieder fand:

„Als der Ministerpräsident Graf Bismarck heute Nachmittag halb 6 Uhr, von dem Vortrage bei Sr. Majestät dem König zurückkehrend, in der Mitte der Linden-Allee entlang ging, hörte er, in der Nähe des russischen Gesandtschaftshotels angekommen, zweimal hinter sich schießen. Er sah sich um und erblickte vor sich einen kleinen, etwa 24 Jahre alten Menschen, welcher zum dritten Male einen Revolver auf ihn anlegte. Der Ministerpräsident sprang auf den Verbrecher los, der zum dritten Male schoß und abermals fehlte. Als er sich aber von dem Grafen gleichzeitig an der Brust und am rechten Faustgelenke gefaßt sah, gelang es ihm den Revolver in die linke Hand zu nehmen und noch zwei Schüsse auf den Grafen Bismarck abzufeuern. Der Paletot, den der Graf über seinem Anzug trug, schwächte die Kraft der Kugeln, so daß der Graf nur kontusionirt ist und sich nach seinem Hotel zurückbegab, nachdem er den Verbrecher einigen Soldaten des gerade am Schauplatz der That vorübermarschierenden 1. Bataillons des 2. Garde-Regiments überliefert hatte. Gott der Herr hat sichtlich über das Leben des Grafen Bismarck gewacht u. s. w."

Die hiesigen Zustände werden auf diese Weise der nächste Gegenstand unseres Gesprächs.

Ich: Zu bedauern ist, daß selbst jetzt, wo Jeder sehen müßte, daß nur fester, nie zaudernder Entschluß Preußen glücklich durch eine unvermeidliche Krisis führen kann, immerfort daran gearbeitet wird, von gewisser Seite her den König wankend zu machen.

Roon weiß, daß die Dinge so liegen; es sei aber dabei Nichts zu machen; die Königin setze diese Leute in Bewegung.

Ich: Umgekehrt! Die Königin wird von diesen Leuten in Bewegung gesetzt, die im Allgemeinen im Dienste eines doktrinären großdeutschen oder vielmehr kosmopolitischen Liberalismus, insbesondere im Interesse des Hauses Augustenburg thätig sind, ohne Rücksicht auf Preußen.

Roon: Es findet da wohl eine Wechselwirkung statt. Uebrigens wird jetzt die Friktion wohl geringer werden: die Königin ist heute abgereist.

Ich: Das ist Roggenbachs Verdienst, er hat ihr in ernster Weise die Schädlichkeit ihrer Bestrebungen nachgewiesen und die Nothwendigkeit Berlin zu verlassen.

Roon: Sie ist abgereist mit der Erklärung: sie habe alles Mögliche gethan den Frieden zu erhalten, sehe aber, daß es unmöglich sei; da wolle sie wenigstens diese Wochen, die noch bleiben vor dem Ausbruch des Krieges, friedlich zubringen. — Erfreulich ist dagegen eine Umkehr in den Ansichten und in der Stimmung des Kronprinzen, die sich wahrnehmen läßt. Der Prinz hat neuerdings auf der Parade gegen die Offiziere geäußert, er habe Unrecht gehabt, sich der Politik Bismarcks zu widersetzen, er sehe ein, daß der Krieg unvermeidlich ist u. s. w. — Er scheint zu wünschen, daß seine Aeußerungen bekannt werden.

Ich erzähle nun von meiner Fahrt nach Hannover, daß die dortigen Liberalen an den Krieg nicht glauben wollen, weil nach ihrer Meinung Bismarck nicht Krieg führen kann; — daß sie glauben nicht für Preußen Partei nehmen zu können, wenn nicht ihre Forderungen als Vorbedingungen erfüllt werden; — daß aber dennoch ihrer eigenen Angabe nach Preußen sich die militärischen Hilfsmittel des Landes dienstbar machen könne, sobald der Krieg wirklich ausgebrochen ist.

Roon: Aus Hamburg ist eine Meldung eingegangen, der zufolge Gablenz von Holstein aus geheime Verbindungen mit der hannöverschen Armee unterhalte. Im Fall des Krieges werde die hannöversche Armee, selbst wenn der König neutral bleiben, nicht mitgehen wolle, eigenmächtig zu den Waffen greifen und sich unter Gablenz' Befehle stellen. Was ich davon halte?

Ich halte das geradezu für nicht möglich nach Allem, was ich von den hannöverschen Zuständen weiß. Die unsichere Stimmung im Lande ist eher gegen als für Oesterreich, wenn auch nicht für Preußen; in der Armee wird es wohl nicht viel anders sein. Und abgesehen von dem loyalen Geist, von der militärischen Zucht und Disziplin, an der es in dieser Armee gewiß nicht fehlt, lebt dort Alles in ziemlich engen Vorstellungen; von der selbständigen Energie, dem Unternehmungsgeist,

der dazu gehört sich auf diese Weise zu emanzipiren, ist dort wohl nicht die Rede.

Roon: Gablenz hat doch zu unserem Admiral Jachmann gesagt: „Ich habe hier eine Stellung bereit, von der Ihr Alle nicht wißt und aus der Ihr mich nicht herausbringen sollt."

Ich glaube dennoch nicht daran! — Gablenz hat vielleicht ganz in das Blaue hinein gesprochen, blos um zu imponiren; oder er mag dabei irgend etwas Anderes im Sinne gehabt haben. Dergleichen würde sich gewiß in der Ausführung unmöglich erweisen.

8. Mai. Der Kellner, der mir frühmorgens meinen Thee bringt, meldet, daß der Mörder Blind in der Nacht gestorben ist oder vielmehr sich selbst das Leben genommen hat. Er hatte sich mit einem Taschenmesser eine Wunde am Halse beigebracht, war verbunden worden — hat aber in der Nacht unvermerkt den Verband gelöst und sich verblutet.

(NB. Später erfuhr ich, daß er sich die tödliche Wunde mit einem sehr kleinen subtilen Messer beigebracht hat, das in seinem Schnupftuch verborgen war. In die Hausvoigtei zum ersten Verhör geführt, wo er sich einen Augenblick im Vorzimmer setzen mußte, um zu warten, zog er das Messer mit dem Tuch aus der Tasche, fuhr sich damit über Gesicht und Hals, wie um den Schweiß abzuwischen, und brachte sich damit den Schnitt bei. — Man meinte anfänglich, die Klinge müsse vergiftet gewesen sein — dann aber soll sich ergeben haben, daß ihm gelungen sei, die große Arterie zu verletzen. Man sagt, er müsse sehr entschlossen gewesen sein, und sehr fest angezogen haben, um das möglich zu machen.)

So wie sich das Ereigniß nun gewendet hat, kann es günstig wirken. Jedenfalls müssen die Demokraten den Versuch fallen lassen, die Sache so darzustellen, als habe Bismarck selbst durch seine eigene Polizei mit Platz-Patronen auf sich schießen lassen.

9. Mai. Major v. Erhardt bei mir; erzählt, daß das Haus der Abgeordneten soeben durch königlichen Erlaß aufgelöst worden ist! — das war mir wie ihm überraschend und in hohem Grade bedenklich! — dazu ist es viel zu früh! — das mußte zwar geschehen, aber es durfte erst nach einem namhaften Siege geschehen, erst wenn man einen namhaften Erfolg aufzuweisen hatte!

11. Mai. Die Königin-Wittwe hat in neuester Zeit eine Haltung angenommen, die uns Allen sehr überraschend sein muß; sie hat sich vor einigen Tagen gegen ihre ehemalige Hofdame, Frau v. Bockelberg, natürlich in bestimmter Absicht sehr preußisch-patriotisch geäußert, entschieden für den Krieg gesprochen, den sie für unvermeidlich und für durchaus gerechtfertigt erklärt — sie hat für die Annectirung der Elb-Herzogthümer sich entschieden erklärt und Frau v. Bockelberg geradezu aufgefordert zu sagen, bekannt zu machen, daß sie so denkt.

12. Mai. Wie ich ausgehe, begegnet mir im Hausflur Herr v. Bennigsen, der aus Hannover hergekommen ist, um sich die Lage der Dinge anzusehen. — Eilige Auskunft über Hannover, die wenig bedeuten will, Verabredung uns später am Abend zu sehen.

Zu Bennigsen (hôtel d'Angleterre), langes Gespräch mit ihm bis ziemlich tief in die Nacht hinein; nicht sehr interessant und vollkommen unfruchtbar!

Es ist eben immer das alte Lied; der innere Conflict ist in Bennigsens Augen das eigentliche Ereigniß der Zeit, um das sich Alles dreht, alles Andere, namentlich der bevorstehende Krieg, ist im Vergleich damit nebensächlich sowohl in seinen Augen, als auch abhängig von den Wendungen dieses Zwistes.

Aus diesem Ideen-Kreise kann er gar nicht heraus. So will er auch jetzt noch immer nicht an einen Krieg glauben, weil er sich, wie er selbst sagt, „nicht denken kann", daß Preußen Krieg führe, wenn es nicht den inneren Zwist versöhnt.

(NB. Er glaubt also, daß die Fortschritts-Partei nicht nur den Willen, sondern auch die Macht habe die Führung des Krieges unmöglich zu machen. Er setzt demnach eine reale Macht voraus, wo keine ist, vor der Hand; wo sie nur, wenn der Krieg unglücklich ginge, — was freilich nicht geschehen darf — sich bilden könnte!)

Bestimmter noch als zu Hannover, erklärt er hier, wenn Preußen von der liberalen Partei im übrigen Deutschland unterstützt sein wollte, müßte vor allen Dingen gesagt werden, um was der Krieg denn geführt werde! — das wisse und begreife Niemand! — (NB. Nun ich dächte es wäre klar, daß es sich um nichts Geringeres handelt als um Preußens Existenz und damit um das Dasein des modernen pro-

testantischen Staates überhaupt und dessen Geltung, wenigstens in Deutschland, wo dieses Staatswesen durch Preußen vertreten ist.) Im Hintergrund lauert bei allen Liberalen immer die Vorstellung, daß ein unnützer Krieg muthwillig herbeigeführt wird, blos um Bismarck und die Reaction am Ruder zu erhalten!

Ferner müßte der Verfassungsplan bekannt gemacht werden, den man dem deutschen Parlament vorlegen will. Die „Vorlagen" müssen da sein und bekannt werden; — endlich müßte die preußische Regierung im Innern versöhnliche Schritte thun.

Ich: Was den Zweck des Krieges betrifft, erinnere ich an Beusts Worte, „daß nun die Zeit gekommen sei, wo die Improvisation Friedrichs II. wieder verschwinden werde." — An die Projecte einer Theilung Preußens, die in österreichischen und süddeutschen Zeitungen besprochen werden. Preußen wird angegriffen und hat seine Existenz zu vertheidigen. —

In Beziehung auf das deutsche Parlament ist und bleibt die Hauptsache, daß vor allen Dingen dessen Zustandekommen überhaupt gesichert wird — das eigentlich Wichtige ist demnach, daß ein bestimmter Termin für seine Eröffnung festgestellt wird — auf dessen Innehaltung man alsdann bestehen kann. — Alles Andere ist Nebensache; wenn nicht gar bedenklich. Möglicher Weise könnte das Ganze sehr zweifelhaft werden, wenn man jetzt schon bekannt machte, was für Entwürfe dem Parlament vorgelegt werden sollen.

Das will Bennigsen nicht einsehen.

Ich: Wenn das Parlament nur erst beisammen ist, wird man von Seiten Preußens gar Nichts dagegen haben, wenn es die Initiative ergreift; — wenn es z. B. seine Thätigkeit mit einer Revision der Verfassung von 1849 beginnt; das kann ich versichern, denn ich weiß es.

Bennigsen: Nun gut, so möge man denn die Verfassung von 1849 ausdrücklich für die Basis erklären, auf der die Verhandlungen eröffnet werden sollen.

Was den dritten Punkt betrifft, sieht er in der Auflösung des Abgeordneten-Hauses einen versöhnlichen Schritt; man sehe wohl, die Regierung wende sich an das Land, und wolle dessen Stimme hören — aber das sei lange nicht genug; es müsse viel mehr geschehen. —

Ich: Die Auflösung ist leider zu früh erfolgt; sie hätte später vorgenommen werden sollen; dann hätte man auf bessere Wahlen hoffen dürfen.

Das geht natürlich gegen alle Vorstellungen, an die sich Bennigsen gewöhnt hat, und in denen er lebt. — Das preußische Volk oder wenigstens „die unermeßliche Majorität des preußischen Volkes" und die Fortschritts-Partei, das sind für ihn — wie es scheint — identische Begriffe; er glaubt offenbar so wenig daran, daß äußere Ereignisse, unabhängig von „Prinzipien", Einfluß auf die Wahlen üben könnten — daß er diese Möglichkeit wohl noch gar nicht erwogen hat und auch jetzt kaum des Erwägens werth hält.

Morgen wird er „seine Freunde von der Fortschritts-Partei" sehen — Herrn v. Unruhe, Schulze-Delitzsch, Löwe-Calbe u. s. w.

Ich frage: Was wird der National-Verein thun in der gegenwärtigen Lage der Dinge? — Antwort: „Nichts!"

Auch Schleswig-Holstein kam natürlich zur Sprache, und ich erstaunte über die kühnen Unwahrheiten, welche die Kieler Gesellschaft diesem Gesinnungsgenossen aufgebunden hat. Man hat sich nicht begnügt, wie man sonst zu thun pflegt, zu sagen, daß man von Seiten Augustenburgs alle möglichen Versuche gemacht habe sich Preußen zu nähern, daß man aber immer zurückgewiesen worden sei — man ist weit über dieses gewöhnliche Maß hinaus gegangen — man hat erzählt: vor Bismarcks erster Reise nach Biarritz sei zwischen Preußen und dem Herzog Friedrich alles vollständig verabredet und geordnet gewesen; die Bedingungen, unter denen Herzog Friedrich die Regierung antreten sollte, seien vollständig und endgültig festgestellt gewesen; — nach seiner Rückkehr aus Biarritz aber habe Bismarck, ganz ohne nachweisbare Veranlassung, alles Verabredete wieder umgestoßen!

Sollte man wohl eine solche Dreistigkeit für möglich halten! — Der Zweck der Dichtung ist freilich sehr leicht zu durchschauen; es soll der Verdacht erregt werden, Bismarck wolle die Elbherzogthümer gegen Abtretung deutschen Gebiets an Frankreich für Preußen erkaufen.

Ich erzähle nun den wahren Hergang, mache aber auch damit nicht viel Eindruck auf Bennigsen; es ist die Frage, ob er mir glaubt.

Bennigsen ist bei Weitem mehr Particularist, als er selber weiß. Er nahm auch recht merkbar übel, als ich ihm, ausdrücklich um zu sehen, wie es in dieser Beziehung mit ihm steht, sagte, daß die Stadt Hannover mir auch dies Mal wieder einen recht unangenehmen Eindruck gemacht hat und zwar, weil man ihr ansieht, daß es eigentlich gar keinen realen Grund für ihr Dasein giebt; daß sie eben nur als kleinstaatliche Residenz, als der nach und nach vergrößerte Anhang zu einem fürstlichen Schloß entstanden und da sei — da kein Denkmal, gar Nichts, auf eine wirkliche Geschichte, auf ein selbständiges, auf eigener Macht ruhendes bürgerliches Dasein zurückweist.

Er belehrte mich, daß die Fabrik-Industrie Hannovers eine sehr bedeutende sei — und in raschem Aufschwung begriffen; die Stadt wachse zusehends — Braunschweig dagegen, dessen stattliches geschichtliches Aussehen ich erwähnt hatte, sei in Verfall und Absterben; sei durch Hannover schon weit überflügelt.

Hannover, das dortige parlamentarische Treiben und sein Wirkungskreis darin, sind ihm unendlich wichtig. Er ist weit davon entfernt die ohnmächtige Nichtigkeit des ganzen Treibens zu erkennen und würde es sehr übel empfinden, wenn ihm diese Zauberkreise gestört würden.

Ueberhaupt ist es merkwürdig zu sehen, wie leicht die Menschen, die ihr Leben einer parlamentarischen Thätigkeit widmen, dahin kommen, die Säle, in denen diese Thätigkeit sich bewegt, ausschließlich für die Werkstätten der Welt-Geschichte zu halten.

14. Mai. Zu Max Duncker; erzähle ihm mein Gespräch mit Bennigsen; auch er hat eine lange Unterredung mit ihm gehabt und ist bei Weitem mehr als ich auf dessen Ideen eingegangen, daß nämlich die liberale Partei nur auf bestimmte Zugeständnisse hin mit Preußen gehen kann — nur solle die liberale Partei nicht einen Riegel vorschieben, der jede Verständigung unmöglich macht, und namentlich soll sie das nicht von Hause aus thun.

Er hat ihm gesagt, daß Bismarck dem König vorgeschlagen hat die Regierung in die Hände eines liberalen Ministeriums zu legen,

das vielleicht die Sache, nun sie eingeleitet ist, besser fördern könne als er — (NB. das ist wirklich geschehen). — Bennigsen war darüber natürlich nicht wenig erstaunt; — auch muß sich ihm ein ganz neuer Horizont eröffnet haben, eine ganz neue Ansicht der Dinge, da er weit davon entfernt war, dem Bismarck eine solche selbstlose Objectivität zuzutrauen.

Schließlich hat ihn Max Duncker dringend aufgefordert zu Bismarck zu gehen und mit dem selbst zu sprechen. — Das wäre ohne Zweifel das Zweckmäßigste und könnte von guten Folgen sein.

Die Wahlen; es steht damit sehr mißlich! — Dr. Haym schreibt sogar aus Halle in eigener Verzweiflung, es stehe damit verzweifelt. Es kommen dieselben Leute wieder als Abgeordnete und zwar nicht mit der Ansicht, daß in der gegenwärtigen Krisis alle Partei-Rücksichten schweigen müssen, sondern mit der Zuversicht, daß jetzt der Augenblick gekommen sei ihren Willen gegen die Regierung durchzusetzen.

Ich: Dabei haben sie unglücklicher Weise ein leichtes Mittel zur Hand sich nicht als schlechte Patrioten bloszustellen und das Odium eines neuen Bruchs auf die Regierung zu werfen. Sie werden sich in tönenden Redensarten zu allen möglichen Opfern für das Vaterland bereit erklären — aber natürlich unter Bedingungen und zwar unter solchen, die von der Regierung gewiß nicht angenommen werden. Dann kann man vor dem Lande laut verkünden, die Regierung sei abermals an allem Unglück Schuld, nachdem man ihr Alles verweigert hat.

Max Duncker sieht die Sache eben so an; eben deshalb sei eine Modification des Ministeriums nothwendig — einerseits um der altliberalen Partei eine Stellung bei den Wahlen zu geben, andererseits damit ein Unglück im Felde nicht so dargestellt werden kann, als sei es nicht eine Niederlage Preußens, sondern nur die Niederlage einer im Innern verhaßten Partei — dieses Argument werde bei Roon durchschlagen — ich solle es bei ihm zur Geltung bringen. — Natürlich muß das eigentliche Ministerium unberührt — Bismarck und Roon müssen an ihrer Stelle bleiben — aber von den Untergeordneten müssen ein paar Mißliebige entfernt werden, namentlich Bodelschwingh und von der Lippe — Bodelschwingh um so mehr,

als er aus finanziellen Bedenken gegen den Krieg ist. Auch hat er die vorzeitige Auflösung des Abgeordneten-Hauses herbeigeführt.

Von den strategischen Anstalten erfährt Max Duncker, daß das 1., 3., 4., 5. und Garde-Corps (etwa 150,000 Mann) als Hauptarmee in der Lausitz versammelt werden sollen, das 6. Armee-Corps in Schlesien. Das 2. und 7. sollen bestimmt sein Schleswig-Holstein und Hannover zu besetzen. Das 8. soll bei Frankfurt a. M. aufgestellt werden, um Süddeutschland in Respect zu halten. Das wäre eine Zersplitterung der Kräfte, die ich nimmermehr billigen könnte. Es wären viel zu große Streitkräfte auf unwesentliche Nebendinge verwendet. Um Hannovers Herr zu werden, sind gewiß nicht zwei Armee-Corps nöthig und Süddeutschland in Ordnung zu halten — oder vielmehr irgend eine einstweilige Anstalt gegen Süddeutschland, gleichviel mit welchem Grad von Erfolg, aufrecht zu erhalten, bis man mit Oesterreich fertig ist, dazu genügen Landwehren. Manches würde auch der gestellten Aufgabe eben nur zum Schein genügen — und kaum; es wäre eine halbe Maßregel ohne eigentliche Realität: so die Aufstellung des 6. Armee-Corps in Schlesien. Eine so geringe Macht könnte doch wahrhaftig die Provinz nicht gegen einen wirklichen Angriff vertheidigen.

15. Mai. Roon läßt mich zu einer Unterredung entbieten; ich hatte gestern deshalb an ihn geschrieben; um 9½ Uhr zu ihm.

Ich berichte zunächst über Bennigsens Anwesenheit und meine Verhandlungen mit ihm; mußte bald sehen, daß ich mit ihm nicht vorwärts kommen konnte. Was Herr v. Bismarck mir gesagt hat, hätte seinen (Bennigsens) Anforderungen entsprochen; ich wußte aber nicht, wie weit ich davon Gebrauch machen konnte, ohne indiskret zu sein; das Beste wäre, wenn er mit Herrn v. Bismarck selbst spräche. Dazu ist er aufgefordert worden; da kann dann Herr v. Bismarck selbst ermessen, wie weit er in seinen Mittheilungen gehen will.

Roon schien das mit einer gewissen Befriedigung zu hören.

Ich: Was Hannover anbetrifft, so wäre da, wie mir Bennigsen versichert, mit entschiedenen, recht bestimmt und rücksichtslos ausgesprochenen Drohungen auch jetzt noch zu bewirken, daß der Anschluß an Oesterreich verhindert werde.

Roon: Das Nöthige ist geschehen, und der vollständige Umschwung ist dort bereits erfolgt.

Ich: Ich muß nun auf die Auflösung des Hauses der Abgeordneten kommen; ich gestehe, daß ich darüber erschrocken bin; sie ist nach meiner Ueberzeugung zu früh gekommen.

Roon: Zu früh? ich meine zu spät.

Ich: Nun, also jedenfalls nicht zu rechter Zeit! Nach einer gewonnenen Schlacht wäre, nach meiner Meinung, der rechte Augenblick gewesen die Kammer aufzulösen. Dann ließen sich bessere Wahlen hoffen. Jetzt, und wie die Sachen jetzt noch stehen, bekommen Sie die alten Leute wieder.

Roon: Ja allerdings; das erwarten wir auch; aber man hat den Leuten dadurch, daß sie nun nicht mehr in der alten Legislatur stehen — daß sie inzwischen wieder mit dem Lande in Berührung gekommen sind — daß sie unter veränderten Bedingungen wiederkehren, den Ausweg aus dem Conflict erleichtern wollen.

Ich: Diesen Ausweg werden sie aber nicht einschlagen; sie kommen sämmtlich in der alten Stimmung wieder, nicht mit der Ansicht, daß jetzt in dieser kritischen Zeit alle Partei-Rücksichten schweigen müssen, sondern mit der, daß jetzt der Augenblick gekommen ist, ihren Willen durchzusetzen. Das Odium des erneuerten Bruchs oder fortgesetzten Zwistes, wie man es nennen will, werden sie dabei auf die Regierung zu werfen suchen, und die Mittel dazu werden nicht fehlen. Sie werden sich zu allen möglichen Opfern bereit erklären, aber unter Bedingungen, und die Bedingungen werden sie dann so stellen, daß der König Nein dazu sagt.

Roon: Das liegt auf der Hand.

Ich: Nun also, was soll nun weiter geschehen? — Sorgen Sie dafür, daß der Krieg bereits in vollem Gange ist, daß bereits ein namhaftes Ereigniß, womöglich ein namhafter Erfolg vorliegt, wenn das neue Haus der Abgeordneten zusammenkommt, denn der erste Schuß wird denn doch eine bedeutende Wendung in der herrschenden Stimmung hervorrufen. Vor Allem aber möchte wohl dafür zu sorgen sein, daß ein Unfall im Felde nicht auch bei uns, wie 1859 in Oesterreich, für die Niederlage einer nicht beliebten Partei

im Innern ausgegeben werden kann. In diesem Sinne wäre eine Modification des Ministeriums vielleicht zu wünschen und zweckmäßig. Bismarck und Roon selbst müssen natürlich an ihrer Stelle bleiben — das versteht sich von selbst; es wird selbst von allen verständigen Liberalen nicht nur als nothwendig anerkannt, sondern sogar ausdrücklich verlangt. Aber von den untergeordneten Individuen könnten vielleicht ein paar entfernt werden. Viel wäre ohne Zweifel gewonnen, wenn vor Allem der Justizminister v. d. Lippe entfernt werden könnte, der dem Gesammtministerium schadet, weil er sich am wenigsten beliebt gemacht hat, und könnte Herr v. Bodelschwingh dazu beseitigt werden, so wäre das um so besser.

Roon: Wenn aber ein Ministerium erst anfängt zu zerbröckeln, dann geht es leicht seiner völligen Auflösung entgegen!

Ich: Es brauchten nicht etwa Liberale zu sein, die an die Stelle der Entlassenen eintreten; ja ich würde in diesem Augenblicke die Ernennung liberaler Minister geradezu widerrathen. Beamte, Fachmänner ohne alle politischen Antecedenzien, müssen gewählt werden, z. B. Pommer-Esche zum Finanzminister (ich nenne den um irgend Jemand zu nennen, um die Kategorie zu bezeichnen, in der man wählen müßte).

Roon: Was sagen Sie zu Seydel? — Der ist unstreitig eine finanzielle Capazität. (Roon hat ihn im Badeorte kennen gelernt und seitdem er — Seydel — als Oberbürgermeister von Berlin mit den Stadtverordneten, den Demokraten, in Conflict gerathen ist, auch „sehr coulant" gefunden.)

Ich: Seydels Ernennung hätte allerdings viel für sich; er würde immerhin eine Anzahl Stimmen unter den Abgeordneten nach sich ziehen.

Roon: Solche Leute würden aber als Ueberläufer bezeichnet und dadurch gelähmt werden.

Ich: Sie könnten sich aber auch gegen solche Verdächtigungen wohl vertheidigen; eine Anzahl Anhänger würde ihnen jedenfalls bleiben. Uebrigens habe ich eben deshalb vorgeschlagen nicht Liberale zu wählen, sondern Fachmänner ohne politische Antecedenzien.

Roon: Nun! Seydel ist doch, weiß Gott, kein unbeschriebenes Blatt!

Ich: Nein gewiß nicht, aber den haben auch Sie genannt, nicht ich! — Ich komme so oft als möglich darauf zurück, daß man den Fortschrittsleuten nicht die Möglichkeit lassen müsse, die Dinge so darzustellen, als sei eine Niederlage des preußischen Heeres in diesem Kriege nur die Niederlage einer exclusiven, im Innern lediglich im Sinn von Partei-Interessen herrschenden Partei.

Roon: Wenn mit der „renitenten Kammer" Nichts zu machen ist, wird man vor der Frage stehen, ob die Regierung in die Hände Liberaler gelegt und Alles aufgegeben werden soll, um das bisher jahrelang im Innern gekämpft worden ist, „oder ob man einen entschiedenen Entschluß fassen will." — Er, Roon, würde für seine Person gern dem Ministerium entsagen. „Ein Commando, das mir nicht entgehen kann, wäre mir viel lieber; aber darf das geschehen?"

Ich: Nein, ganz entschieden nicht; es wäre unter den gegenwärtigen Bedingungen geradezu verderblich; wir trieben damit unrettbar in die Revolution.

Roon: Nun also! — es müsse dann in dem vorausgesetzten Fall ein energischer Entschluß gefaßt werden; das Wahlgesetz sei ohnehin provisorisch und stehe seinem Wesen nach in Widerspruch mit der Verfassung. Den Worten der Verfassungs-Urkunde zufolge müßten alle Gemeindewähler auch bei den politischen Wahlen Wähler sein.

Ich: Aber auch bei einem solchen Entschluß ist mancherlei Bedenken; der Absolutismus ist bei uns unmöglich, wie die Dinge sich einmal entwickelt haben.

Roon: Niemand will ihn! — etwa 40 Individuen von der äußersten Rechten ausgenommen, will Jedermann eine Repräsentation!

Ich: Mit dem allgemeinen Stimmrecht kommen wir aber in die reine Nachahmung Frankreichs; in den Cäsarismus. Der ist aber auch seiner Natur nach kein dauernder Zustand; es kann auf die Länge nicht dabei bleiben, und doch sehe auch ich keinen Weg, der wieder herausführte.

Roon: Es giebt doch vielleicht Mittel, wieder herauszukommen.

Ich: Das ist jedenfalls sehr schwierig; politische Rechte zu verleihen, das ist immer sehr leicht; politische Rechte, die einmal verliehen sind, wieder nehmen, ist dagegen sehr schwer und hat selbst seine Gefahren.

Ich frage beiläufig, wie es mit der Landwehr-Cavallerie ist. Ich weiß Jemanden, der gern ein Landwehr-Cavallerie-Regiment hätte, und der, als ein wohlhabender Mann und guter Patriot, nöthigenfalls bedeutende Opfer nicht scheuen würde, um es in gehörigen Stand zu setzen. — Wer ist das? — Knesebeck; der möchte gern das 7. Schwere Landwehr-Regiment haben.

Roon: O, Knesebeck! — er soll sich nur melden; seine militärischen Antecedenzien kenne ich nicht; ich weiß nicht, ob sie von der Art sind, daß sie ihn zu dem Kommando eines Regiments berechtigen — aber sein persönlicher Charakter giebt mir alle möglichen Garantien, die ich nur wünschen kann. — Das 7. Regiment ist freilich schon vergeben, an Herrn v. Madai —, aber er soll sich bald melden, denn es sind überhaupt nur noch drei Regimenter zu vergeben.

Ich (indem ich aufbreche): Aber ich bitte, verfolgen Sie den Gedanken wegen einer Modification des Ministeriums!

Roon ruft mir nach: Ja, ja!

Das „warum seit Jahren im Innern gekämpft wird" ist natürlich eine königliche Macht, die selbständig neben, wenn nicht über dem Parlament steht, die nicht in ein parlamentarisches Regiment ganz aufgehen soll. Diese aufrecht zu erhalten, will man einen Staatsstreich nicht scheuen, und der würde in der Ertheilung allgemeinen Stimmrechts nach französischem Muster bestehen. So viel ist klar. Wir müssen aber wünschen, daß es dazu nicht kommt, denn damit wäre das öffentliche Wesen in unberechenbare aber jedenfalls unheilvolle Bahnen gelenkt.

Zu Hermann Duncker in die Versammlung der Altliberalen. Ich treffe da Max Duncker, Bürgermeister Seydel, Alexis Schmidt (von der Spener'schen Zeitung), Julian Schmidt, ein paar Andere, die mir genannt wurden, deren Namen ich wieder vergessen habe, und den Präsidenten Lette. Es war da mehr Cigarren-Qualm als politische Weisheit zu haben.

Es war die Rede davon, welche Haltung die altliberale Partei in dieser Krisis und namentlich den Wahlen gegenüber einnehmen soll, und da zeigte sich bald, daß Lette gar nicht in diesen Kreis gehörte. Der meinte, „wenn" der Krieg etwa wirklich nothwendig und nicht

zu vermeiden sein sollte, dann werde man wohl die Regierung darin unterstützen müssen — unter gewissen Bedingungen versteht sich! — Er nahm auch die Resolutionen-Macherei, das Geschrei nach Frieden, in milden Schutz und wollte das Alles entschuldigen.

Der kam mir recht mit seinem „wenn" in meiner heutigen Stimmung. Ich ging ihm mit solchem Nachdruck zu Leibe, daß die anderen Herren darüber zum Theil erschraken. Ich verwies ihn auf die offene Erklärung Beusts, Varnbülers und ihrer Lohnschreiber, auf die Artikel in den offiziösen und offiziellen Zeitungen Oesterreichs und Süddeutschlands, in denen uns ganz unverhohlen gesagt wird, daß es auf die Vernichtung Preußens abgesehen ist, brandmarkte die Resolutionsmacherei, das ganze Treiben, das selbst unter diesen Bedingungen nur Partei-Zwecke und Partei-Interessen zu fördern sucht. Es gab ein Hin- und Herreden, das eigentlich zu gar Nichts führte. Lette kam mehrfach in nicht allzu klarer Rede darauf zurück, die Regierung müsse „etwas thun", um das Land zu versöhnen. Und wenn das nicht geschieht? Sollen wir dann das Vaterland einfach untergehen lassen, um die Partei-Consequenz zu retten? — Die Leute machen sich eben nicht klar, um was es sich handelt; sie verschließen absichtlich die Augen dagegen. —

Max Duncker stellte, an Lette gewendet, in klaren und präcisen Worten die einfache Frage: was denn die Regierung thun müsse? Und diese einfache Frage brachte den Mann ganz aus der Fassung, er war darauf nicht vorbereitet, er wußte gar keine Forderung zu formuliren — bis dann am Ende „zweijährige Dienstzeit" herauskam. Zweijährige Dienstzeit in der Armee müsse die Regierung einräumen.

Hilf Himmel! von einer solchen Detail-Frage sollen wir Sein oder Nicht-Sein des Vaterlandes abhängig machen! Und in einem Augenblick, wo wir der Armee mehr als jemals bedürfen, *sollen wir Bestimmungen durchsetzen, die deren Tüchtigkeit untergraben müssen.* Aber eigentlich heißt das auch nur: zweckmäßig oder nicht; worauf es ankommt, ist, daß die Regierung gezwungen wird „der großen liberalen Partei" den Willen zu thun; was aus Preußen wird, kommt dagegen nicht in Betracht.

Seydel ist ein Schwätzer, der sich gern sprechen hört und

Talent für endlose Reden ohne Inhalt hat. Es wurde Nichts zu Stande gebracht, als daß man sich auf diesen und jenen besann, der noch bei weiteren Besprechungen zugezogen werden könne. Lette, der sich nicht in seinem Elemente fühlte, brach zuerst auf, und kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, so war alle Welt darüber einig, daß er in unsern Kreis nicht passe und gehöre.

Bernhardi's Sendung nach Italien.

16. Mai. Unter den Linden begegnet mir der König in leichter Kalesche, bemerkt mich und grüßt mich mit besonders freundlichem Empressement. Mir schien, es müsse das Etwas zu bedeuten haben, und es hatte auch etwas zu bedeuten.

Archiv. Legationsrath v. Keudell läßt mich zu sich entbieten und eröffnet mir, daß meine officielle Sendung nach Italien beschlossen sei. Moltke hat bei Bismarck darauf angetragen, daß ich hingesendet werde, Bismarck dem Könige berichtet, und der König sofort, ohne Schwierigkeit und Einwendung „Ja" gesagt, so wie ich ihm genannt wurde. Das ist viel, da ich meines äußeren Zeichens nicht Militär bin, worauf er doch sehr hält.

Daß ich annehme versteht sich von selbst. Was die Bedingungen anlangt, so muß ich, um meine Stellung zu sichern und Einfluß auf die Operationen zu gewinnen, einen Rang erhalten und in der einen oder anderen Form bei dem Hauptquartier des Königs von Italien accreditirt werden.

17. Mai. Keudell gesehen. Er eröffnet mir, daß mir der Charakter als Legationsrath beigelegt ist, da die Verleihung eines militärischen Ranges nicht möglich sei.

Besuch bei Max Duncker. Er liest mir einen Brief von Prof. Baumgarten aus Karlsruhe vor, in welchem über ein merkwürdiges Gespräch zwischen dem Kaiser Franz Joseph und dem Prinzen Carl von Baden errichtet wird, der neuerdings seinen Abschied aus österreichischen Diensten genommen hat. Der Kaiser ist ganz als anerkannter Oberherr von Deutschland aufgetreten und hat sich unum-

wunden darüber ausgesprochen, wie er die Streitkräfte der süddeutschen Kleinstaaten, Bayerns, Württembergs und Badens zu verwenden gedenke, und aufgefordert, die Rüstungen zu beschleunigen. Baumgarten, der in Süddeutschland wohl sieht, wie die Dinge gemeint sind, ist empört über das Gebahren der Fortschrittspartei und über die Friedensadressen, die von allen Seiten auftauchen. Er schreibt: „Ich hoffe, Sie werden Gutes bewirken für diesen Staat, dessen Bevölkerung sich selbst aufgegeben hat."

18. Mai. Früh aus in den Generalstab, zu Moltke, der sehr zufrieden ist meiner Sendung wegen. Er sagt mir, daß ich Briefe an Lamarmora, den italienischen Oberfeldherrn und Minister-Präsidenten, und was ich sonst bedarf, nicht von ihm, sondern von dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten bekommen muß. Er will mir aber ein von ihm entworfenes Memoire über den Krieg in Italien anvertrauen.

Den neuesten Nachrichten zu Folge ist die italienische Armee um zwei Punkte und in zwei Hälften concentrirt: 120,000 Mann bei Cremona und Piacenza, — 80,000 Mann als zweite Armee um Bologna. Die Oesterreicher hätten 180,000 Mann in Italien, im Wesentlichen bei Rovigo am unteren Po vereinigt. „Ich verstehe es nicht recht!" Wahrscheinlich werden die Italiener das Festungsviereck um das Nord-Ende des Gardasees herum durch Wälsch-Tirol umgehen und die Eisenbahn im Etschthal gefährden. (NB. Was ich übrigens nur als secundäre Operation billigen könnte, nicht als Hauptoperation, von der etwa die Entscheidung erwartet würde — Moltke machte keinerlei Bemerkung dazu.) Garibaldi sei mit seinen Freischaaren nach Dalmatien bestimmt; ein Aufstand in Ungarn werde erwartet und solle durch Garibaldi's Expedition mittelbar unterstützt werden.

Was uns Preußen betrifft, so sollen unsere sämmtlichen acht Armee-Corps in der Oberlausitz versammelt werden. Oesterreich ist unser einziger gefährlicher Feind, — gegen Oesterreich werden alle Streitkräfte vereinigt, — alles Uebrige soll als Nebensache so gut wie unberücksichtigt bleiben. (Mir ist sehr lieb zu hören, daß von einer Zersplitterung, wie verlauten wollte, nicht die Rede ist. Die Concentrirung unserer Streitkräfte zu einem Schlage gegen Oesterreich,

und daß wir mit unseren Operationen ganz auf dem rechten Ufer der Elbe und Moldau bleiben — das ist die Hauptsache. Freilich würde ich lieber sehen, wenn man kühn genug wäre, sich auf die entscheidende Operationslinie Oderberg-Wien zu werfen.)

Oberstlieutenant Veith wurde gerufen, und Moltke trug ihm auf mir die nöthigen Karten, die Ausweise über die verschiedenen Armeen u. s. w. zu geben. Moltke fügte hinzu, Loucadou müsse nun aus Italien zurückberufen werden.

Zu Keudell, der mir sagt, ich würde für die Zeit des Krieges der Gesandtschaft in Florenz attachirt.

Ein eigenes Creditiv von Souverain zu Souverain würde gegen das Herkommen sein. Usedom werde Auftrag erhalten mich vorzustellen und einzuführen. Keudell fügt hinzu, ich würde mit Moltke zu correspondiren haben, solle meine Berichte aber offen nach Florenz an Usedom einsenden, damit dieser sie lese und besonders wichtige Dinge gleich vorher telegraphisch in Chiffren melden könne.

Behufs Ordnung seiner Familienangelegenheiten reiste Bernhardi am Abend des 18. Mai nach Cunnersdorf ab, wo er zwei Tage verweilte, um das Nöthige zu ordnen und von seiner Familie Abschied zu nehmen. Das Tagebuch bemerkt darüber u. A:

Sehr erfreulich ist mir, die hier im Lande herrschende Ansicht wahrzunehmen. An den inneren Conflict denkt vor der Hand Niemand mehr; die Erinnerung daran ist vor dem Gedanken an den herannahenden Krieg gewichen. Was aber den Krieg anlangt, so steht ganz allgemein und ohne Ausnahme die Ueberzeugung fest, daß Preußen angegriffen ist und sich vertheidigen muß. Der sächsische Minister Beust wird allgemein als derjenige bezeichnet, der den Krieg absichtlich herbeiführt . . . . Irgend eine bestimmte Veranlassung, die diesen gänzlichen Umschwung der Stimmung herbeigeführt hätte, ist nicht zu entdecken.

Am Morgen des 21. Mai war Bernhardi wieder in Berlin eingetroffen, um sich sofort zu Duncker zu begeben, bei welchem er eine Anzahl von Werthpapieren und Manuskripten für die Zeit seiner Abwesenheit hinterlegte.

Duncker sagt mir, die Dinge gehen gut — es scheint nicht, daß sich die deutschen Bundesstaaten den Oesterreichern anschließen werden zum Bunde gegen Preußen, denn die Bamberger, d. h. die Mittelstaaten, die sich in Bamberg beriethen, haben sich auf einen sehr zahmen Antrag bei dem Bundestage beschränkt. Zu dem Kriege mit Oesterreich aber zeigt sich immer bestimmtere Aussicht, denn der europäische Congreß, den Napoleon III. auch dieses Mal wieder vorschlagen wollte, und der sich ohne Zweifel lähmend eingemischt hätte, um die Krisis ergebnißlos in den Sand zu leiten, der ist schon bei den allerersten Sondirungen in Wien sehr entschieden von Oesterreich abgelehnt worden. Oesterreich stellt nämlich die Bedingung, daß auf dem Congreß von Venetien nicht die Rede sein dürfe. Auch setzen sich unsere Truppen nun endlich in Bewegung. Die Garden rücken am 30. d. M. von hier aus; das entfernteste Corps, das ostpreußische, hat freilich bis jetzt nur den Befehl, sich marschbereit zu halten. — Der Kronprinz erhält das Commando in Schlesien, wo das 5. und 6. Armee-Corps unter seinen Befehl gestellt werden. (Das ist eine wesentliche Abweichung von dem letzten Entwurf Moltke's, dem zufolge die ganze Armee in der Oberlausitz versammelt werden sollte. Ich möchte wissen, wodurch veranlaßt und in welcher Absicht?)

Zugleich hat man beschlossen ein Landwehr-Corps von etwa 30,000 Mann — 24 Garde- und 24 Provinzial-Landwehrbataillone unter General v. d. Mülbe — in erster Linie zu verwenden. Max Duncker findet das sehr zweckmäßig: „Laß sie zeigen, was sie können," — es werde jedenfalls sehr belehrend sein für die Landwehr-Schwärmer in dem Abgeordneten-Hause.

Besuch bei Keudell zu geschäftlichen Besprechungen. Sehr überrascht und hocherfreut war er, als er vernahm, wie sich die Stimmung in Schlesien gewendet hat, und daß dort allgemein Beust als der eigentliche Urheber des Krieges bezeichnet wird. — Das wollte er sofort Bismarck mittheilen.

Der Königs-Meyer war mir begegnet. Der lamentirte über den unglücklichen Krieg und sah sehr schwarz oder that wenigstens so. Da ich sehr zuversichtlich sprach, meinte er, der Krieg gegen Oesterreich brauche allerdings nicht nothwendiger Weise unglücklich zu gehen, aber

wenn wir, selbst im besten Fall, durch diesen Krieg auf das Aeußerste erschöpft wären, dann werde uns Napoleon mit einem neuen Kriege drohen, dem wir uns nicht gewachsen fühlen könnten; wir würden dann genöthigt sein, das linke Rhein-Ufer abzutreten. Und nun schrie er los in höchster Leidenschaftlichkeit und mit heftiger Gesticulation: „das ist eine Infamie, das ist eine Nichtswürdigkeit" u. s. w.! (NB. So wird vor der Königin und vor dem Kronprinzen perorirt von Leuten wie Meyer, Friedberg und Consorten; das sind die Argumente, die jetzt an der Tagesordnung sind, um zu beweisen, daß die Fortschritts-Partei in Preußen herrschen muß und Augustenburg in den Elbherzogthümern.)

Ich hielt ihn mit der etwas trocken hingestellten Bemerkung an, daß dergleichen Aeußerungen einem preußischen Beamten nicht ziemen. Er meinte etwas betroffen, seine Aeußerungen seien nur „eventuell". Auch in Beziehung auf eine eventuelle Möglichkeit ziemen sie einem von der preußischen Regierung Besoldeten nicht. Zur Sache glaube ich, daß Preußen, da es angegriffen wird, sich eben auf jede Gefahr hin vertheidigen muß. Uebrigens sehe ich das besorgte Unheil nicht. — Die erwähnte Gefahr liege doch klar zu Tage. „Sie rechnen mit Factoren, die ich nicht acceptire!" — Ja, meinte Meyer, wenn ich nicht ganz besondere Informationen habe! — wie die Sache offen zu Tage liege, könne der gewöhnliche gesunde Menschenverstand wohl kaum anders urtheilen. — Uebrigens will der Mann, wenn der Krieg einmal nicht zu vermeiden ist, auch patriotisch verwendet sein — etwa bei den Hospitälern oder in ähnlicher Weise.

General Graf Henckel bei mir, erzählt: der Fürst Lichnowsky, der auch in Oesterreich Güter hat, war in Wien, verabschiedete sich bei dem Kaiser, da die Möglichkeit eines Krieges ihn veranlasse, nach Hause zu gehen. Da rief Franz Joseph in höchster Aufregung aus: „Ach, Krieg mit Preußen! — das ist ein Unsinn! — Ich habe es immer gesagt, es ist ein Unsinn!"

Etwas später kam der General Stern-Gwiazdowski und theilte mir eine ihm sehr erfreuliche Nachricht mit: General Hindersin hat ihn, den 76jährigen aber rüstigen Veteranen, dazu ausersehen, die Reserve-Artillerie des Landwehr-Corps v. d. Mülbe zu commandiren;

50 glatte Zwölfpfünder, damit wird er Wunder thun! er war ganz Feuer und Flamme, und ich freute mich mit ihm wie billig.

22. Mai. An Graf Pückler geschrieben: melde meine Abreise nach Italien für den Fall, daß der König Befehle für mich hat. Die Antwort erfolgt sogleich. — Werde auf 1 Uhr zum König bestellt.

Aus, zum Generalstab. Moltke verfehlt. Langes Gespräch mit Veith, der mir eine Karte von Ober-Italien und das Memoire von Moltke einhändigt.

Lage der Dinge in Italien. Veith sagt mir: der preußische Generalstab berechne die Streitkräfte der Oesterreicher in Italien nach den bisherigen Nachrichten auf 33 Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillonen, 16 Jägerbataillone, 10 vierte Bataillone ebenso vieler Infanterie-Regimenter und 6 Regimenter leichter Cavallerie, wozu noch 30,000 Croaten kommen, im Ganzen auf 180,000 Mann.

Nach den neusten Nachrichten aber, die Graf v. d. Groeben (Major im Generalstabe und Militär-Attaché bei der Gesandtschaft in Wien) von dort eingesendet hat, haben die Oesterreicher nur 21 Infanterie-Regimenter und im Ganzen 120,000 Mann. Danach zu urtheilen, beabsichtigen die Oesterreicher auf dem dortigen Kriegstheater eine stricte Defensive. Die Italiener aber haben eine große Ueberlegenheit.

In Böhmen haben die Oesterreicher sechs Armeecorps zu 30,000 Mann ein jedes und außerdem einige Reserve Cavallerie-Divisionen, zusammen 200,000 Mann. (Da bleiben wir ihnen an Anzahl nicht unbedeutend überlegen.)

Um 2 Uhr im Palais, wo ich einige Zeit mit dem General-Adjutanten Alvensleben, Lehndorff und Stiehle im Vorzimmer verweilen muß. — Alvensleben bemerkt gegen mich: Es zeigen sich immer mehr Indizien, daß der Krieg von Seiten Oesterreichs schon seit Jahren vorbereitet war.

Den König finde ich in allerrosigster Laune, er giebt mir die Hand und dankt mir freundlich dafür, daß ich diese Mission bereitwillig übernommen habe. — Er versichert mich, daß er den Krieg, der uns nun näher rückt, nicht gewünscht und gewollt habe, — er würde gern Alles ergreifen, was den Frieden erhalten kann, — zeigt sich verwundert über eine Nachricht, die uns heute die „Dresdner

Zeitung" bringt, daß Oesterreich nun doch auf den Vorschlag eines europäischen Congresses eingehe.

Ich (der ich dieser Nachricht keinen Glauben beimesse): Das müßten Ew. Majestät doch früher wissen, als die „Dresdner Zeitung".

König: Wir haben schon mehrere Male Nachrichten über Dresden bekommen.

Ich suche auf die Kriegsführung in Italien zu kommen und bemerke: Ich habe mit dem General Moltke die Lage der Dinge in Italien schon besprochen. Daß die Italiener glänzende Siege erfechten, dürfen wir kaum erwarten, aber Moltke meint, glücklicher Weise sei das für den Erfolg im Ganzen auch kaum nothwendig. Das Wesentliche ist, daß sie eine bedeutende Macht Oesterreichs in Italien beschäftigen und festhalten und dadurch verhindern, gegen uns in Böhmen aufzutreten und da die österreichischen Streitkräfte zu verstärken.

König: Die Oesterreicher scheinen in Italien die stricte Defensive zu beabsichtigen.

Ich: So scheint es allerdings, General Moltke aber meint nun, es komme darauf an, daß ihnen unmöglich gemacht werde, diese Defensive mit geringen Mitteln durchzuführen, daß die Italiener sich nicht durch das Festungsviereck und eine verhältnißmäßig geringe Macht im freien Felde aufhalten lassen. Sie müssen das Festungs-Viereck umgehen, indem sie in der Gegend von Ferrara über den untern Po gehen, sich nicht vorzeitig auf Belagerungen einlassen und dadurch aufhalten, sondern nach Triest eilen, um von dort aus, auf ihre Flotte gestützt, das Innere der österreichischen Monarchie zu bedrohen und uns möglicher Weise an der Donau die Hand zu bieten. Wenn sie ja eine lange Belagerung unternehmen, müßte es die von Verona sein.

Der König geht darauf nicht ein.

Ich halte Verona, namentlich der heutigen Artillerie gegenüber, nicht für so stark, als es im Allgemeinen geglaubt wird, und als die Oesterreicher vorgeben. Die eigentliche Enceinte hat zu viel freistehende Mauern, die detachirten Forts liegen der Hauptfestung zu nahe und sind zu klein, um der heutigen Artillerie lange widerstehen zu können.

König: Ich glaube auch nicht, daß Verona so stark ist, als man allgemein glaubt.

Ich erzähle, wie sich die Stimmung in Schlesien gewendet hat, daß man dort Preußen angegriffen glaubt, den Krieg für einen Vertheidigungskrieg hält und Herrn v. Beust als denjenigen ansieht, der ihn eigentlich herbeiführt.

König: Er hat auch viel dazu beigetragen. Er ist unter allen Bedingungen feindselig gegen Preußen gewesen. Als ich das liberale Ministerium hatte, so sagte er pis que pendre von Preußen, pis que pendre.

Ich werde gnädig entlassen.

Abends zu Roon, mit ihm allein in seinem Cabinet. Ich finde ihn nicht frei von Sorgen.

Roon: Mit dem Congresse ist es Nichts, deshalb braucht man sich keine Gedanken zu machen, aber es sind anderweitig Unterhandlungen im Gange, mit denen Oesterreich offenbar nur Zeit gewinnen will. Denn wiewohl die Oesterreicher sechs Wochen früher zu rüsten angefangen haben, als wir, sind sie jetzt von uns bedeutend überholt. Dann wollen sie auch Zeit haben, ihre süddeutschen Freunde in Bewegung zu bringen und im südlichen Deutschland den Kern einer österreichischen Macht zu bilden, um den sich dann die Contingente der süddeutschen Staaten schaaren sollen. Die Brigade Kalik wird zu diesem Ende aus Holstein an den Main dirigirt und der Prinz Alexander von Hessen ist zum Generalissimus der Armee bestimmt, die sich dort bilden soll. Wir sollen dadurch veranlaßt werden, Truppen am Rhein zurückzulassen. Das thun wir aber nicht. Alles kommt darauf an, daß wir „die Schlacht bei Collin" gewinnen — wir vernachlässigen alles Andere deshalb und vereinigen unsere ganze Macht gegen Böhmen.

Ich kann das nur billigen, es wäre aber doch gut, wenn man die Oesterreicher vorher aus Mainz vertreiben könnte. —

Man könnte in der Stille Truppen heranrücken lassen und dann bei Nacht ein Thor aufmachen und diese Truppen hereinlassen, um die Oesterreicher zu überwältigen. Aber das wäre unredlich, das thun wir nicht.

Ich: Wir müßten aber jedenfalls den Oesterreichern die Zeit nicht lassen, deren sie noch bedürfen. Den Vorsprung, den wir ge-

wonnen haben, müssen wir auch benutzen. Unser Interesse ist, so schnell wie möglich loszuschlagen.

Roon: Ja gewiß! Aber wo nimmt man den Casus belli her? Freilich wäre gerade jetzt einer zu finden. Die Brigade Kalik muß, um von Holstein aus den Main zu erreichen, zwei Mal unsere Etappen-Straße nach dem Rhein durchschneiden, ein Mal bei Lehrte und dann wieder bei Gießen. Das geschieht gegen die bestehenden Verträge, ohne daß man Preußen um seine Erlaubniß gefragt hätte. Nun wäre es ein Leichtes, den Bahnhof bei Lehrte oder den bei Gießen mit einer hinreichenden Macht zu besetzen und jedes einzelne Bataillon Oesterreicher, wie es auf der Eisenbahn ankomme, in Empfang zu nehmen und zu Gefangenen zu machen. Dann wäre der Krieg da.

Ich fordere Roon zum Abschied noch ein Mal auf, den Bruch so schnell wie möglich herbeizuführen.

23. Mai. Max Duncker kommt zu mir mit der Kunde, daß mich der Kronprinz vor meiner Abreise sehen will. Ich soll um 11 Uhr auf den Potsdamer Bahnhof, um dort zu erfahren, ob er herkommt oder ob ich nach Potsdam hinausfahren soll.

Im Uebrigen hat Max Duncker Gutes zu berichten. Der Abgeordneten-Tag, eine Versammlung liberaler Abgeordneten aus mehreren Parlamenten Deutschlands, die zusammen waren, um zu berathen, welche Haltung sie in der gegenwärtigen Krisis annehmen sollten, ist gut abgelaufen. Es sind keine feindselig gegen Preußen gerichteten Beschlüsse gefaßt worden, obgleich einzelne unserer Fortschrittsmänner, wie z. B. Schulze-Delitzsch dazu hetzen wollten. Das haben wir Bennigsen zu danken und den badischen Abgeordneten.

(Bennigsen hat hier Bismarck gesehen, sich über Vieles mit ihm verständigt und schließlich Berlin mit wesentlich modificirten Ansichten verlassen.)

Sammer hatte 29 Abgeordnete auf den Abgeordnetentag geschickt, auserwählte, zuverlässige Anhänger des Hauses Augustenburg, die sollten dort gegen Preußen wühlen, einen Schmerzensschrei vernehmen lassen und die Abgeordneten zu einem Kriege gegen Preußen stimmen. Sie haben das auch versucht, so weit die Kräfte reichten.

Vergebens zu Moltke; der war, wie jetzt vielfach, beim Könige.

Besuch bei dem Grafen Barral, italienischem Gesandten, dem Keudell mich angekündigt hatte.

Auf den Potsdamer Bahnhof. Da kommen nach einander zwei Telegramme für mich an, — erst, ich sollte den Kronprinzen auf dem Bahnhof erwarten, — dann, ich soll ihn um 1 Uhr in seinem Palais aufsuchen.

Um 1/2 1 Uhr ins Palais, muß etwas warten, — werde in das Meldezimmer gewiesen und finde da das Hauptquartier des Kronprinzen in voller Thätigkeit: General v. Blumenthal, als Chef des Generalstabs, Oberst v. Stosch, den ich von Gotha her kenne, als Oberquartiermeister, General Schweinitz als Chef der Ingenieure und Major v. d. Burg, den ich hier kennen lerne.

.... Blumenthal gab mir Auskunft über seine Stellung, wünschte sich Glück bei dem Kronprinzen zu sein, rühmte mir, wie liebenswürdig er sei. —

Der Kronprinz kehrt von einer Ausfahrt zurück und empfängt mich. Von meiner Sendung weiß er durch Moltke. Nach einigen Worten richtet er an mich die Frage, warum meiner Ansicht nach eigentlich Krieg geführt werde?

Ich: Im Lande ist die Ansicht herrschend, daß nicht wir Krieg führen, daß man vielmehr mit uns Krieg führt, daß Preußen angegriffen wird und sich vertheidigen muß, und man bezeichnet Herrn v. Beust als denjenigen, der eigentlich den Krieg herbeiführt.

Der Kronprinz spricht immer in der stillschweigenden Voraussetzung, daß sich der Krieg wohl hätte vermeiden lassen, er spricht von den Gefahren, die sehr groß seien, die Oesterreicher werden Venetien nur zum Schein vertheidigen — sie werden schnell „einen Frieden von Villafranca" schließen — um dann mit ganzer Macht und im Verein mit ganz Deutschland, ja wie er andeuten zu wollen scheint, auch mit Frankreich, über uns herzufallen.

Ich: Wie die Dinge jetzt liegen, scheinen die Pläne doch eher die entgegengesetzten zu sein. Oesterreich ist ausdauernd in seinen Ansprüchen, es giebt Venetien, es giebt seine Suprematie in Italien so wenig auf als die Suprematie in Deutschland. Vorläufig bleibt Oesterreich in Italien offenbar auf der Defensive, um zunächst mit

großer Macht über uns herfallen zu können, und dann, wenn man erst mit Preußen fertig ist, wie man hofft, die gesammte Macht gegen Italien zurückzuwenden.

Kronprinz: kommt darauf zurück, daß die Verhältnisse jedenfalls sehr ungünstige für Preußen sind.

Ich: Manches hat sich indessen günstiger gestellt, als man erwarten durfte. Der Abgeordnetentag namentlich ist ganz gut abgelaufen; mit den Beschlüssen, die dort gefaßt worden sind, können wir ganz gut zufrieden sein. Das ist eine glückliche Folge der Anwesenheit Herrn v. Bennigsens hier in Berlin, wo er sich zu orientiren gesucht hat.

Kronprinz: Also der hat hier Vertrauen zu der Sache gewonnen?

Ich: Herr v. Bennigsen hat hier gesehen, daß die Dinge doch etwas anders stehen, als er sich aus der Entfernung gedacht hatte!

Kronprinz: verweilt von Neuem dabei, daß die „Chancen" für uns ungünstig seien, und daß Preußen die öffentliche Meinung gegen sich hat.

Ich: Mir scheint der Krieg von Seiten Oesterreichs nahezu ein Act des Wahnsinns. Wir wagen viel, sehr viel bei dem Kriege — Oesterreich aber die Existenz.

Kronprinz (scheint das gewissermaßen zuzugeben): Wir können Provinzen verlieren. „Nun! — die erobert man dann später wieder."

Ich glaube im Gegentheil, daß Preußen nur durch die ungeheuersten Opfer und die heldenhaftesten Anstrengungen wieder empor kommen könnte, wenn Oesterreich und die Mittel-Staaten es einmal unter den Fuß gebracht hätten — und daß die Fortschrittspartei, an die Spitze der Regierung gestellt, das dann nicht einmal versuchen, sondern nur daran arbeiten würde, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen!

Der Kronprinz (fortfahrend): Wenn man nur den Forderungen der Zeit gerecht wird, käme Preußen ganz von selbst an die Spitze Deutschlands.

Ich: Ohne Gewalt auch dann nicht, E. K. H.; ich will durchaus

nicht sagen, daß es nicht eine sehr schöne Sache und in hohem Grade wünschenswerth wäre, die öffentliche Meinung für sich zu haben —: aber die Einheit Deutschlands ist eine Frage der Macht. Den Geist der Dynastieen kennen E. K. H. so gut wie ich; die Dynastieen haben in ihren organisirten Machtmitteln, in ihren organisirten Armeen und Finanzen, in der Verwaltung, die ihnen dienstbar ist, große Mittel des Widerstandes — und sie fügen sich gewiß nicht ohne Widerstand.

Kronprinz: Der König will den Frieden; er hält sich an jeden Strohhalm, um den Frieden zu erhalten.

Ich: Wie gern der König den Frieden erhalten möchte, und wie sehr es ihm Ernst darum, ist bekannt — und es liegt allerdings eine gewisse Gefahr in der Redlichkeit des Königs. Der König ist stets bereit, redlich auf Unterhandlungen einzugehen, die unredlich gemeint sind und keinen anderen Zweck haben, als Zeit zu gewinnen. Darin liegt eine große Gefahr!

Kronprinz: Wenn man den Forderungen der Zeit gerecht wird und den Erbprinzen von Augustenburg in den Elbherzogthümern einsetzt, unter Bedingungen die uns sicher stellen, ist der Friede heute noch zu haben.

Ich: Halten E. K. H. das jetzt noch für möglich?

Kronprinz: O gewiß! Der Erbprinz nimmt gleich an!

Der Prinz spricht mir auch von seinem Commando in Schlesien: er werde dort zwei Armee-Corps haben — sein Vetter (Friedrich Carl) — wie er hört — in der Lausitz vier. — Es wird ein Telegramm aus Wien gebracht: russische sowohl als türkische Truppen seien in die Moldau eingerückt. Der Kronprinz fragt, was ich dazu sage.

Ich: die Nachricht kommt aus Wien, da ist sie wohl nur mit großer Vorsicht aufzunehmen; ich glaube die gemeldete Thatsache nicht.

Ich werde sehr gnädig entlassen — soll den Prinzen Humbert grüßen (den König Victor Emanuel kennt der Kronprinz nicht persönlich) — dem Garibaldi läßt die Kronprinzessin sagen, daß sie den lebhaftesten Antheil an ihm nimmt.

Daß zwei Armeecorps in Schlesien aufgestellt werden, ist eine nicht unwesentliche Abweichung von Moltke's ursprünglichen Plänen; — ich möchte wissen, wer sie herbeigeführt hat. — Die Absicht, die rechte

Flanke einer möglichen strategischen Stellung der Oesterreicher im nördlichen Böhmen zu bedrohen oder zu umgehen, ist einleuchtend. —

Max Duncker kommt und läßt sich mein Gespräch mit dem Kronprinzen erzählen. Der Kronprinz läßt sich jetzt schon seit längerer Zeit von Dr. Friedberg politische Vorträge halten — d. h. Vortrag über die politischen Tagesereignisse —: ein deutlicher Fingerzeig, daß Max Duncker überflüssig geworden ist und gehen kann oder soll — denn dessen Amt ist das eigentlich. — Mein Freund ist geblieben solange die Augustenburger durch seine Entfernung etwas gewinnen konnten. Wenn aber der Krieg erst ausgebrochen ist, die Würfel unwiederbringlich gefallen sind, will er seinen Abschied nehmen. —

Er sagt mir auch, daß der Prinz Carl von Hohenzollern die Fürstenwürde in Rumänien auf Napoleons ausdrückliches Verlangen angenommen hat. Napoleon hat auch die Wahl der Bojaren auf ihn gelenkt — mit andern Worten: — hat ihn wählen lassen! — Das wirft ein helles Licht auf die augenblickliche politische Lage; es ist aber ein Staatsgeheimniß, dessen ich gegen Niemanden gedenken soll.

Abreise vom Potsdamer Bahnhof um 1/2 8 Uhr nach Italien.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0036747548

